

**GERALD
POSNER**



Belastet

**MEINE ELTERN IM
DRITTEN REICH**

**GESPRÄCHE MIT
DEN KINDERN
VON TÄTERN**

Bechtermünz Verlag

Für sein Buch, das in den USA unter dem Titel »Hitler's Children« erschien, recherchierte Gerald Posner mehrere Monate in Deutschland. Er führte Interviews mit den Nachfahren von Nazi-Größen wie Rudolf Heß, Hans Frank, Josef Mengele, Hermann Göring und Karl Dönitz, mit zwei Töchtern von Mitläufern und mit dem Sohn des Hitler-Attentäters Claus von Stauffenberg. Tonbandprotokolle dieser oft emotional geführten Gespräche bilden die Basis für »Belastet«.

Der in New York lebende Publizist Gerald Posner wurde international bekannt durch sein Buch über den Auschwitz-Arzt Josef Mengele. Auch sein vor kurzem erschiene- nes Buch über den Kennedy-Mord erregte weltweit großes Aufsehen.

ISBN 3-86047-915-6



9 783860 479155

01480



Gerald Posner

Belastet

Meine Eltern im Dritten Reich
Gespräche mit den Kindern von Tätern

Deutsch von
Manfred Schmitz

Bechtermünz Verlag

Genehmigte Lizenzausgabe für
Bechtermünz Verlag im
Weltbild Verlag GmbH, Augsburg 1997
© Gerald S. Posner
Titel der amerikanischen Ausgabe: [Hitler's Children](#)
© für die deutsche Ausgabe 1994 by Verlag Das Neue Berlin, Berlin
Gestaltung: P. Fischer Sternaux
Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 3-86047-915-6

Eingelesen mit [ABBYY Fine Reader](#)

Den Opfern nationalsozialistischer Aggression

Inhalt

Vorwort des Autors zur deutschen Ausgabe von <i>Hitler's Children</i>	9
Danksagung	11
Vorbemerkung des Übersetzers	13
Kapitel 1	
Die Mauer des Schweigens wird durchbrochen <i>Einführung</i>	15
Kapitel 2	
«Eine tausendjährige Schuld» <i>Hans Frank, Generalgouverneur von Polen, und seine Söhne Niklas und Norman</i>	25
Kapitel 3	
«Siegerjustiz» <i>Der Führerstellvertreter Rudolf Hess und sein Sohn Wolf Rüdiger</i>	63
Kapitel 4	
«Ein lautstarker Diktator» <i>Der stellvertretende Rüstungsminister Karl Saur und seine Söhne Karl jun. und Klaus</i>	99
Kapitel 5	
Der alte Finanzauberer <i>Reichsbankpräsident Hjalmar Schacht und seine Tochter Cordula</i>	129
Kapitel 6	
«Keine Richter, nur Rächer» <i>Der Auschwitz-Arzt Josef Mengele und sein Sohn Rolf</i>	149
Kapitel 7	
Der letzte Führer <i>Grossadmiral Karl Dönitz und seine Tochter Ursula</i>	179

Kapitel 8	
Operation Walküre	
<i>Oberst Claus von Stauffenberg und sein Sohn Franz Ludwig . .</i>	209
Kapitel 9	
Der treue Gefolgsmann	
<i>NSDAP-Veteran Ernst Mochar und seine Tochter Ingeborg ...</i>	235
Kapitel 10	
Kleine Prinzessin	
<i>Luftwaffenchef Hermann Göring und seine Tochter Edda.....</i>	249
Kapitel 11	
Verrat	
<i>Der als Kriegsverbrecher verurteilte Hans Lesser und seine Tochter Marion</i>	263
Kapitel 12	
Das Nazierbe <i>Ein Resumé</i>	279
Bibliographie.....	285
Personenregister	286

Vorwort des Autors zur deutschen Ausgabe von *Hitler's Children*

Als ich dieses Buch zu schreiben begann, war die Berliner Mauer noch nicht gefallen. In Deutschland gab es noch kein erneutes Aufblühen neonazistischer Gewalt gegen Einwanderer und Asylsuchende. Die italienischen Wähler hatten noch nicht wieder – zum erstenmal seit Mussolini – die Faschisten in die Regierung gewählt. Noch war Jugoslawien nicht erbarmungslos zum jüngsten Schlachtfeld Europas degeneriert, auf dem barbarisch gemetzelt und jahrhundertalter ethnischer Zwist ausgefochten wird. Die Botschaft der in diesem Buch von einem Dutzend Kinder führender Personen des Dritten Reichs erzählten Geschichten gewinnt in der neuen Ära europäischer Geopolitik immer grössere Bedeutung. Es ist eine Ära, die von einer allzu furchterregenden Tendenz geprägt ist, die Lehren der jüngeren Vergangenheit zu vergessen.

Diese Kinder erinnern uns daran, dass die Männer, die mitunter unfassbarer Verbrechen fähig waren, auch ein ganz gewöhnliches Privatleben führen konnten. Mit den Augen der Kinder, die sie als Väter kannten, sehen wir, dass sich unter dem Lack eines «normalen» Familienlebens Brutalität in der Politik und in der Kriegführung verbergen können. Die Männer in diesem Buch, die die Verantwortung für die Kriegsverbrechen trugen, passen nicht zu dem stereotypen Bild eines Massenmörders. Sie treten uns nicht als die aus Filmen bekannten, halbbetrunkenen sadistischen Wärter entgegen, die Unschuldige in die Gaskammer stiessen. Sie waren auch keine Psychopathen, die, wenn sie abends heimkehrten, ihre Frauen prügeln und ihre Kinder missbrauchten. Gerade ihre Alltäglichkeit, verbunden mit einem Streben nach Erfolg, dem alle Mittel recht sind, erschreckt uns. Und eben diese Alltäglichkeit sollte einer neuen Generation als lehrreiche Warnung dienen. Die Geschichten in diesem Buch zeigen uns, auf wie tragische Weise wir irren, wenn wir uns für klug genug halten, den nächsten Hitler, den nächsten Goebbels, den nächsten Himmler zu erkennen. Wer gefühllos gegenüber den Bedürfnissen der Gesellschaft ist und lediglich einen Platz in der Geschichte erstrebt, wer dabei entweder von der Unterstützung oder der Apathie der Nation getrieben ist, der wird eines Tages eine ähnliche Spur hinterlassen wie die Führer des Dritten Reichs. Mit den Augen dieser Kinder wollen wir ergründen, ob da etwas anders ist als bei unseren eigenen Eltern,

etwas, das sich nicht greifen lässt und das uns beruhigt denken lässt: Unser eigenes Geschlecht ist ganz anders als diese von der Nazivergangenheit geprägten Familien.

Nur zu gut wissen wir von den vielen Millionen Opfern des zweiten Weltkriegs und des Nazi-Holocausts. Die dem Verrotten preisgegebenen ausgezehrteten Körper in den Konzentrationslagern, die Europa übersäten, sind das wahre Vermächtnis des Tausendjährigen Reichs. Doch in einem anderen Sinne und auf ganz eigentümliche Weise gehören auch die Kinder der NSDAP-Führer zu den Opfern. Viele Jahre nach dem Tod ihrer Väter tragen sie die Last eines Familiennamens, der oft Gedanken an schreckliche Verbrechen heraufbeschwört. Sie sind belastet mit dem Verlangen zu begreifen, was den Menschen, den sie liebten, veranlasst haben könnte, sich dem Dritten Reich anzudienen. Einige bewältigen ihr Erbe durch Leugnen; sie behaupten, ihre Eltern hätten an den «guten Seiten» des Reichs mitgewirkt, und geben einer Handvoll Fanatikern die Schuld an den Verbrechen. Andere sehen der nackten Realität der von ihren Vätern verübten Verbrechen ins Auge und zügeln ihren Hass nicht, ihre Ablehnung all dessen, was mit der Nazipartei und ihren Eltern zusammenhängt.

Die in diesem Buch zu Wort kommenden Personen gehören der letzten Generation an, auf die das Dritte Reich eine solch direkte Wirkung ausübte. Mit ihren Augen gelangen wir vielleicht zu einem besseren Verständnis ihrer Eltern, und das lässt uns hoffentlich auch ähnliche Tendenzen bei den heutigen politischen Führern besser erkennen und bekämpfen. In dieser Zeit eines zunehmenden politischen Rechtsrucks muss man den Berichten dieser belasteten Söhne und Töchter und den darin enthaltenen Warnungen gebührende Beachtung schenken.

*Gerald Posner
Juli 1994
New York City*

Danksagung

Dieses Buch beruht auf zwölf ausführlichen Gesprächen mit Kindern, deren Eltern im Dritten Reich eine Rolle spielten. Um die Gespräche führen zu können, musste der Werdegang der Eltern sorgfältig recherchiert werden. Auch war es erforderlich, die von den Kindern gegebenen Informationen zu überprüfen. Oft habe ich dabei auf Originaldokumente aus dem zweiten Weltkrieg zurückgegriffen, die in deutschen und amerikanischen Archiven lagern, auf Prozessprotokolle und die beigefügten Beweisdokumente, auf Bücher und Aufsätze, unveröffentlichte Forschungsarbeiten und Unterlagen von Anwälten, auf Befragungen von Historikern und vor allem auf Dokumente, die auf der Grundlage des Freedom of Information Act, des Gesetzes über die Informationsfreiheit, zugänglich wurden. Vor jedem Interview erarbeitete ich mir meine eigene Biographie der Eltern. Kamen von einem Gesprächspartner neue Informationen, dann verglich ich seine Erinnerungen mit den dokumentarischen Belegen. Nie nahm ich die Erinnerungen der befragten Kinder als das letzte Wort der Geschichte, wenngleich sich ihr Gedächtnis als bemerkenswert präzise erwies. Viele Personen haben mir in den letzten zwei Jahren geholfen, und der Dank an sie würde ein weiteres Kapitel füllen. So möchte ich, stellvertretend für alle, die Arbeit derer würdigen, die einen besonderen und oft unschätzbaren Beitrag geleistet haben.

Besonderer Dank gebührt Ann Weber, Produzentin bei Yorkshire Television in London, die mich von Anfang an in uneigennützigster Weise unterstützt hat und mir die Ergebnisse ihrer umfassenden, genauen Recherche verfügbar machte. Dr. Robert Wolfe vom National Archives and Records Service in Washington, D.C., begleitete auch diesmal meine Arbeit. Dr. David Marvell, der Direktor des Berlin Document Center, gehört zu den bestinformierten Autoritäten in Fragen des Dritten Reichs, und seine Einsichten waren mir sehr wichtig. Elliot Welles von der Anti-Defamation League in New York liess mich grosszügig das wertvolle Material seines Büros nutzen.

Irene Münster in Buenos Aires und Dr. Wolfgang Neugebauer in Wien verfolgten bereitwillig, wenn auch oft ergebnislos, Spuren. Mehrere Personen, die einen gewissen Einfluss auf die Kinder des Reichs zu haben meinten, halfen mir beim Zustandekommen der Gespräche, und ich danke an dieser Stelle vor allem Christian Brandt

und Dr. Paul Schmidt-Carell aus Hamburg, Peter Black aus Washington, D.C., und Dr. Günter Deschner aus Nürnberg. Verschiedene Journalisten taten ihr Bestes, noch weitere Kinder prominenter Nazi-Eltern ausfindig zu machen; zu grossem Dank bin ich Terry Gould von der Canadian Broadcasting Company und Harvey Rowe aus Berg in Deutschland verpflichtet.

Jan Levie, Günther Bergmühl, Claudia Steinberg, Eberhard Glöckner, Susan Bronfen und Ute Spleth halfen mir über die Sprachbarrieren hinweg, die sich auf meinem Weg auftaten. Vor allem bin ich ihnen für ihre Arbeit im Zusammenhang mit bereits verblassten Dokumenten aus der Kriegszeit und Briefen in der alten deutschen Sütterlinschrift dankbar.

Pam Bernstein, mein Agent und Freund, half mir, einen Verleger und Lektor zu finden, der die Einzigartigkeit des Projekts und seine mögliche Bedeutung als Beitrag zur Literatur über das Dritte Reich erkannte.

Blosse Worte können nicht den Dank ausdrücken, den ich meinem Lektor Robert Loomis schulde. Er hat nicht nur meine Idee befördert, sondern war mir auch stets eine Quelle der Inspiration. Unter seiner Anleitung habe ich auch die schwierigen Phasen des Projekts durchgestanden, und sein Rat bedeutete mir Ansporn beim Schreiben. Ich schätze mich glücklich, mit ihm zusammengearbeitet zu haben.

Nicht zuletzt möchte ich meiner Frau Trisha danken. Wie immer hat sie sich als steter und treuer Quell meiner Motivation erwiesen. Von Beginn an hat sie mit diesem Buch gelebt, mir bei der Recherche bibliographischen Materials geholfen und zahllose Rohfassungen kritisch begleitet. Sie ist meine scharfsinnige Partnerin, ohne die das Buch nicht denkbar gewesen wäre.

Vorbemerkung des Übersetzers

Vor einiger Zeit hörte ich von einer Umfrage unter Lesern und war überrascht – ich hätte es ahnen können –, dass das Buch eines fremdsprachigen Autors den meisten wie ein deutsches Original entgegentritt. Das heisst, viele sind sich überhaupt nicht bewusst, dass das Buch ursprünglich einen anderen Leserkreis hatte und nun für einen neuen übersetzt, ja neugeschaffen werden musste. Dieses Phänomen hat nichts mit dem verständlichen Wunsch eines jeden Übersetzers zu tun, sein Text möge sich sprachlich glatt und rund wie ein Original lesen.

Also, dies ist das Buch eines amerikanischen Autors, der es ursprünglich für ein Leserpublikum in den USA geschrieben hatte, und es tritt Ihnen als Übersetzung (und stellenweise als Bearbeitung für ein deutsches Publikum mit einem anderen Verständnis des Gegenstands) entgegen, und ich wünschte, der Autor hinterliesse mit meiner Übersetzung beim deutschen Publikum denselben Eindruck, den er bei den amerikanischen Lesern zu wecken vermochte.

Dieses Buch ist kein Werk, das den «belles lettres» zuzuordnen wäre. Genausowenig lässt es sich ein wissenschaftliches Werk mit exakt bezeichneten Quellen nennen. Quellen indes hat der Autor sehr zahlreiche und sehr verschiedenartige benutzt: Englischsprachige Originalquellen, deutschsprachige Originalquellen in einer dem Autor verständlichen Verlagsübersetzung, deutschsprachige Originalquellen in der Arbeitsübersetzung eines fernen amerikanischen Berufskollegen, Sekundärquellen usw. Ich habe mich bemüht, alle deutschen Originalzitate aufzufinden. Das war aufwendig, mitunter verwirrend, weil aus dem deutschen Original zuweilen recht frei übersetzt worden war, und man konnte, da der Autor es für den Zweck dieses Buchs nicht für notwendig erachtet hatte, die Fundstellen der Zitate genau zu belegen, verschiedentlich nur vermuten, ob sich ein bestimmtes Zitat in einem bestimmten Werk von mehreren hundert Seiten Umfang befand. In sehr wenigen Fällen musste auf die vom Autor beabsichtigte wörtliche Rede verzichtet werden.

Besonders knifflig wurde es oft mit den eigentlichen Gesprächen. Der Autor hat sie, so teilte er mir mit, vorwiegend auf englisch geführt. Nur diesem Umstand ist es wohl zu danken, dass eine deutsche Übersetzung erscheinen kann. Denn wären die Gespräche auf deutsch geführt worden, hätte es für die Übersetzung entweder genauester Ge-

sprächsprotokolle bedurft, oder man hätte den Gesprächspartnern die (sich ansonsten verbietende) Rückübersetzung aus dem Englischen zur Bestätigung vorlegen müssen.

Man kann davon ausgehen, dass die deutschen Interviewpartner das Englische in unterschiedlichem Grade beherrschen. Ich will auch unterstellen, dass der Autor deswegen – vor allem in der Wortwahl und in der Syntax – korrigierend eingegriffen hat. Der Übersetzer stand also vor der Aufgabe, einen deutschen Text zu schaffen, den die Befragten bedenkenlos unterschreiben könnten, Worte zu finden, die die Befragten selber in ihrer Muttersprache geäußert hätten.

Ich vertraue darauf, dass mir das, nachdem ich mich in eine Fülle von Quellenmaterial eingelese habe, weitgehend gelungen ist. Ich vertraue darauf, in den meisten Fällen das treffende Wort, in allen Fällen aber den Geist, das Anliegen des Interviewpartners in die deutsche Übersetzung hinübergebracht zu haben. Dabei war ich bemüht, mich in jeden hineinzuversetzen, um seinem Anliegen treu zu bleiben.

Dem Autor bin ich dankbar, dass er mir als seinem wohl gründlichsten Leser zu neuen Einsichten verholfen, aber auch begründete alte in mir gefestigt hat. Dankbar muss ich ihm wohl oder übel auch sein, dass er mich beunruhigt hat – über die Schreckensmeldungen der Presse hinaus. Und überhaupt stand er mir mit seinem Rat stets zur Seite.

Ich hoffe, dass das Buch auch in diesem Land aufmerksame Leser findet.

KAPITEL 1

Die Mauer des Schweigens wird durchbrochen

An einem glühendheissen Juninachmittag des Jahres 1985 bevölkerten Dutzende Journalisten einen kleinen, staubigen Friedhof im brasilianischen Embü. Am Vormittag hatte sich das Gerücht verstärkt, die Bundespolizei habe das Grab des nie gefassten Naziflüchtlings, des Auschwitz-Arzt Dr. Josef Mengele ausfindig gemacht. Um die Grabsteine stapfte ein stämmiger Mittfünfziger in einem abgetragenen schwarzen Anzug: Polizeichef Romeu Tuma. Er gab mit bellender Stimme Anweisungen auf Portugiesisch und fuhr nervös mit den Fingern durch sein fettiges Haar; vergeblich mühte er sich, die kopflosen Polizisten und Untersuchungsbeamten zu dirigieren. Da stiess einer der drei Totengräber mit seiner Spitzhacke auf den hölzernen Sargdeckel, und Tuma hastete an den Rand des Grabs. Gespannt drängte sich die Menge zusammen. Der Polizeichef befahl, den Sarg aufzubrechen, und als die Journalisten und Schaulustigen sich zu einem Kreis zusammengedrängt hatten, erblickten sie in der einfachen Holzkiste ein schmutzifarbenes Skelett und Kleidungsreste. Ein Gerichtsmediziner beugte sich über das Grab und zog einen halbverwesten Schädel aus dem Sarg hervor. Während er ihn in die Höhe hielt, damit die Reporter Fotos für die Abendnachrichten schiessen konnten, schien Tuma zuversichtlich. «Das ist der Todesengel», murmelte er und beobachtete, wie die Kameras dem nach allen Seiten geschwenkten Totenkopf folgten.

Nur wenige Tage später ging in München ein hochgewachsener, gutaussehender Mann, der gerade die Vierzig erreicht hatte, zu dem modernen Bürokomplex des Magazins *Bunte*. In seinem prallgefüllten schwarzen Diplomatenkoffer befanden sich rund fünftausend Seiten Tagebucheintragungen und persönliche Briefe aus der Hand Josef Mengeles, des meistgesuchten Nazis der Welt. Der Mann mit den Papieren des Flüchtlings hegte keinen Zweifel an ihrer Echtheit und hatte keine Hemmungen, sie einem landesweiten Magazin zur Veröffentlichung zu übergeben. Es war Mengeles einziger Sohn Rolf, der sich entschlossen hatte, die Akte über seinen gesuchten Erzeuger zu schliessen. Die Zeit war gekommen, das Schweigen über seinen Vater zu brechen.

Bei der *Bunten* war sofort klar, dass man mit den Mengele-Papieren einen grossen Fang gemacht hatte, sofern sie authentisch waren. Nach dem Skandal mit den Hitler-Tagebüchern – das Konkurrenzblatt *Stern* hatte in der Annahme, es handle sich um die verloren geglaubten Kriegsaufzeichnungen des Führers, viele Millionen Mark für Fälschungen ausgegeben – wollte die *Bunte* allerdings kein Risiko eingehen. Die Herausgeber benannten einen fünfköpfigen Ausschuss, der die Authentizität der Mengele-Schriften prüfen sollte, während das amerikanische FBI und seine westdeutsche Partnerbehörde Papier, Tinte und Handschrift einer Unzahl wissenschaftlicher Tests unterzogen. Die *Bunte* entsandte einen Vertreter nach Brasilien, wo ich mich als Mengele-Berater für *ABC News* aufhielt, und erbat meine Mitarbeit im Ausschuss. Ich brach meine Untersuchungen in Südamerika ab und flog nach München. Vier international anerkannte Historiker, Spezialisten für die Geschichte des Dritten Reichs, befanden sich bereits dort. Ich war der einzige ohne Dokortitel, aber dafür brachte ich das grösste bekannte Privatarchiv von Mengele-Dokumenten mit: rund fünfundzwanzigtausend Seiten. Zwei Wochen lang durchforschten wir jedes Blatt aus dem Nachlass des Flüchtlings, und was noch wichtiger war, wir konnten einen Angehörigen der Familie Mengele befragen: den Sohn Rolf. Er sass mit dem Historikerausschuss am Tisch und beantwortete geduldig Hunderte von Fragen über seinen Vater. Es war meine erste Begegnung mit dem Kind eines Nazimörders.

Überzeugt davon, dass seine «Gefühle sich nicht von denen anderer Kinder zu ihren Eltern» unterschieden, meinte Rolf anfangs, über seinen Vater nichts aussagen zu können. Bald jedoch wurde ihm bewusst, dass er seine Gefühle für den Mann, der ihn als Vierjährigen verlassen und ihn von seinen südamerikanischen Verstecken aus jahrelang verspottet hatte, unterschätzt hatte. Nach mehreren freimütigen Gesprächen wurde deutlich, wie komplex Rolf Mengeles Gefühle waren; sie reichten von Kritik und Verurteilung bis hin zu einer Familienloyalität, die ihn veranlasste, seinen Vater vor vielen seiner Verfolger in Schutz zu nehmen.

Überrascht entdeckte ich in ihm einen jungen Mann, dem die Vergangenheit seines Vaters Qualen bereitete. Rolfs Versuche, mit einem unfreiwilligen Erbe fertigzuwerden, und seine Anstrengungen zu begreifen, was seinen Vater zu solch brutalen und grausamen

Handlungen getrieben hatte, nahmen in seinem Leben einen grossen Raum ein. Als er einmal über sein Verhältnis zur Familie befragt wurde, hielt er inne und entgegnete matt: «Ach, wissen Sie, ich hätte lieber einen anderen Vater gehabt.» Angesichts des Konflikts, in dem ich Rolf Mengele sah, wurde mir klar, dass es nicht leicht war, lebenslänglich zum Kind eines Nazikriegsverbrechers verurteilt zu sein. Im Nachkriegsdeutschland mit seinem Wirtschaftswunder der fünfziger und sechziger Jahre sah man die Nazis als dunklen Schatten der Vergangenheit, den man besser vergass. Kinder wie Rolf Mengele mussten mit den Taten ihrer Väter allein fertig werden, ohne die Hilfe der deutschen Gesellschaft.

Die Gespräche in jenem Juni entfachten meine Neugier, ob andere Nachkommen prominenter Nazis wohl ebenso fühlten wie Mengeles Sohn. Oder hatte die Tatsache, dass der Vater ihn im Stich gelassen und sich auf die Flucht begeben hatte, Rolfs Ansichten beeinflusst? Würden einige Kinder Kritik abweisen und sich die hassenswerten Überzeugungen ihrer Eltern zu eigen machen? Mir waren mehrere Bücher über die Nachfahren von Überlebenden der Konzentrationslager bekannt, doch wusste ich damals von keinem Versuch, über die Kinder der Täter zu schreiben. Wie hatten diese Töchter und Söhne die Verbrechen an der Menschheit und die Rolle ihrer Väter bei diesen Verbrechen verarbeitet? Die Antworten – soviel wusste ich – liessen sich nur finden, wenn es mir gelang, noch lebende Nachkommen von Nazi-Grössen aufzusuchen und sie zum Reden zu bewegen.

Meine erste Aufgabe bestand darin, die Söhne und Töchter ausfindig zu machen. Auskunftersuche beim deutschen Bundesarchiv und bei den Staatsanwaltschaften wurden unter Hinweis auf Gesetze über den Schutz der Privatsphäre abschlägig beschieden. Weder von der US-Regierung noch von Interpol kam Hilfe. Nazi-Jäger wie Simon Wiesenthal besaßen zwar Informationen über die Verbrecher, vor allem über die noch flüchtigen, aber praktisch keine Hinweise zu den Kindern. Ich begab mich in das Berlin Document Center, den grössten Aufbewahrungsort von Archivmaterial der Nazis in der Welt; dort lagern über fünfzig Millionen Seiten, darunter alle Personalakten der Nazi-Partei und der SS im Original. Aus diesen Akten ging lediglich hervor, ob jemand zur Zeit des Eintritts in die Partei ein Kind hatte, nicht aber, ob die Kinder noch lebten, und noch viel weniger, wo und

unter welchem Namen sie wohl lebten. Anfragen bei Reportern von Zeitungen, Zeitschriften und Fernsehstationen blieben meist unbeantwortet oder wurden höflich mit einem «Wir können Ihnen leider nicht weiterhelfen» auf Kopfbogen beschieden.

Am meisten enttäuschte mich, dass Leute, die womöglich nützliche Informationen hatten, nicht bereit waren zu helfen. Der Abenteurer Wolfgang Löhde, der im Toplitz-See in Österreich die im Dritten Reich gefälschten Millionen englischer Pfunde entdeckt hatte, war in der Welt herumgereist und hatte sich mit ehemaligen Nazis getroffen. Meine Briefe hat er nie beantwortet. Jochen von Lang, ein bekannter *Stern*-Journalist und Autor von Büchern über prominente Nazis, der 1965 in Berlin die Suche nach den sterblichen Überresten von Martin Bormann geleitet hatte, ignorierte meine Briefe, bis ich ihn so eindringlich bat, dass er schliesslich ein Antwortschreiben schickte, in dem er behauptete, absolut nichts zu wissen, und keinerlei Unterstützung anbot. Ich bemühte mich sogar um Hilfe bei Gerd Heidemann, dem ehemaligen *Srwr*-Reporter, der als Mittäter in dem Betrugsfall um die Hitler-Tagebücher zu Gefängnis verurteilt worden war. Ob schon als seriöser Journalist diskreditiert, bestand kein Zweifel daran, dass ihn seine Faszination für die Nazis einem auserwählten Kreis von ehemaligen Offizieren und ihren Abkömmlingen nähergebracht hatte. Er hatte sogar die Yacht des Luftwaffenchefs Hermann Göring, die *Carin II*, erworben; ehe Heidemann im Zusammenhang mit dem Tagebuch-Fiasko entlarvt wurde, war die Yacht der Ort rauschender Parties für einstige Nazioffiziere gewesen. Schliesslich liess er durch seinen Sohn mitteilen, dass er von der «Nazi-Scheisse genug» habe und verweigerte ebenso seine Hilfe.

Am Ende musste ich mit langwierigen Nachforschungen in den National Archives vorlieb nehmen. Viele Ehefrauen von Kriegsverbrechern waren nach dem Krieg mehrere Monate in Lagern der Alliierten festgehalten worden. Bei ihrer Entlassung hatten sie den Besatzungsmächten ihre neuen Wohnanschriften anzugeben. Die Akten waren nicht besonders gut geordnet, aber sie setzten mich schliesslich doch auf die Spur zu einigen der Nachfahren, die ich ausfindig zu machen gedachte. Das einzige Problem bestand darin, dass die Informationen fast funfunddreissig Jahre alt waren. Wieder in Westdeutschland, erwies sich die Information aus den Archiven als wert-

los. In einigen Fällen lebten die Nachkommen noch in derselben Stadt, und ich rief alle Nummern hinter dem jeweiligen Namen im Telefonbuch an, bis ich Erfolg hatte. Zuweilen geschah es, dass sich ein Nachbar an die Familie erinnerte und wusste, wohin sie von dort gezogen war. Wenn ich ihr dann in die Stadt nachfuhr, war ich dem Sohn oder der Tochter einen Schritt nähergekommen. Meistens brachte mich die Information nicht an mein Ziel, aber mein methodisches Vorgehen ergab schliesslich eine Adressenliste von fast dreissig Kindern prominenter Nazis. Die meisten lebten in Deutschland, einige wenige in Österreich und eins in Brasilien. Man kann sich denken, dass ich diese Liste hütete, als wäre sie reines Gold.

Nun musste ich ein paar von diesen dreissig dazu bringen, sich über ihre Eltern zu äussern. Ich fürchtete, viele könnten inzwischen aufinterviewwünsche prinzipiell ablehnend reagieren, und hatte sie davon zu überzeugen, dass mein Vorhaben anders und lobenswerter war als die, die sie bislang zurückgewiesen hatten. Unvermittelt stand ich vor einer Hürde, einer kulturellen. In den Vereinigten Staaten sind Fernsehprogramme und Bücher, in denen man unbefangen erzählt, üblich. Man kann nachmittags ohne Weiteres «Donahue» anstellen und erleben, wie Kinder von Serienmördern oder Alkoholikern über ihre Kindheit und ihre Eltern reden. Dagegen nimmt man in vielen europäischen Ländern an solcher Offenheit Anstoss. Mehr als vierzig Jahre waren seit dem Krieg vergangen. Alle Nachfahren lebten ein neues Leben, einige hatten ihren Namen gewechselt, und viele dachten lieber nicht an die Vergangenheit. Jetzt kam ein Amerikaner, ein Landsmann derer, die für die Aburteilung und verschiedentlich für die Exekution ihrer Eltern verantwortlich waren, stöberte sie auf und verlangte von ihnen, vertrauliche Einzelheiten über ihre Väter preiszugeben, und das alles sollte auch noch veröffentlicht werden. Bei einem solchen Szenario würde man mir garantiert die Tür vor der Nase zuschlagen.

Ein zweites Hindernis, das die Zahl der potentiellen Interviewpartner verringerte, bildete mein eigener Entschluss, keinen der Gesprächsteilnehmer anonym zu behandeln. Wer mit mir sprach, sollte das unter seinem wirklichen Namen tun, der Vater musste eindeutig benannt werden, man hatte sich mit ihm auseinanderzusetzen. Unterdessen war mir zu Ohren gekommen, dass zwei weitere Bücher über Kinder von Nazis vorbereitet wurden, und in beiden Fällen sicherten die Autoren Anonymität zu, um die Kinder zum Reden zu veranlassen.¹

Meiner Meinung nach war das ein grundsätzliches Problem. Wenn man nicht den Namen des Vaters kannte oder nicht wusste, was er während des Kriegs getan hatte, fiel es schwer, voll zu erfassen, was das Kind durchgemacht hatte. Als Nachkomme des Reichsführers SS Heinrich Himmler muss man sich ganz anders fühlen, als wenn man der Sohn des Oberst Claus von Stauffenberg ist, des Offiziers, dessen Bombe Hitler um ein Haar tötete. Ich fand es auch wichtig zu erfahren, wie gut das Kind seinen Vater kannte. Mengeles Sohn wurde zum Beispiel 1944 geboren; er war gerade erst fünf, als sein Vater Deutschland verliess. Bis zu seinem sechzehnten Lebensjahr wusste Rolf nicht einmal, dass sein Vater noch lebte, und er war ihm auch nur einmal als Erwachsener begegnet. Die Tochter des Grossadmirals Dönitz hingegen war während des Kriegs über dreissig und hatte ein ausserordentlich enges Verhältnis zum Vater, den sie regelmässig besuchte. Würde ein Sohn, der seinen Vater nie wirklich kennengelernt hatte, ihn leichter zu verurteilen imstande sein als eine Tochter, die den Vater bis in ihre mittleren Lebensjahre erlebt hatte?

Da ich nun einmal auf der Namensnennung beharrte, verweigerten leider viele der von mir Angesprochenen jegliche Zusammenarbeit. Heinrich Himmlers Tochter war typisch für einen kleinen Kreis, der all meine Briefe und Anrufe völlig ignorierte. Sie, die sich dem Vernehmen nach an neonazistischen Aktivitäten beteiligt, erteilte sogar den Bemühungen eines deutschen Professors, der mit ihrem Mann gut bekannt ist, eine Abfuhr. «Sie wird ihre Erinnerungen wohl mit ins Grab nehmen», teilte mir der Professor mit, nachdem sie seine letzte Bitte abgeschlagen hatte.

Einige fertigten mich mit unverblühten, unzweideutigen Worten ab. Andere lehnten zwar ein Interview ab, gaben jedoch kurze, verlockende Einblicke in ihre Gefühle gegenüber ihren Vätern.

Die Tochter von Arthur Seyss-Inquart, des Reichskommissars für die besetzten Niederlande, der in Nürnberg hingerichtet wurde, schrieb eine Reihe aufschlussreicher Briefe über «unseren geliebten Vater ... einen oft missverstandenen Idealisten. Er war ein deutscher Patriot, der für sein Land nur das Beste wollte ... Wir liebten unseren Vater mit seinen idealistischen Zielen ... Für uns ist seine Vergangenheit sakrosankt. Das Leben unseres Vaters gehört uns und geht niemanden etwas an.»

Klaus Barbie, der zur Zeit in einem französischen Gefängnis einsitzende «Schlächter von Lyon»², hat eine Tochter: Ute.³ Aufgewachsen beim Vater in dessen bolivianischem Versteck, erfuhr sie von seiner SS-Vergangenheit erst Anfang der siebziger Jahre, als man ihn als Flüchtigen enttarnte. Sie hielt nichts davon, dass ich Kinder von Nazigrößen wie Göring, Hess und Dönitz suchte. «Mein Vater hatte nur einen niedrigen Offiziersrang und keine Entscheidungsbefugnis», sagte sie. «Wenn ich Ihnen erlaube, ihn zusammen mit solch wichtigen Autoritäten in ein Buch aufzunehmen, werden die Leute denken, mein Vater habe die gleiche Befugnis gehabt. Das kann ich nicht.» Sie versicherte mir, ihr Verhältnis zu ihrem Vater sei «normal» gewesen, und setzte hinzu: «Infolge unglücklicher Umstände wurde mein Vater aus Tausenden SS-Obersturmführern ausgewählt, um als Symbol des Dritten Reichs und des Nationalsozialismus zu dienen. Er hatte, wie *Der Spiegel* einmal zutreffend schrieb, den Schwarzen Peter gezogen. Ich habe jedoch genügend Grips, um die Heuchelei dieses als Gerichtsverhandlung getarnten absurden Theaters zu durchschauen.»

Auch Irmgard, eins der Kinder Martin Bormanns, lehnte ein Interview ab, beschrieb allerdings das Verhältnis zu ihrem Vater als «sehr normal, nicht anders als in jeder anderen Familie.» In einer früheren öffentlichen Äusserung hatte sie behauptet, er sei «ein guter und sehr fürsorgender Vater» gewesen, und sie habe vergeblich nach einem Mann Ausschau gehalten, der ihrem Vater gleichgekommen wäre. Nach ihrer Überzeugung habe ihr Vater «lediglich umzusetzen versucht, was Hitler seiner Meinung nach wollte. Ich urteile nicht über ihn, denn ein Urteil ist immer relativ.»

Wer Interesse an dem Vorhaben hatte, wollte verständlicherweise, ehe er sich endgültig entschied, mit mir Zusammentreffen. Ich entschloss mich, jedem gegenüber aufrichtig zu sein – wie war es für sie, in einer Nazifamilie aufzuwachsen? Aber selbst zu diesem Zeitpunkt, also im letzten Moment, machten einige noch einen Rückzieher. Unter ihnen Dr. Karl Adolf Brandt, einziger Sohn von Hitlers Leibarzt, der im «Ärztprozess» nach dem Krieg verurteilt und hingerichtet worden war.⁴ Dr. Brandt, seine Frau und zwei seiner bereits erwachsenen Kinder nahmen mich sogar für zwei Tage in ihrem Haus auf. Gemeinsam mit ihm blätterte ich in unveröffentlichten, im Gefängnis geschriebenen Tagebüchern und Briefen seines Vaters und sah mir

persönliche Fotos aus der Kriegszeit an, die seinen Vater mit Hitler zeigten. Obwohl sich Dr. Brandt gut auszudrücken versteht und stolz auf seinen Vater ist, versagte er sich am Ende dem Interview aus einem Grund, auf den ich nicht gekommen wäre. «Ich möchte nicht in Ihrem Buch sein, wo die einzige Verbindung zwischen den Interviewten darin besteht, dass die Väter irgendeine enge Beziehung zu Hitler hatten», sagte er beim Abschied.

Einer von denen, die sich kooperativ zeigten, tat es widerwillig. Deshalb sind die Informationen von Edda, der einzigen Tochter von Hermann Göring, begrenzt. In ihrem ersten Brief schrieb sie, sie habe nur eine «liebevolle Erinnerung» an ihren Vater und sei daher zu einem Interview bereit. Aber sie wollte mehr Einzelheiten von mir wissen, auch die Höhe ihres Honorars. Als ich ihr mitteilte, dass ich für Informationen nie gezahlt habe, erwiderte sie, ein Unfall habe sie daran gehindert, bei meiner München-Reise mit mir zusammenzutreffen. Ich drängte sie zu einer Begegnung. Unwirsch setzte sie eine Zeit an. Anfangs zögerte sie, doch dann sprach sie stundenlang über ihre Empfindungen gegenüber ihrem Vater. Dann meinte sie, wenn ich mehr wissen wollte, müsste ich mich auf ein Honorar einlassen und ihr das Recht einräumen, meine Mitschrift zurückzuweisen. Ich lehnte ab, und so verweigerte sie ein erneutes Treffen und wollte auch keine Bekannten um weitere Informationen angehen.

Wolf Hess, einziger Sohn des Führerstellvertreters Rudolf Hess, der 1939 nach England floh, nur um die folgenden achtunddreissig Jahre seines Lebens im Gefängnis zuzubringen, traf dreimal mit mir zusammen, ehe er sich zur Zusammenarbeit entschloss. Einer seiner anfänglichen Einwände war denen der Tochter Klaus Barbies genau entgegengesetzt. Während sie Bedenken äusserte, ihr Vater würde als zu bedeutsam erscheinen, wenn er zusammen mit Funktionären wie Hess, Göring und Frank in ein Buch aufgenommen würde, sorgte sich Wolf Hess darum, die Ehre seines Vaters könne darunter leiden, wenn er mit Leuten wie Mengele und Eichmann in Verbindung gebracht würde. «Sie sollten Ihr Buch nur den höchsten Offizieren vorbehalten», drängte er mich. Mit Befremden stellte ich fest, dass die Söhne und Töchter – nur eine Generation nach Kriegsende – immer noch bemüht waren, an gewissen auf Rang und Verhalten beruhenden Unterschieden festzubehalten. Trotz seiner Einwände traf er sich schliesslich zu einem umfassenden, weitreichenden Gespräch mit mir in München.

Die Tochter von Hjalmar Schacht (des einstigen Reichsbankpräsidenten, der zu den drei auf dem Nürnberger Hauptkriegsverbrecherprozess freigesprochenen Angeklagten gehörte) sprach nur widerstrebend über ihren Vater und blieb bis zuletzt unentschlossen. Sie hatte alle früheren Interviewwünsche abgewiesen, und selbst nach unserer Begegnung schwankte sie noch. Erst in den letzten Tagen meiner abschliessenden Forschungsreise nach Deutschland entschloss sie sich, offen zu ihrem Vater Stellung zu nehmen.

Neben Hess, Mengele, Schacht und Göring erklärten sich schliesslich bereit: zwei Söhne des Generalgouverneurs von Polen, Hans Frank; die Tochter des Grossadmirals Karl Dönitz; die beiden Söhne von Karl Saur, des ersten Stellvertreters von Albert Speer und technischen Direktors des Rüstungsministeriums, sowie der Sohn von Oberst Claus von Stauffenberg, dem jungen Hitler-Attentäter vom 20. Juli 1944. Neben den Schilderungen dieser Kinder prominenter Persönlichkeiten aus der Zeit des zweiten Weltkriegs wurden auch zwei Fälle aufgenommen, in denen die Eltern praktisch unbekannt, aber die von ihren Töchtern erzählten Geschichten besonders packend sind.

Das ist fraglos kein ausgewählter Kreis, sondern es kommen nur diejenigen Kinder zu Wort, die zugestimmt hatten, das Gesagte aufzeichnen zu lassen. Dennoch bilden sie einen interessanten Querschnitt durch das Dritte Reich. Unter ihren Eltern befinden sich fünf führende Repräsentanten des Nationalsozialismus; sie alle standen beim Hauptkriegsverbrecherprozess in Nürnberg vor Gericht. Zwei von ihnen (Göring und Frank) wurden zum Tode verurteilt, einer (Hess) erhielt lebenslänglich Zuchthaus und starb 1987 im Spandauer Gefängnis, ein weiterer (Dönitz) wurde zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt und 1956 freigelassen, und einer (Schacht) wurde freigesprochen. Was die Eltern der anderen Kinder anbelangt, so wurde einer (Stauffenberg) während des Kriegs von Hitler hingerichtet, einer (Mengele) war bis zu seinem Tod in Brasilien im Jahre 1979 flüchtig, einer (Lesser) wurde 1979 des Mordes überführt, und gegen zwei (Saur und Mochar) war, obwohl sie als eingefleischte Nazis galten, niemals Anklage erhoben worden.

Die oft eindringlichen Erinnerungen der Töchter und Söhne prominenter Nazis an die Kriegszeit gemahnen wirkungsvoll daran, dass die Verbrechen Hitlers viele Opfer gefordert haben. Zusammen mit ihren Lebensgeschichten vermitteln sie ein ungewöhnliches Bild, wie

Kinder von SS-Angehörigen und von deutschen Soldaten, die sich keiner Verbrechen schuldig gemacht haben, zur Endlösung und zur Rolle ihrer Väter im «Tausendjährigen Reich» stehen.

¹ *Schuldig geboren* von Peter Sichrovsky (Köln 1987) und *Legacy of Silence* von Dan Bar-On (Cambridge, Mass. 1989).

² Klaus Barbie war 1983 an Frankreich ausgeliefert und dort am 4. Juli 1987 zu lebenslanger Haft verurteilt worden. Er starb am 26. September 1991 an Blutkrebs. [Anm. d. Übers.]

³ Ein Sohn, Klaus jun., erlitt 1981 in Bolivien einen tödlichen Unfall mit seinem Gleitschirm.

⁴ Im Dezember 1946 stellten die US-Behörden dreiundzwanzig führende SS-Ärzte und -Wissenschaftler in Nürnberg vor Gericht. Am 20. August 1947 wurden fünfzehn der Angeklagten im sogenannten Ärzteprozess verurteilt.

KAPITEL 2

«Eine tausendjährige Schuld»

Hans Frank hatte seine Unruhe überwunden. Der einstige Generalgouverneur von Polen, der während des Nürnberger Prozesses sehr nervös gewesen war, beruhigte sich in der Nacht seiner Hinrichtung. Er betete kniend, als die Wächter ihn holten, um ihn zum Galgen zu führen. Am 16. Oktober 1946, wenige Minuten nach ein Uhr morgens, geleiteten ihn zwei Gis und ein Priester durch den Gefängnisflügel und einen abgedunkelten Flur zur geöffneten Turnhalle. Seine Hände steckten hinter dem Rücken in Handschellen. Als er die Halle betrat, blendete ihn das grelle Licht, und er blinzelte, doch als einzigem der Verurteilten gelang ihm ein Lächeln.

Sein Blick blieb sofort an drei schwarzen Galgen haften, die in einer Reihe standen. Alfred Rosenberg und Ernst Kaltenbrunner hingen bereits, waren aber noch nicht tot. Frank sah flüchtig zu den Tischen hinüber, an denen sich Zeugen, Journalisten und Angehörige der Alliierten drängten. Tief sog er die feuchte, mit Zigarettenqualm und dem Aroma von Kaffee erfüllte Luft ein, ehe er die dreizehn Stufen emporeilte. Ein Oberstleutnant fragte Frank nach seinem Namen, während er ihn zum mittleren Galgen führte. Dort erwarteten ihn der offizielle Henker der US-Army und zwei Freiwillige. Sie ersetzten die Handschellen durch schwarze Schnürsenkel und gaben Frank Gelegenheit zu letzten Worten. Er folgte dem Rat des Priesters: «Ich danke für die gütige Behandlung, die mir während der Gefangenschaft zuteil geworden ist. Ich bitte den Herrgott, dass er mich gnädig aufnehmen möge.»

Sergeant John Woods, ein rotgesichtiger, übergewichtiger Texaner, der im Laufe seines fünfzehnjährigen Berufslebens dreihundertsiebenundvierzig Menschen gehängt hatte, trat vor und streifte die Schlinge über Franks Kopf. Zur gleichen Zeit band ein Gehilfe die Fussgelenke mit einem GI-Gurt zusammen. Eine grosse schwarze Kapuze wurde ihm über den Kopf gezogen. Ein amerikanischer Oberst machte eine kurze Schnittbewegung mit der Hand, und Woods zog am Hebel. Durch die Kapuze hindurch stöhnte Frank: ‚Jesus Barmherzigkeit‘, dann sackte er aus dem Blickfeld.

Bei seiner Hinrichtung in Nürnberg war Hans Frank sechsundvierzig. Er war ein fähiger Anwalt und hochgebildet, doch diese Eigenschaften bewahrten ihn nicht davor, der Verbrechen an der Menschheit schuldig zu werden. Seine Äusserungen über die Vernichtung der Juden und die Ausrottung der polnischen Gesellschaft gehören zu den brutalsten, die uns aus der Kriegszeit bekannt sind. Dass jemand mit Franks Bildung solche Verbrechen begehen und am Galgen enden konnte, hat Historiker fasziniert und seiner Familie Qualen bereitet. Frank hatte fünf Kinder. Sigrid, das älteste, lebt unter dem Namen ihres Mannes in Südafrika. Brigitta, das dritte Kind, starb 1981 im Alter von sechsundvierzig Jahren. Sie hatte Krebs, aber die Familie vermutet Selbstmord. Sie hatte stets geschworen, nicht länger zu leben als ihr Vater. Michael, der mittlere Bruder, verteidigt seinen Vater am meisten; er meint, bei vielen Naziverbrechen werde übertrieben.

Ich befragte die anderen beiden Brüder einzeln in ausgedehnten Gesprächen. Niklas Frank, der Jüngste, wurde am 9. März 1939 geboren. Er ist gesellig und herzlich, doch über seinen Vater urteilt er sehr hart. «Ich hasse ihn», sagt Niklas. «Sie können sich nicht vorstellen, wie sehr ich ihn hasse.» 1987 veröffentlichte Niklas ein Buch über seinen Vater, *Der Vater. Eine Abrechnung*. Wegen Niklas' ungezügelmten Abscheu gegen seinen Vater löste es in Deutschland einen Sturm der Entrüstung aus. Unter anderem charakterisierte er ihn als «schwache, eitle, charakterlose kleine Kreatur», «feige Marionette», «schmierigen Heuchler und Trottel», als «Mörder». Niklas spekuliert darüber, ob sein Vater vielleicht ein «latent Homosexueller» war, und beschreibt ihn zudem als «erbärmlichen Arschlecker», als «behämmert» und als «Schafskopf». Das Buch ist sehr emotional geschrieben, und Niklas' grobe Ausdrucksweise trug zu dem kritischen Aufschrei bei. In seinen Phantasien sieht er den Vater in Sexszenen mit Hitler, beschreibt unzünftige Träume von Hans Franks Hinrichtung und malt lebhaft Schreckensbilder von seinen Eltern in der Hölle. Die Mutter verabscheut er wie den Vater, nur war sie «nicht so weibisch» wie er. Von all den Kindern, die ich interviewte, ist er der Einzige, der die Eltern wirklich verachtet. Er ist der Einzige, der die Frage, ob er den flüchtigen Vater ausliefern würde, ohne zu zögern mit Ja beantwortete.

Franks ältester Sohn Norman wurde am 3. Juni 1928 geboren und war das Lieblingskind des Vaters. Er ist ruhig und in sich gekehrt, phy-

sich und psychisch ganz anders als der heitere Niklas. Er ist kleiner als sein jüngerer Bruder, der über einsachtzig misst. Etwas gekrümmt, häufig an einem Geschwür und verschiedenen anderen körperlichen Gebrechen leidend, verbringt dieser spindeldürre Zweiundsechzigjährige die meiste Zeit im abgedunkelten Arbeitszimmer seines bayerischen Zuhauses; seine Augen sind lichtempfindlich. Norman hatte den Vater zutiefst geliebt. Auch heute noch, obwohl er sich verraten vorkam, als er nach dem Krieg von der eigentlichen Rolle des Vaters erfuhr. «Es wurde alles anders, als ich die ersten Bilder von Auschwitz sah; da wusste ich, was wirklich geschehen war», erinnert sich Norman. Wenn er sich heute das Leben des Vaters vor Augen führt, verwirren ihn die Widersprüchlichkeiten. Bei unserem ersten Treffen zeigte er mir zwei Bilder von seinem Vater: ein idyllisches mit der ganzen Familie und ein anderes, das Hans Frank in Nürnberg darstellt, wie er von einem amerikanischen GI mit weissem Helm abgeführt wird. Diese beiden Fotos spiegeln Normans Grundkonflikt wider – den Kontrast zwischen einem liebevollen, geachteten Elternteil und einem Kriegsverbrecher. Das väterliche Erbe lässt Norman Qualen erleiden. «Er weint oft wegen seines Vaters», sagt Normans Frau Elisabeth. «Der Vater hat sein Leben ruiniert. Nach allem, was sein Vater getan hat, glaubt er, kein Recht mehr zu haben, glücklich zu sein.» «Ich denke täglich an ihn», teilt Norman mit. «Aber ich könnte nie so ein Buch wie Niklas schreiben. Ich bin froh, dass er es für sich selbst tat. Aber ich denke anders über meinen Vater.»

Diese grundverschiedenen Brüder hatten sich mit demselben Erbe auseinanderzusetzen. Ihr Vater, Hans Frank, zweites von drei Kindern, wurde am 23. Mai 1900 in Karlsruhe in eine bürgerliche Familie katholischen Glaubens hineingeboren. Der Vater war Anwalt, dem man die Lizenz entzogen hatte, «ein Schwächling und Frauenheld», sagt Norman, «ein Heiratsschwindler», meint Niklas. Die Mutter verließ die Familie und zog zu einem deutschen Professor nach Prag, so dass Hans Frank in jungen Jahren zwischen den Eltern hin und her geschoben wurde. Wegen seines Alters zog er nur für ein Jahr in den Ersten Weltkrieg, musste aber nicht an die Front. Als Student an der Münchner Universität trat er dann bereits 1919 der rechtsgerichteten Deutschen Arbeiterpartei bei, und als diese 1923 in die Nazipartei aufging, wurde er automatisch SA-Mann. Sein damaliges Tagebuch zeigt, wie besessen er von der deutschen Kultur war und dass er die

deutsche Wissenschaft, Literatur und Musik als allem anderen überlegen ansah. Er war ein fanatischer Nationalist und schrieb mit schwülstigen Worten über den Niedergang der westlichen Zivilisation und die Notwendigkeit eines starken Deutschlands.

In jener Zeit lernte Frank seine Frau Brigitte kennen. Sie war Schreiberin beim bayerischen Landtag und fünf Jahre älter als er. Nach achtmonatiger Verlobung heirateten sie. Niklas sieht seine Mutter als «verschlagene Teufelin, die wusste, was sie wollte und es auch bekam.» Sogar auf ihre Hochzeitsreise nahm sie ihren Geliebten, den Sohn eines Hamburger Grossreeders, mit (ihre Beziehung blieb Frank verborgen). Es gibt Fotos von Brigitte und ihrem Liebhaber während der Flitterwochen, die Frank, «weichen Arsches und ohne Rückgrat» – so Niklas –, aufgenommen hatte. Norman teilt die harteherzige Meinung seines Bruders über seine Mutter nicht. „Je mehr Zeit vergeht, umso mehr liebe ich meine Mutter«, sagt er. «Sie wusste nicht, was sie wollte, aber sie opferte sich auf. Sie war sehr stark, war bei Weitem die stärkere Persönlichkeit in der Ehe. Mein Vater fürchtete sich vor ihr, aber sie hatte keine Angst vor ihm.» Frank, der während des Kriegs einen erbitterten Kampf um die Scheidung führte, schrieb im Nürnberger Gefängnis in einem Brief über sie. In diesem an seine Mutter gerichteten Brief heisst es, er habe Brigitte in einem «momentanen erotischen Rausch» geheiratet und seitdem in einer «Gesinnungssklaverei» gelebt. Der Brief wurde irrtümlich Brigitte zugeschickt. Niklas entsinnt sich, dass sie vor Wut «daraufhin beinahe ins Nürnberger Gefängnis eingebrochen wäre». Pater Sixtus O'Connor, der katholische Gefängnispriester, berichtete Niklas später: «Selbst im Gefängnis hatte er Angst vor Ihrer Mutter.»

Doch Ende der zwanziger Jahre war diese eheliche Spannung noch nicht erkennbar. Frank nahm sein Beruf völlig in Anspruch. 1927, ein Jahr nachdem er als Anwalt vor deutschen Gerichten zugelassen worden war, entdeckte er im *Völkischen Beobachter* ein Inserat, in dem ein Anwalt gesucht wurde, der Parteimitglieder verteidigen sollte. Er übernahm den Fall, und die Angeklagten kamen mit milden Strafen davon. Das garantierte ihm Arbeit als Nazi-Anwalt. «Ein unangenehmer Schreihals», wie Niklas urteilt. Frank verteidigte Hunderte Nazis, meistens ging es um Schlägereien mit kommunistischen Widersachern. In einem Fall bestellte er Hitler als Zeugen. Den künftigen

Führer beeindruckte Frank, der wirkungsvolle und überzeugende Redner, dessen Erscheinung lediglich durch die hohe Stimme etwas getrübt wurde. Hitler behielt ihn als persönlichen Anwalt, und dieser vertrat den Naziführer in mehr als einhundertfünfzig Verfahren. Frank wurde sogar beauftragt, das Gerücht zu widerlegen, in Hitler fliesse jüdisches Blut. Niklas sagt: «Bis zum Schluss war mein Vater so dumm, stolz auf diese rechtlichen Leistungen zu sein.»

Für seine loyale Tätigkeit bei Gericht wurde Frank mit einem schnellen Aufstieg belohnt. 1930 war er bereits Reichsleiter der Naziartei. Drei Jahre später, als Hitler Reichskanzler wurde, setzte man Frank in eine Vielzahl hoher Positionen ein, darunter in die des Präsidenten der Akademie für Deutsches Recht (die er gründete) sowie der Internationalen Rechtskammer, und er wurde zum bayerischen Justizminister ernannt. In dieser Zeit rasanter beruflicher Erfolge gründeten die Franks eine Familie. 1927 wurde ihr erstes Kind, Sigrid, geboren. Norman kam ein Jahr darauf zur Welt. Seine frühesten Erinnerungen gehen bis ins Jahr 1932 zurück, als er vier Jahre alt war und die Nazis stärkste Partei im Deutschen Reichstag wurden. «Meine früheste Erinnerung an meine Familie ist, dass ich nur eine Mutter hatte», entsinnt er sich. «Mein Vater hatte immer viel zu tun, und später erfuhr ich, dass das eine Zeit grosser politischer Kämpfe war. Unser Haus konnte man eindeutig als gutbürgerlich bezeichnen, es war sehr geräumig und hatte grosse Zimmer, die alle fein hergerichtet waren. Sowohl meine Schwester als auch ich hatten Kindermädchen, aber ich kann mich überhaupt nicht mehr an sie erinnern. Ich erinnere mich nur an meine Mutter.»

Norman kam 1934 im Alter von sechs Jahren in München zur Schule. Dieses Jahr sollte sich für seinen Vater als entscheidend erweisen. Im Laufe des Juni entschloss sich Hitler, die Führung der SA, einer Organisation mit zweieinhalb Millionen Mitgliedern, zu säubern. Er liess Ernst Röhm, seinen langjährigen Freund und Anhänger, zusammen mit Hunderten weiterer SA-Funktionäre verhaften. Am 30. Juni flog Hitler von Berlin nach München, um Röhm's Festnahme persönlich zu überwachen. Die SA-Führer wurden alle in das Münchner Zuchthaus Stadelheim eingeliefert, das in Franks Zuständigkeitsbereich fiel. Norman, damals sechs, erinnert sich an den Tag: «In der Nacht der Langen Messer sass ich mit meinem Vater in dem von einem Chauffeur gefahrenen Mercedes auf einer Strasse in der Nähe

von München. Hitler trat auf das Auto zu, steckte den Kopf durch das Fenster und sprach mit meinem Vater.»

Nur zwei Tage später spitzten sich die Ereignisse zu, als Hitler SS-Angehörige zum Zuchthaus Stadelheim schickte, um einige SA-Führer kurzerhand hinzurichten, ohne dass Anklage gegen sie erhoben worden war. Empört rief Frank erst Hitler, dann Hess an. Als für den Bereich zuständiger Justizminister erhob Frank Einspruch gegen solche Urteile ohne Verfahren. Hitler hatte kein Ohr dafür. Er brüllte Frank an, die Häftlinge befänden sich lediglich deshalb in Stadelheim, weil «ich keinen anderen festen Raum hatte, um sie unterzubringen. Sie sind nur Ihre Gäste. Ich und das Reich verfügen darüber, nicht Bayern.» Frank gab klein bei. Neunzehn Männer übergab er den SS-Henkern. Röhm wurde einen Tag später in seiner Zelle abgeschlachtet. Was Norman nur zwei Tage zuvor im Auto erlebt hatte, war der Beginn der Komplizenschaft seines Vaters beim Mord.

«In diesem Moment hatte sich mein Vater verkauft», sagt Norman. «Genau in diesem Moment der Korruption ging er vor Hitler in die Knie. Von da an war es eine Frage von Geld und Macht, und es war aus mit dem Anwalt. Ich weiss, er bedauerte diese Entscheidung. Ich weiss es, wie es nur ein Sohn wissen kann. Mein Vater litt darunter, dass er solch ein Schwächling war. Er konnte nicht stark sein gegenüber Hitler.» In diesem Fall ist Niklas mit seinem Bruder völlig einer Meinung, nur ist er mitleidsloser: «Er kannte das Gesetz und trat es mit Füßen, umso erbärmlicher. Von dem Augenblick an, da er einbezogen wurde, hatte er Blut in der Kehle, an den Händen, in der Seele und in seinem Gewissen.»

Während sich Frank in die SA-Säuberung fügte, war Hitler von seinem anfänglichen Zögern enttäuscht. Im folgenden Januar ernannte der Führer Frank zum vollwertigen Reichsminister, doch ohne Portefeuille. Es war eine Position, in der er grosses Ansehen genoss, aber praktisch keine Macht besass. Sie verlangte jedoch einen Umzug nach Berlin. Der damals siebenjährige Norman erinnert sich deutlich an die darauffolgenden vier Jahre in der Hauptstadt des Dritten Reichs. «Mein Vater stieg auf in der Hierarchie. Ich wusste, er war wichtig. Ich musste das wissen. Wir hatten drei grosse Limousinen mit Chauffeuren und Adjutanten und allem drum und dran. Selbst am Nummernschild konnte ich erkennen, dass mein Vater etwas Besonderes war. Wir besaßen eine sehr geräumige Villa mit einem grossen

Garten und allem, was dazu gehört. Aber da war niemand. Ich musste mit den Chauffeuren spielen. In ihren Pausenzeiten zwischen der Arbeit brachten sie mir das Boxen und Zigarettenrauchen bei. Ich spielte auch Tennis mit mir selbst, indem ich den Ball gegen die Wand schlug. Mein Vater war nie da, und meine Mutter, schien es, war entweder schwanger oder im Krankenhaus. Und selbst wenn meine Mutter zu Hause war, hatte sie, weil sie ja eine Ministergattin war, viele offizielle Veranstaltungen zu besuchen. Sie war also auch nie da. Ich besass keine Schulfreunde, weil unsere Villa so abgeschieden lag, dass nie jemand vorbeikam. Ich hielt mich mehr an meine ältere Schwester, aber sie amüsierte sich gern, und da sie viele Freunde hatte, war sie oft nicht daheim. Es war sehr schön in Berlin, sehr friedlich, aber auch sehr einsam.»

Norman nahm Zuflucht zum Lesen. Auch sein Vater galt als eifriger Leser eines weiten Spektrums von Büchern über Geschichte und Philosophie sowie schöne Literatur. «In jener Zeit war mein wichtigstes Buch *Tom Sawyer* und *Huckleberry Finn*, beide in einem Band», erinnert sich Norman. «Es verdarb mich für den Rest des Dritten Reichs. In Gedanken war ich stets bei Jim und dem Mississippi. Es bedeutete für mich so etwas Besonderes, übte solch einen Eindruck auf mich aus. Die Welt war so anders als die, die ich kannte, die Indianer, alles. Es erschien mir als fremd, aber wunderbar. Mit neun habe ich es gelesen, und ich erinnere mich noch heute ganz deutlich daran. Ich hatte viel Phantasie und konnte mir die Szenen sehr gut vorstellen. Lieber wäre ich dort gewesen als in Berlin.»

Obwohl Norman die Welt Mark Twains für bemerkenswert hielt, fiel ihm nicht auf, dass auch seine eigene Kindheit recht ungewöhnlich war. Wegen ihrer gehobenen Stellung luden seine Eltern oft hochrangige Nazis ein. Norman begegnete Goebbels im Propagandaministerium, Göring beim Münchner Karneval und Himmler ebenfalls in München. Mussolini, ein enger Freund seines Vaters, besuchte sie zu Hause in Berlin. «Mussolini war der einzige, den ich nicht mochte. Die anderen waren alle sehr nett zu mir. Göring fand ich sehr klug, sehr gewitzt. Aber solche Gelegenheiten mochte ich nie. Ich hasste sie. Es war mir meistens sehr unangenehm, weil ich entweder meine heisse Schokolade verschüttete oder was Ähnliches passierte. Man erzog mich, still, korrekt und ganz artig zu sein, aber ich fürchtete immer, etwas Schlimmes zu tun. An diesen grossen Abenden mit

sechzig oder mehr Gästen musste ich gewöhnlich mit den anderen in der Reihe stehen und jeden begrüßen. Es war schrecklich. Ich habe mich dann in die Küche geflüchtet und beim Personal versteckt. Ich war ein sehr privater Mensch in einem sehr öffentlichen Haus.»

Norman ist es noch heute peinlich, dass er einmal dazu bestimmt war, Mussolini bei dessen Ankunft auf dem Bahnhof einen Blumenstrauss zu überreichen. Mehrere hundert Parteibonzen warteten auf das Eintreffen des Duce, und Norman hatte eine Heidenangst, einen Fehler zu machen, der ihn und seinen Vater blamieren könnte. «Ich sagte zu meiner Mutter, ich würde lieber verfaulte Pfirsiche essen, als Mussolini die Blumen überreichen», entsinnt er sich. Sie erlöste ihn von der zweifelhaften Ehre.

In den wenigen Stunden, in denen Norman seine Eltern sah, bildete er sich eine feste Meinung über sie. Er erinnert sich, dass beide auch aufbrausend wurden, sich aber beherrschen konnten und sich somit selten in seinem Beisein stritten. Liebe und Frömmigkeit gab es kaum im Hause. «Mein Vater war sehr intelligent, sehr geistreich, gebildeter als meine Mutter, aber sie kam besser mit dem täglichen Leben zurecht, konnte besser Menschen beurteilen», sagt er. «Sie waren unterschiedlich. Er war Anwalt, konnte Klavier spielen, schreiben, war Kunstkenner. Stundenlang spielte er täglich klassische Stücke auf dem Klavier oder auf der Orgel. Er brauchte ein Stück nur einmal zu hören, und schon konnte er es spielen. Mein Vater war kein Träumer. Er war sehr praktisch veranlagt, und ich erinnere mich, dass er anfangs sogar am Mittagstisch über Politik redete. Er war leichtsinnig und sagte Dinge, die er besser für sich behalten hätte. Ich hatte stets das Gefühl, dass er nie von einem Sieg der Deutschen im Krieg überzeugt war. Selbst am Anfang hatte er, glaube ich, seine Zweifel. Er tat alles, was von ihm verlangt wurde, tat seine Pflicht, aber an den Endsieg glaubte er wohl nicht.»

Doch Norman ist der einzige Familienangehörige, der einen anfänglichen Zweifel bei seinem Vater zu verspüren meint. Franks Berliner Kollegen sagen, er sei mit Eifer an seine Arbeit gegangen und dem Nationalsozialismus ergeben gewesen. Hitler sei er sklavisch verfallen gewesen.

Während der Olympischen Spiele von 1936 nahmen Hans Frank und Norman an den Eröffnungsfeierlichkeiten teil. Aber Franks Arbeit verlief derart hektisch, dass ein Adjutant den Achtjährigen zu den anderen Veranstaltungen der Spiele begleiten musste.

«Am liebsten sah ich Jesse Owens, denn der hat drei Goldmedaillen gewonnen. Damals wusste ich noch nichts vom Groll der Nazis gegenüber Owens als Schwarzem. In der deutschen Bevölkerung spielte das keine Rolle. Alle mochten ihn. Er ist meine einzige Erinnerung an die Spiele. Die Eröffnungszeremonie, die so spektakulär gewesen sein soll, habe ich vergessen.»

In der Schule, sagt Norman, habe die Stellung seines Vaters nicht dazu geführt, dass er vorgezogen wurde. «Mein Banknachbar in der Klasse war Jude. Ich wusste, er war Jude, wir konnten nicht denselben Religionsunterricht besuchen, denn ich war katholisch und er Jude. Wir machten zusammen lange Wanderungen. Wir mochten uns. 1938 verschwand er. Damals habe ich nie erfahren, warum er weg war. Niemand stellte eine Frage oder sagte ein Wort. Aber ich hielt das nicht für aussergewöhnlich, denn auf die Schule gingen viele Diplomatenkinder, und es war ein ständiges Kommen und Gehen.»

Das Jahr 1938 war auch das Jahr der Kristallnacht, der Schreckensnacht des 9. November, in der Nazibanden Tausende jüdische Geschäfte und Synagogen zerstörten. Und auch hier erinnert sich Norman an das Geschehen und daran, wie sein Vater darauf reagierte. «Mein Vater kam aus München, und ich holte ihn mit meiner Mutter im Auto ab. Als er auf uns zutrat, fragte meine Mutter als erstes: ‚Hans, ... hast du was damit zu tun?‘ Und er sagte schnell: ‚Nein, wirklich nicht, ich gebe dir mein Wort darauf? Menschen wie meine Mutter, alle anständigen Deutschen, waren davon schockiert. Diese Art Zerstörung mochten die Leute nicht. Aber das hatte Hitler sehr geschickt eingefädelt, denn zu der Zeit wusste niemand von uns, dass er dahintersteckte. Wir dachten, Goebbels stecke dahinter. Von da an war es nicht mehr das echte Dritte Reich. Es war ein Krieg gegen so viele Gruppen und Menschen.»

Norman und Niklas sind grundverschiedener Ansicht darüber, ob ihren Eltern das protzige Berliner Leben im inneren Nazikreis gefiel. Normans Gefühle beruhen auf eigenen Beobachtungen während ihres Zusammenseins. Niklas hat gelesen, was die Eltern aufgeschrieben hatten, er hat viele Zeugen befragt und Hunderte Zeitdokumente studiert. Norman meint, seine Eltern seien «zur Öffentlichkeit verpflichtet gewesen. Aber sie hätten lieber zurückgezogen gelebt. Mein Vater las lieber ein Buch, als dass er diese Gäste unterhielt. Meine Mutter

hätte es lieber gesehen, wenn mein Vater Anwalt geblieben wäre, mit einer bescheidenen Praxis in einer Kleinstadt. Das wollte sie, und das hätte sie glücklich gemacht. Natürlich ist jede Frau stolz, wenn ihr Mann solch eine Karriere macht, aber das war nicht ihr Wunsch. Ich sah und hörte, was im Haus geschah. Ich weiss, dass es so war.» Erst nach 1940 bemerkte Norman eine Veränderung bei seinem Vater. «Erst in Polen wurde es ihm wichtig, Macht und Wohlstand anzuhäufen, vorher nicht.»

Nach Niklas' Auffassung waren beide Elternteile von Anfang an machthungrig und habgierig gewesen. «Meine Mutter liebte die Macht, Positionen, Geld und Status», sagt er. «Sie liebte ihre Macht über meinen Vater, über das Personal, über die Juden im Getto.»

Beide verurteilt er für eine «monumentale Karriere im Beuteplündern» als Generalgouverneur und First Lady im eroberten Polen. «Dort hat sie ein ganzes Pelzlager angelegt», sagt Niklas. «Sie verlangte, dass man sie mit Frau Minister anredete. Selbst in der Zeit zwischen 1933 und 1939 kann ich sie mir vorstellen, ihre gierige Geschäftigkeit, beim Kleiderkauf, teetrinkend im Carlton, mit den Freundinnen im dicken Mercedes unterwegs ...» Und was den Vater angeht, so zweifelt Niklas nicht daran, dass ihn sein Drang nach Ansehen und Macht gänzlich korrumpierte. «Er verkaufte seine Seele, um wieder wer zu sein. Politisch war er schon vor seiner Ernennung zum Generalgouverneur ein toter Mann. Er erstrebte eine Position, die der in Berlin glich.»

Die Laufbahn des Vaters fand ihren Höhepunkt am 26. September 1939, nur sieben Monate nach Niklas' Geburt. Hitler ernannte Frank zum Generalgouverneur des besetzten Polen. In Berlin kniete Frank vor seiner Frau nieder und sagte: «Brigitte, du wirst die Königin von Polen.» Während die Familie in ihr Haus in Südbayern, in das atemberaubend schöne See- und Bergdorf Schliersee zurückkehrte, begab sich Frank ostwärts nach Krakau. Dort schlug der neununddreissigjährige Generalgouverneur in einem Schloss an der Weichsel sein Hauptquartier auf. Das mit antiken Schätzen und seltenen Kunstgegenständen angefüllte Schloss galt als ein Heiligtum, hier hatte man in alten Zeiten Könige gekrönt, hier waren ihre sorgsam erhaltenen Grabmale. Während sich Frank in seinem neuen Zuhause einrichtete, von dem aus er weit über Krakau und ins polnische Land blicken konnte, stellte er sich sein neues Königreich nach dem Muster des Nazistaats vor. Gleich nach der Ankunft machte er klar, in welchem

Ton er es zu verwalten gedachte: «Polen ist wie eine Kolonie zu behandeln. Die Polen werden die Sklaven des Grossdeutschen Reichs werden.» Im Laufe seiner fast sechsjährigen Herrschaft vernichtete Hans Frank Polen als nationale Einheit und beutete seine menschlichen und materiellen Ressourcen aus. Er erklärte Deutsch zur Amtssprache, mauerte die jüdischen Gettos ein, beschlagnahmte jüdischen und polnischen Besitz, eignete sich nationale Kunstschätze an und liess Riesenmengen Nahrungsmittel und Delikatessen ins heimatische Schliersee schaffen, zu einer Zeit, in der Europa in weiten Teilen darbt. Polnische Arbeiter wurden nach Deutschland zwangsverschickt, um in der Rüstungsindustrie zu helfen. Die Nazis brachten den grössten Teil der polnischen Ernte nach Deutschland, während sich der einfache Pole mit sechshundert Kalorien täglich zufrieden geben musste. Frank versuchte, die katholische Kirche zu einem Werkzeug der Nazis umzuformen, indem er verlangte: «Die Priester werden predigen, was wir wollen, und mit jedem Priester, der sich dem widersetzt, machen wir kurzen Prozess. Es ist die Aufgabe des Priesters, die Polen still, dumm und stumpfsinnig zu halten.» Tausende polnischer Priester wurden verhaftet, achthundertfünfzig starben in Dachau.

Franks rücksichtsloser Ton kam bei den meisten Schlägertypen in SS und Polizei gut an. Er erklärte: «Wenn wir den Krieg einmal gewonnen haben, dann kann meinewegen aus den Polen und Ukrainern und dem, was sich hier herumtreibt, Hackfleisch gemacht werden.» Einem Berliner Journalisten gegenüber prahlte er: «Wenn ich für je sieben erschossene Polen ein Plakat aushängen lassen wollte, dann würden die Wälder Polens nicht ausreichen, das Papier herzustellen für solche Plakate.»

Mit besonderer Brutalität setzte er Hitlers Politik gegenüber den Juden um. Im Frühjahr 1940 sagte Frank auf einer Beratung mit Abteilungsleitern: «Es ist unseren Generälen nicht länger zuzumuten, in Häusern zu leben, wo neben den Generälen die einzigen anderen Bewohner menschliches Ungeziefer sind – Juden.» Er versprach, Krakau judenfrei zu machen, die Gettos zu säubern und saubere deutsche Wohnsiedlungen zu errichten, in denen man eine deutsche Luft atmen könne. In den Folgejahren wurde Frank dafür berüchtigt, dass er zu den härtesten von Nazis gegen Juden getroffenen Massnahmen griff. Am ersten Jahrestag der Machtübernahme in Polen beruhigte Frank seine Beamten, ihre in Deutschland zurückgebliebenen Familien soll-

ten sich keine Sorgen um sie machen. Die Bedingungen hätten sich drastisch verbessert, seit so viele «Läuse und Juden» eliminiert worden seien. Eine aufschlussreiche Ansprache hielt er anlässlich einer Regierungssitzung auf der Burg. In einer zündenden Rede tat er seinen Beamten kund: «Mit den Juden – das will ich Ihnen auch ganz offen sagen – muss so oder so Schluss gemacht werden ... Ich werde daher den Juden gegenüber grundsätzlich nur von der Erwartung ausgehen, dass sie verschwinden ... Wir müssen die Juden vernichten, wo immer wir sie treffen und wo es irgend möglich ist... Diese dreieinhalb Millionen Juden können wir nicht erschiessen, wir können sie nicht vergiften, werden aber doch Eingriffe vornehmen können, die irgendwie zu einem Vernichtungserfolg führen ...»

Bis zum Dezember 1942 hatte man funfundachtzig Prozent der polnischen Juden in Konzentrationslager abtransportiert. Die meisten Lager fielen in Franks Zuständigkeit.

Niklas kann nur sehr schwer mit den Äusserungen seines Vaters leben. «Ich denke nicht mal, dass er Antisemit war», sagt Niklas. «Man erwartete es von ihm, und so wurde er einer. Solch ein Opportunist war er und so schwach zu jener Zeit. Er wollte Hitler und den anderen gegenüber als so stark erscheinen. Es ist mir fast unmöglich, diese Äusserungen zu lesen, weil ich dabei so grosse Wut und bittere Scham empfinde, und doch muss ich sie immer wieder lesen. Unglaublich, dass jemand, der Chopin und Beethoven lieben konnte, der mit Richard Strauss befreundet war, dem die Tränen kamen, wenn er eine Weihnachtsgeschichte las, solche Worte über die Lippen brachte. Für mich sind diese Sätze genauso schlimm wie die Morde der SS.»

Norman kommen die Äusserungen seines Vaters vor, als seien sie von jemand anderem. «Vor der Familie redete er nie so. Als Kind hatte man mich nicht antisemitisch erzogen, weder meine Eltern noch sonstwer. In unserer Familie sprach man nicht über Juden, ganz im Unterschied zu den offiziellen Medien. Aber als Junge hatte man an so etwas kein Interesse. Diese antisemitischen Gefühle und die Verherrlichung der Judenvernichtung, die mein Vater mehr als einmal zum Ausdruck brachte, doch stets vor einer grossen Zuhörerschaft, kamen ihm nicht aus der Seele. Sie waren vielmehr sein Bekenntnis zur offiziellen Politik. Wenn man sich als Nationalsozialist fühlte, wurde dieser Judenhass zum Ersatz für ein politisches Programm. Als ich nach dem Krieg die Worte meines Vaters las, schämte ich

mich einfach. Das war nicht der Vater, den ich liebte. In ihm ist solch ein Widerspruch, ich kann es nicht begreifen. Wie konnte er so gebildet und gut zu mir sein und dann solch ein dummes, abscheuliches Zeug reden.» Den Tränen nahe, schüttelt Norman den Kopf.

Einige Mitarbeiter im Generalgouvernement versuchten später, Hans Frank in Schutz zu nehmen und die Verbrechen der SS und ihrem obersten Dienstherrn Heinrich Himmler anzulasten. Sie behaupteten, Frank habe solche «kernigen» Reden nur in Anwesenheit der SS gehalten, um in der Frage der Ausrottungspolitik nicht als Weichling zu erscheinen. Ihrer Meinung nach besass er keine direkte Kontrolle über die Konzentrationslager, die der SS unterstanden. Sie beeilten sich, darauf zu verweisen, dass sich Auschwitz, das grösste Lager, ausserhalb der Grenzen des Generalgouvernements befand.¹ Zweifellos hatte Frank für Himmler und für dessen handverlesenen Mann in Polen, Friedrich Krüger, nicht viel übrig. Oft versuchte er, sich den Weisungen der SS entgegenzustellen, kritisierte ihre willkürlichen, «gesetzwidrigen» Verhaftungen. Doch ging es in Franks Konflikt mit der SS im Wesentlichen nicht um moralische Einwände, es war vielmehr ein Kampf um die uneingeschränkte Macht im Generalgouvernement, und schliesslich war er auch bemüht, die SS wegen ihrer Untersuchung von Korruptionsvorwürfen gegen ihn und seine Frau zu verunglimpfen.

In dieser Ermittlung handelte es sich darum, dass Frank und seine Frau im Getto einkauften und die Juden zwingen, ihre Waren zu sehr niedrigen Preisen zu verkaufen oder Geschenke zu machen. «Meine Mutter pflegte zu sagen: Niemand macht so hübsche Korsetts wie die Juden im Getto», erinnert sich Niklas. Die Franks rafften Lebensmittel, Kunstgegenstände, Ikonen, russisches Geschmeide, Pelze, Gold, Marmor, Antiquitäten und seltene Teppiche. Einige dieser Sachen endeten in ihrem bayerischen Zuhause am Schliersee. Frank beschäftigte denselben Kunsthändler («Kunstraubhändler», sagt Niklas) wie der unersättliche Göring. Sobald er von der SS-Untersuchung erfuhr, fälschte Frank Rechnungen, um seine Spur zu verwischen, doch die SS kam am Ende zu dem Schluss, dass die gesamte Krakauer Verwaltung von Korruption zerfressen war.

Die Ermittlungen spitzten sich jedoch erst 1942 zu. Bis dahin war Frank mit der chaotischen Aufgabe beschäftigt, Nazideutschlands

grösstes besetztes Gebiet zu verwalten. Anfangs war er allein, seine Familie lebte noch in Deutschland. Norman war nach Bayern zurückgekehrt, als der Vater 1939 nach Polen ging. Da dieser nur an Feiertagen zu Besuch kam, sahen sie einander in den Jahren 1939 bis 1940 nur sporadisch. «Während meines Aufenthalts in Bayern lernte ich meine spätere Frau kennen, die ich aber erst nach zwanzig Jahren heiratete», sagt Norman.

Im März 1940 wechselte Norman auf eine Internatsschule. Der in sich gekehrte Junge hatte auch an dieser neuen Schule Schwierigkeiten, Freunde zu finden. «Und nun war meine Schwester von mir getrennt. Aber dieses Getrenntsein machte mich nicht einsamer, ich fühlte mich bei ihr genauso allein.»

Während sein Vater jene Verordnungen erliess, die Polen zu einem deutschen Sklavenstaat machten, hörte Norman in der Schule vom Krieg. «Man erzählte uns über den Krieg, vor allem über die deutschen Siege. Ich erinnere mich, dass der Fall Frankreichs ein grosses Ereignis war. Aber vom Militär hielt ich nie viel. Viele meiner Klassenkameraden träumten davon, in der Wehrmacht zu kämpfen, ich nicht. Ich beteiligte mich nicht an solchen Spielen. Für mich waren ein gutes Hockeyspiel oder eins meiner Bücher viel aufregender. Anstatt in den Krieg zu ziehen, wäre ich lieber mit Huckleberry Finn den Mississippi abwärts geschippert.»

Im März 1941 hatten die Nazis in Krakau eine Schule eingerichtet, und Hans Frank liess seinen dreizehnjährigen Sohn kommen. «Lieber wäre ich in Bayern geblieben, aber so war ich wenigstens wieder mit meinem Vater zusammen. Seine Stellung als Generalgouverneur war für mich ein militärischer Posten wie jeder andere auch.» Aber Norman hatte sich Krakau anders vorgestellt. «Es war viel wärmer, als ich gedacht hatte. Ich hatte gemeint, in Polen kämen die Leute nie aus ihren Pelzen heraus. Es war viel schöner als erwartet. Krakau selbst war eine hübsche Stadt, nur das Leben auf der Burg war trostlos und langweilig, wegen des Kriegs. Berlin hatte ich viel aufregender gefunden, denn das war im Frieden gewesen. Abgesehen von der Burg, hatte ich in Berlin ein prächtigeres Leben geführt.»

Polen bedeutete für Norman eine Überraschung, am meisten überraschte den Jungen jedoch der Vater. «Ein halbes Jahr hatte ich ihn nicht gesehen, die längste Trennung überhaupt. Als ich ihn wieder sah, konnte ich ihm anmerken, dass er unter einem starken Druck stand. Er war gesund, aber viel ernster, viel weniger zum Scherzen

aufgelegt. Für meinen Vater hatte sich alles verändert. Er war tot – er begriff es nur noch nicht.»

Während Brigitte Frank gelegentlich mit Niklas und den anderen Kindern zu Besuch weilte, lebte Norman die meiste Zeit mit seinem Vater allein. «Da meine Mutter mit den Kleinen nicht so gern auf Reisen ging, kam sie nur selten. So blieben nur ich und mein Vater und die Angestellten, und wir sahen sie so gut wie nie. Mein Vater wollte mich bei sich haben, um ein gewisses Gefühl von Familienleben zu verspüren. Auch meine ältere Schwester war zuweilen da, aber sie ging ständig mit einem Freund aus, so dass wir sie kaum sahen.»

Norman besuchte ein Gymnasium für Deutsche und Volksdeutsche. Seine Noten verschlechterten sich, und aus einem guten Schüler wurde rasch «ein schrecklicher. Nur für Sport hatte ich etwas übrig.» Tag für Tag fuhr er mit dem Rad zur Schule. «Ich kannte mich in der Stadt sehr gut aus, und auch das Getto hatte man mir gezeigt. Für mich war es nichts als ein Teil der Stadt. Ich kann mich nicht erinnern, dass da irgendwelche Mauern oder Zäune herum waren wie in Warschau. Das war wohl nicht ungewöhnlich, denn man hatte mir erzählt, das Getto habe es schon vor der Ankunft meines Vaters gegeben, und die Polen wollten das so. Da gab es kein Schild, auf dem GETTO oder so etwas gestanden hätte.»²

Einmal sah Norman auch das Warschauer Getto. Er entsinnt sich eines «unglaublichen Gedränges. Als Aufseher beschäftigte Juden trugen eine besondere Uniform. Es gab eindeutig zwei verschiedene Klassen. Einige besaßen noch etwas, während bei den anderen schon das Elend begann.»

Auch der elf Jahre jüngere Niklas hat zwei deutliche, quälende Erinnerungen an seine Ausflüge ins Getto. «Ich sass im Fond des Mercedes und begleitete meine Mutter auf einer ihrer Einkaufsfahrten. Da waren noch ihr Adjutant und der Fahrer und mein Kindermädchen. Ich drückte meine Nase an die Fensterscheibe und beobachtete alles. In meiner Erinnerung machten alle Erwachsenen einen ängstlichen Eindruck, und die Kinder starteten auf unser Auto. Ich fragte meine Mutter, warum die alle so böse aussahen und warum sie an ihrer Kleidung Sterne [Davidsterne] trugen und wer die Männer mit den Peitschen seien. ‚Ach was, mein Kind, das verstehst du nicht. Genieß lieber die Fahrt‘. Das waren ihre Worte. Und als das Auto hielt, schau-te ich aus dem Fenster, und ein älterer Junge starrte von draus-

sen herein. Er muss wohl zehn oder noch älter gewesen sein, denn er trug am rechten Arm den Stern. Später erfuhr ich, dass alle Kinder über zehn ihn tragen mussten. Ich steckte ihm die Zunge heraus, und er wurde ganz traurig und lief weg. Ich erinnere mich an mein grosses Siegergefühl gegenüber diesem älteren und grösseren Jungen. Erst später bekam ich mit, wie schlimm es um ihn gestanden hatte und dass er wahrscheinlich nicht überlebt hat. Da schämte ich mich.

Ein andermal war ich mit meinem Kindermädchen zusammen. Da ist die Erinnerung an ein Haus, einen halbdunklen Gang, ein Arm hebt mich hoch vor einer starken Tür, durch eine kleine Luke sollte ich schauen. Eine junge Frau sitzt da an der Wand und blickt starr auf den Boden. ‚Guck mal, da sitzt eine böse Hexe drin‘, sagt man mir, und ich fange an zu weinen. ‚Sie tut nichts, bald ist die tot‘, werde ich getröstet. Nach vielen Jahren fand ich heraus, dass es sich um eine Berühmtheit aus dem Widerstand gehandelt hatte, die aus einem Konzentrationslager geflohen war. Man brachte sie um.

Das sind die Bilder, die ich mit mir herumtrage.»

Auch Norman wird von beunruhigenden Erinnerungen geplagt. Lebhaft ist ihm noch ein Ereignis aus den frühen Krakauer Tagen im Gedächtnis. Er spielte gerade Fussball, als er plötzlich Männer die verbotene polnische Nationalhymne singen hörte, und dann vernahm er nahe Gewehrschüsse. Er fragte einen Aufseher, was das zu bedeuten habe. ‚Sie erschossen die Polen‘, erklärte er mir.» Später fragte Norman seinen Vater danach, aber Hans Frank wurde wütend und brach das Gespräch ab. «Er sagte, es sei Krieg, und ich solle keine Fragen stellen», entsinnt sich Norman betrübt.

Nicht alle Erinnerungen sind so bedrückend für die Brüder. Wie in Berlin, so hatte Hans Frank auch in Krakau einige ganz prominente Persönlichkeiten des Dritten Reichs zu Gast. Beide Söhne erinnern sich an Parties auf dem Schloss. Zu den Besuchern gehörten Propagandaminister Josef Goebbels und der Parteiideologe Alfred Rosenberg. «Es kamen auch Filmstars, Musiker, Opernsänger und Künstler aus Deutschland, Norwegen, Schweden, alle möglichen Leute von überall her», erinnert sich Norman. «Krakau lag weit weg vom Krieg, und man konnte sichere Vorstellungen geben. Für meinen kulturbegeisterten Vater war das wichtig. Auch ich fand es interessant.»

Norman reiste mit seinem Vater auch durch Polen. Ihre Privatlimousine kam oft an einem hier und da in die Landschaft gesetzten Konzentrationslager vorbei. «Wenn wir aus Wien kamen, fuhren wir immer an Auschwitz vorbei», erinnert sich Norman. «Ich wusste damals nicht, dass es Auschwitz war, aber später erfuhr ich es, denn es lag nur eine Stunde von Krakau entfernt und war sehr gross. Ich machte mir nie irgendwelche Gedanken über die Lager, ich nahm sie nicht einmal zur Kenntnis. In einem Krieg hielt ich das für normal. Ich wusste, das waren KZs, mit Stacheldraht und so, und ich hielt sie für Kriegsgefangenenlager. Erst nach dem Krieg bekam ich mit, was da geschehen war.»

Die einzige Andeutung, dass sich in den Lagern Schlimmes ereignete, wurde Norman gegenüber in der Schule gemacht. Ein Klassenkamerad hatte ein Bild gezeichnet, auf dem ein Jude oben in einer Mühle verschwand und unten als Seifenstücke wieder herauskam. Der Lehrer fand die Zeichnung so gut, dass er sie in der Klasse herumreichte. Da der Vater ihn aber schon bei seiner Frage nach der Erschiessung der Polen abgewiesen hatte, erzählte Norman ihm nichts von der Zeichnung. «Aber ich hatte das Gefühl, dass etwas Schreckliches passierte.»

Niklas erinnert sich an einen einzigen Ausflug zu einem mit Stacheldraht umgebenen Gelände. Heute weiss er, es handelte sich um die Einzäunung eines Konzentrationslagers. «Diese abgemagerten Menschen sollten einen Esel besteigen, der sie immer wieder abwarf. Ich fand das urkomisch. Der Uniformierte war nett zu mir und gab mir heisse Schokolade. Das ist alles, woran ich mich erinnere.»

Doch Hans Frank nahm seine Kinder nicht auf alle seine Reisen von Krakau aus mit, auch nicht Norman. Aus offiziellen Unterlagen geht hervor, dass Frank innerhalb von zwölf Monaten (von Mitte 1942 bis Mitte 1943) an hundertundsiebzig Tagen unterwegs war. «Währenddessen blieb ich zusammen mit den Hausangestellten allein im Schloss zurück. Es war wie in Berlin, wieder war ich allein, doch diesmal war ich erwachsen [Norman war fünfzehn]. Und ein Einzelgänger. Alles war mir unangenehm, nie äusserte ich mich, war immer sehr still.»

Norman wusste nicht, dass sein Vater, ein Schürzenjäger, wieder eine Affäre mit einer Jugendliebe in Deutschland hatte aufleben lassen. Er nutzte jeden Vorwand, seiner «geliebten Lilly» einen Besuch abzustatten. Zwar hatte Norman mitbekommen, dass die Liebe zwischen

seinen Eltern «erkaltet» war, wusste jedoch nicht, dass sein Vater die Ehe beenden wollte. 1942 schrieb Frank an Brigitte einen Brief, in dem er vage von «Blut und Leichenbergen» sprach. Es war seine Art zuzugeben, dass er von der Vernichtung der Juden Kenntnis hatte. Um ihr die Folgen zu ersparen, habe er ihr «das schwerste Opfer, das je ein liebender Mann von seiner geliebten Frau verlangen müsse, [zu bringen]: die Scheidung.» Sie durchschaute das Theater und weigerte sich. Während man die Kinder im Dunkeln liess, führten die Eltern einen boshaften Kampf um die Scheidung. Brigitte beschuldigte ihren Ehemann der Schizophrenie, die von einer «Psychose als Folge sexueller Erlebnisse» herrühre. In Briefen an Hitlers Berater beklagte sie sich über Hans und liess anklagen, er habe sich geringschätzig über Himmler geäussert. Frank seinerseits streute das Gerücht aus, seine Frau sei mit ihrem Liebhaber, dem mit Frank eng befreundeten Gouverneur von Radom, Dr. Karl Lasch³, in den Pelzschmuggel verwickelt. Auch deutete er an, Niklas sei eigentlich Laschs Sohn. Nach Niklas' Auskünften habe seine Mutter in der Tat ein Pelzlager gehortet, sei Lasch ihr Liebhaber gewesen, und er habe sich oft gefragt, ob Lasch wohl sein Vater gewesen sei. Wenngleich der Scheidungskampf Franks Gegner belustigte, wandte Brigitte sich schliesslich an Hitler, und der wies an, dass die Streiterei zu unterbleiben habe. Die Ehe wurde fortgesetzt, obwohl die beiden sich fast völlig entfremdet hatten. Im Nachhinein sieht Norman seinen Vater als das Opfer. «Die wenigen Frauen, die er hatte, waren nicht besonders nett zu ihm», sagt er. «Nur seine Mutter war nett zu ihm. Selbst seine Jugendliebe, die er im Krieg wiedertraf, war nicht gut zu ihm.» Das Kind, das die eheliche Belastung schmerzlicher spürte, war Niklas, wenn auch erst fünfjährig. Er erinnert sich, mit dem Zug nach Polen gefahren zu sein, «in meines Vaters Salonwagen. Ein Auto brachte uns dann zum Schloss, ich sehe mich noch darin sitzen. Einmal, erinnere ich mich, stand mein Vater in Kressendorf [das Wochenendschloss der Franks in der Nähe von Krakau] oben auf der Treppe und wartete auf mich und meine Mutter. Er stand da wie ein König, und ich spürte, wie wütend meine Mutter darüber war, dass er nicht zur Begrüssung herabstieg. Und zur gleichen Zeit fürchtete ich mich vor meinem Vater.» Auf dem Hauptschloss in Krakau spielten Niklas und sein Bruder Michael Verstecken «zwischen den Gräbern der polnischen Könige. Ich habe das noch in sehr guter Erinnerung. Heute finde ich es unglaub-

lich, dass man uns das erlaubte, und ich schäme mich.» Ein anderes Spiel auf dem Schloss war, dass er sein kleines Tretauto gegen die polnischen Bediensteten lenkte. «Ich wartete hinter einer Ecke, und wenn ich sie herankommen hörte, trat ich so kräftig wie nur irgend möglich in die Pedalen und stiess an ihre Beine. Sie waren wütend, mussten aber eine lächelnde Miene aufsetzen, denn ich war der Sohn des Generalgouverneurs. Ich war sehr aggressiv. Heute würde ich sagen, es war die Reaktion auf die sehr schlechte Atmosphäre, die infolge der aussergewöhnlich schlimmen Ehe meiner Eltern herrschte. Ich erinnere mich nicht daran, wie sich meine Eltern stritten, aber ich weiss, sie kamen mir nicht normal vor. Ich kann es nicht genau beschreiben, aber ich hatte nie das Gefühl, irgendwie glücklich zu sein. Ich habe versucht, mir meine Erinnerungen an jene Zeit, all meine Gefühle wieder wachzurufen. Ich denke da nicht an eine bestimmte Situation, aber ich weiss, es war nicht schön.» Während Niklas den Frust eines unerfreulichen Heims in aggressive Spiele übertrug, wurde Norman mehr und mehr in sich gekehrt. «Nie spielten wir mit Norman», entsinnt sich Niklas. «Für uns war er bereits ein Erwachsener. In meiner Erinnerung ging Norman damals als alter Mann mit einem Stock herum, ganz bucklig und wie ein Greis humpelnd. Er verbrachte oft viele Stunden allein auf einem Feld. Ich glaube, das tat er sowohl während des Kriegs als auch danach. Das war eben sein Spiel.» Niklas erinnert sich nicht daran, dass der Vater ihm oder den anderen Familienmitgliedern irgendeine Zuneigung entgegengebracht hätte. «Ich erinnere mich an nichts in dieser Zeit», sagt Niklas. «Kein Streicheln, kein ‚Ich hab dich lieb‘». Stattdessen habe der Vater Niklas einmal mit den Worten gehänselt: «Wer bist du, kleiner Fremdling? Was tust du hier?» Von den wenigen Gefühlsausbrüchen erinnert sich Niklas an einen: Er erhielt eine leichte Ohrfeige, als er versehentlich die Brille des Vaters zerbrach. Norman dagegen kann sich nicht erinnern, dass sein Vater aufbrausend gewesen wäre, eher sehr herzlich. An eine körperliche Bestrafung entsinnt er sich nicht. «Er fühlte sich schuldig, dass er mich so oft allein liess, so dass er das, wenn er sich auf dem Schloss befand, wiedergutzumachen versuchte. Nie hat er mich geschlagen. Einen solchen Zorn habe ich bei ihm nie erlebt. Schlimmstenfalls lässt sich sagen, dass er sich so ab 1942 nicht mehr

um den Familienhickhack scherte, sondern sich mehr um seine Arbeit kümmerte. Er hatte sich völlig in sich selbst zurückgezogen.»

Das Jahr 1942 war bedeutsam für die Familie Frank. Norman näherte sich seinem vierzehnten Geburtstag, und die Mitgliedschaft in der Hitlerjugend war Pflicht. «Zum Glück war ich mal in Krakau, mal in Berlin, mal in Schliersee, so dass man nie wusste, wo ich mich aufhielt, und ich nie irgendwelche Pflichten zu erfüllen hatte», meint Norman. «Ich hatte lediglich die Uniform zu tragen, und das war genug. Ich hatte nichts anderes erlebt, und so dachte ich damals, auch das gehöre zu einem normalen Leben im Krieg.» Doch Normans Problem mit der Hitlerjugend war geringfügig im Vergleich zu den Schwierigkeiten seines Vaters. Am 5. März 1942 wurde Fränkin Himmlers Sonderzug beordert, in dem man zu diesem Zweck nach Polen gereist war. Mit Himmler waren ein gehasster Frank-Gegner, Obergruppenführer Hans Lammers, und Hitlers Sekretär, Martin Bormann, gekommen. Himmler hat von der Besprechung Notizen angefertigt. Die drei Nazifunktionäre legten Frank Beweise für seine durch und durch korrupte Verwaltung vor. Als Gegenleistung für die Einstellung der Untersuchung überliess Frank der SS den Befehl über die gesamte Polizei und gab ihr damit freie Hand im Generalgouvernement. Frank trat damit seine Macht in Polen zu einem gehörigen Teil an Himmler ab.

Norman bemerkte, dass sich der Vater als Reaktion auf seine politischen Probleme in die Musik und die Lektüre flüchtete. «Er begann wieder zu komponieren und spielte fast jeden Abend Klavier, mitunter stundenlang. Ich sass dabei und sah ihm zu. Nur wir beide waren da.»

Doch Frank hegte wegen ihres gnadenlosen Vorgehens einen tiefen Groll gegenüber der SS. In den Monaten Juni und Juli des Jahres 1942 hielt er in Deutschland vier bemerkenswerte Reden, in denen er die Rückkehr zu einer verfassungsmässigen Herrschaft, eine starke Rolle für eine unabhängige Justiz und eine Unterbindung der vielen willkürlichen Verhaftungen und Festnahmen durch die SS forderte.⁴ Norman nahm an einem dieser Gespräche an der Universität teil. Während die Vorträge bei den deutschen Studenten begeisterte Aufnahme fanden, spielte die Naziführung verrückt. Hitler entband Frank von seinen Parteifunktionen und beschränkte jede künftige Rede auf Polen. Franks Versuch, Himmlers Unterstützung durch die Partei zu untermunieren, war «nach hinten losgegangen». Zwar hatte er kühn sei-

nen Rücktritt als Generalgouverneur für den Fall angeboten, dass Hitler sein Vertrauen in ihn verloren hätte, doch der Führer beliess ihn auf seinem Posten. «Das machte meinen Vater sehr glücklich», sagt Niklas, «wie er meiner Mutter erzählte.»

Nach Normans Überzeugung hielt der Vater die «mutigen» Reden, weil «er gegen den SS-Terror war und als Anwalt wusste, dass ein Staat nicht ohne Gesetze bestehen konnte». Er sah die Reden nicht als Höhepunkt einer Rivalität mit Himmler im Kampf um die Macht. Selbst Niklas gibt zu, dass er mit den Vorträgen «Chuzpe» zeigte, aber er verurteilt seinen Vater, weil er die «Nerven hatte, ein vergewaltigtes Land zu verlassen, in Deutschland über Gerechtigkeit zu schwafeln, dann nach Polen zurückzukehren und die Mordmaschinerie wieder in Gang zu setzen. Wenn Hitler es von ihm verlangte, hätte er einfach abtreten und nicht bleiben sollen.» Niklas meint, die vier Vorträge seines Vaters im Namen der Gerechtigkeit seien wertlos angesichts der Rede, die er wenige Tage später, am 1. August 1942, in Polen hielt. Da sprach er vor Soldaten und Abordnungen von Ukrainern und Polen. Er dankte Hitler dafür, dass er ihm den Oberbefehl über «dieses alte Judennest» anvertraut habe, so dass er mit der Schaufel in der Hand und mit Insektenspulver dafür sorgen konnte, «dass sich ein deutscher Mensch hier wieder aufhalten kann. Ich spreche hier nicht von den Juden, die wir hier noch haben; mit diesen Juden werden wir auch fertig.» Er witzelte, es habe in der Stadt «einmal Tausende und Abertausende Plattfussindianer gegeben ..., von einer Scheusslichkeit, dass man sich wundern muss». Doch nun sei keiner mehr zu sehen. «Ihr werdet doch am Ende mit denen nicht böse umgegangen sein?» Der Stenograph merkt an, die Zuhörerschaft habe mit «grosser Heiterkeit» reagiert. Niklas hält diese Rede für unglaublich, vor allem, da Frank sie nur wenige Tage nach seinen Scheinappellen zur Rückkehr zu einem System von Recht und Ordnung in Deutschland hielt. Die Augustrede bildete durchaus keine Ausnahme. Frank kurbelte die Mordmaschinerie im Generalgouvernement weiter an. Ende 1942 versicherte er der Polizei, in ein paar Jahren würde es keine Polen mehr geben. Im darauffolgenden Frühjahr noch bezeichnete er die Juden als die «grösste Gefahr» und drohte, für jeden getöteten Deutschen hundert Polen umzubringen. Gleichzeitig beklagte er sich über die unzureichenden Kräfte, die ihm für seine tödliche Aufgabe zur Verfügung standen: «Wenn die Bolschewisten daran gehen,

ein Volk auszurotten, dann schicken sie in jedes Dorf des auszurotten Volkes zweitausend Rotarmisten. So aber, dass man uns zehntausend Mann Polizei ins Land schickt und uns aufgibt, mit fünfzehn Millionen fremdvölkischen Menschen fertigzuwerden, ist das nicht zu machen.» Im Warschauer Schloss Belvedere äusserte er vor Nazi-funktionären: «Zimmerlich dürfen wir nicht sein, wenn wir die Zahl von siebzehntausend Erschossenen hören ... Wir wollen uns daran erinnern, dass wir alle miteinander, die wir hier versammelt sind, in der Kriegsverbrecherliste des Herrn Roosevelt figurieren. Ich habe die Ehre, Nummer eins zu sein. Wir sind also sozusagen Komplizen im welthistorischen Sinne geworden.»

«Solche Sätze haben ihm den Tod eingebracht», sagt Niklas. «Und ich muss mit ihnen weiterleben.»

Während Hans Frank die Nazis zu Verbrechen in Polen ermutigte, drang die dunkle Seite des Vaters nicht in Normans Bewusstsein. «Für mich befand er sich lediglich in einer gehobenen militärischen Position, arbeitete den grössten Teil des Tags und schien immer mit irgendwas Offiziellern zu tun zu haben. Er blieb für mich derselbe Vater, blieb weiter gut zu mir. Abgesehen davon, dass er sich persönlich zurückzog, bemerkte ich an seinem Verhalten nichts Ungewöhnliches.» Nach Niklas' Meinung gab es einen Grund für das Zurückziehen. «Der Krieg war so gut wie verloren», meint er. «Viele Nazis, die sich einst so tapfer gegeben hatten, als sie quer durch Europa marschierten, bekamen jetzt ziemliche Angst, als sich alles gegen sie kehrte.»

Am 6. Juni 1944 landeten die Alliierten in der Normandie. Immer schneller stiessen die Russen nach Westen vor. Norman befand sich auf dem zweiten Frankschen Schloss, in Kressendorf, als die Alliierten die französische Küste erstürmten. Hans Frank hielt sich in Krakau auf. «Wir alle hatten die Nachricht wirklich erwartet. Wir wussten, irgendwann würden sie kommen, nur eben nicht, wann und wo.» Im Herbst 1944 wurde Norman auf eine deutsche Schule in der Tschechoslowakei geschickt, etwas weiter weg von der nahenden Front. «Doch mein Vater liess mich in jenem Jahr zu den Weihnachtsferien nach Krakau zurückkommen. Als ich ihn wiedersah, hatte er sich mit der Niederlage abgefunden. Wer mehrere Monate nach der Landung der Alliierten nicht erkannt hatte, dass das das Ende bedeutete, musste ein Idiot sein. Für meinen Vater war der Krieg bereits

seit Jahren verloren. Die Ereignisse bestätigten jetzt nur die Unvermeidbarkeit der Niederlage.»

Möglich, dass Frank Norman gegenüber seinen Defaitismus nicht verbarg, doch in der Öffentlichkeit gab er sich weitaus zuversichtlicher und aggressiver. Als im August Italien fiel, sagte er: „Jetzt sind die Fronten klar: Hier das Hakenkreuz und dort der Jude.“ Einige seiner teuflischsten Äusserungen stammen aus den letzten Monaten des Jahres 1944. Er verhiess, die Nazipartei würde die Juden überleben. «Hier haben wir mit dreieinhalb Millionen Juden begonnen, von ihnen sind nur noch wenige Arbeitskompanien [übriggeblieben], alles andere ist, sagen wir mal – ausgewandert.» In einer anderen Ansprache behauptete er, sein einziger Trost bei einer militärischen Niederlage sei, vielleicht triumphierend sagen zu können: «Ich habe zwei Millionen Polacken umgebracht.» Einen Teil seines letzten Jahrs als Generalgouverneur brachte Frank erfolglos damit zu, in der Stadt Krakau, der man den Beinamen «Antisemitropolis» gegeben hatte, einen antijüdischen Kongress zu organisieren.

Doch diese Seite seines Ichs hielt Frank stets von Norman fern. Er fühlte sich bei seinem ältesten Sohn am wohlsten und wandte sich ihm in dem Masse stärker zu, wie sein Generalgouvernement ins Wanken geriet. «Ich verliess Krakau am sechsten Januar», erinnert sich Norman. «Mein Vater zog elf Tage später ab, als die Stadt von den Russen eingenommen wurde.»

Am 17. Januar 1945, nachdem er wochenlang Akten vernichtet hatte, reiste Hans Frank nach Schliersee ab. Sein Privatwaggon wurde an einen Zug gehängt, mit dem auch einige der herrlichsten Kunstschätze Polens abtransportiert wurden, unter ihnen ein Raphael, ein Knabenbildnis, und da Vincis Ölgemälde «Dame mit Hermelin». Niklas entsinnt sich, dass der da Vinci in der Bürosuite seines Vaters im Schloss gehangen hatte. «Ich fand es hässlich», sagt er rückblickend. «Ich dachte, sie hielt eine Ratte im Arm. Erst später bekam ich mit, dass es sich um einen da Vinci handelte.» Frank redete später den Amerikanern beim Verhör ein, er habe die Kunstwerke mitgenommen, damit sie nicht in seiner Abwesenheit geraubt würden. «Der Raphael wurde gerettet, doch der da Vinci ist nie wieder aufgetaucht. Er hängt wahrscheinlich in irgendeinem Bauernhaus in Bayern», sagt Niklas sarkastisch. «Vielleicht hat es meine Mutter nach dem Krieg gegen ein Stück Butter und ein paar Eier eingetauscht. Sie verstand so viel von Kunst wie mein Vater von der Wahrheit.»⁵

Auf seiner Flucht nach Westen veranstaltete Frank auf einem schlesischen Schloss eine dreitägige Fressorgie, was die Naziführung in Berlin, als sie davon hörte, in Wut versetzte. Mit solchem Verhalten flösste man hungernden Soldaten, denen die Munition ausging, keine Zuversicht ein.

Norman sah seinen Vater am 25. Januar im Haus der Familie in Schliersee wieder. «Er war zu mir wie immer», erinnert er sich. «Meine Mutter wartete lediglich auf die Amerikaner. Sie war überzeugt, der Frieden würde kommen, und sie hätten nichts Böses getan. Sie erwartete allen Ernstes, das Leben würde bald wieder normal werden.»

Nach Normans Erzählungen brachte Hans Frank die Abende mit der Familie zu, richtete jedoch ein provisorisches Hauptquartier des Generalgouvernements in einem ehemaligen Café im benachbarten Neuhaus ein. In Niklas' Gedächtnis ist nur ein Ereignis aus der Zeit vor der Festnahme seines Vaters haften geblieben: Die Familie, auch sein Vater, steht am Haus und verfolgt Hunderte Flugzeuge der Alliierten, die in Richtung München fliegen, um die nahegelegene Stadt zu bombardieren. «Wir sahen nur wortlos zum Himmel hinauf, der voller silberner Maschinen war. Es kam uns endlos vor.»

Der damals siebzehnjährige Norman erinnert sich an den Tag, an dem der Vater verhaftet wurde. «Ich sah meinen Vater jeden Abend. Am vierten Mai, nur eine Stunde vor seiner Festnahme, besuchte ich ihn zusammen mit meiner Schwester. Wir fuhren mit dem Fahrrad dorthin und tranken mit ihm Kaffee. Die Amerikaner waren sehr nahe. Er war ziemlich ruhig. Bei ihm befanden sich drei seiner Mitarbeiter. Mein Vater hatte seine Tagebücher bei sich und war überzeugt, sie würden seine Unschuld beweisen. Beim Kaffee sagte er: ‚Ich bin wohl der letzte Minister, der noch frei ist, der noch in Freiheit seinen Kaffee trinkt‘. «Er wusste, dass seine Verhaftung bevorstand», sagt Niklas. «Am selben Tag hatte er meiner Mutter bereits ein ganzes Bündel Geldscheine zugesteckt [funfzigtausend Reichsmark]. Kein Kuss, kein sanftes Wort. Er zahlte sie aus wie eine Nutte.»

Eine Stunde nach Normans Besuch traf ein amerikanischer Gl, Lieutenant Stein, ein und nahm den Generalgouverneur fest. Die Festnahme erschien Norman nicht als ungewöhnlich. «Sie überraschte mich nicht. Ganz Deutschland wurde unter Arrest gestellt, und mein Vater war ein hoher Beamter gewesen, also erwartete ich es. Bis zum

September erfuhren wir nichts über seinen Verbleib, erst fast fünf Monate später. Das war, als sie ihn nach Nürnberg brachten und wir im Radio hörten, dass es dort einen Prozess geben würde.»

Bei seiner Festnahme übergab Frank freiwillig alle zweiundvierzig Bände der Dienstagebücher, die er als Generalgouverneur führte. Sie umfassten alle Mitschriften seiner Reden, seiner Ansprachen auf Reisen, von Empfängen, Sitzungen der Regierung und Konferenzen. Ohne es zu wollen, hatte er der Staatsanwaltschaft in Nürnberg die Masse des Beweismaterials gegen sich geliefert. Frank war so naiv zu glauben, die Bücher würden seine Opposition zu Himmler offenbaren und ihn rehabilitieren. Er war selbst überrascht, als man im Verfahren viele seiner scheusslichsten Reden als Beweismittel vorlegte. «Sie sind im Einzelnen furchtbar, die Worte», gab er vor Gericht zu. «Ich muss Ihnen sagen, auch ich bin erschüttert gewesen über manches Wort, das ich gesagt habe. Es war eine wilde und stürmische Zeit mit furchtbaren Leidenschaften, und im Sturm und Drang eines flammenden Landes und eines Entscheidungskampfes auf Leben und Tod passieren derartige Worte.» Niklas ist «ewig dankbar», dass sein Vater die Tagebücher aushändigte. «Mir sind sie heute Labsal», schreibt Niklas Fränkin seiner «Abrechnung», «wenn meine Wut auf dich einzuschlafen beginnt, brauche ich nur drin zu blättern.»

Unmittelbar nach der Festnahme brachte man Frank in das Miesbacher Gefängnis. Die Gis hatten gerade Bilder aus den Konzentrationslagern gesehen und verlangten nach Rache. Frank stand als Symbol für die entstellten Skelette in den Wochenschauen. In zwanzig Metern Länge zu beiden Seiten des Gefängnistors hatten die Soldaten Aufstellung genommen, um Frank Spiessruten laufen zu lassen. In jener Nacht wollte er Selbstmord begehen, indem er sich mit einem harten Gegenstand, den er in der Zelle vorfand, die Kehle aufzuschneiden versuchte. Einige Tage darauf wurde er nach Berchtesgaden überführt. Nach den Worten eines Zeugen soll er wie «blutiger Brei» ausgesehen haben. Später versuchte er noch einmal, sich umzubringen, indem er sich den linken Arm aufschlitzte.

Auch die Familie Frank hatte inzwischen in den Zeitungen Bilder von den Konzentrationslagern gesehen. «Da wurde alles anders», sagt Norman. «Von dem Augenblick an, da der Krieg verloren war, war auch mein Vater verloren. Bis dahin hatte niemand gedacht, wir hätten irgendetwas Unrechtes getan. Ich wusste, die Bilder in den Zeitun-

gen waren echt. Nie hielt ich sie für russische Propaganda wie viele andere Leute. Es war die Wahrheit, und ich wusste es. Amerikanische Soldaten bewachten unser Haus, nachdem ein paar Vertriebene es geplündert hatten. Nach den Bildern aus Auschwitz empfand ich das alles als gerecht. Das war kein Krieg gewesen, sondern etwas Schlimmeres. Diese Verbrechen haben alles verändert.»

Auf Niklas machten die Fotos von den Leichenbergen einen unauslöschlichen Eindruck. «Zu meinen deutlichsten Eindrücken und Erinnerungen gehörten die ersten Bilder in den Zeitungen, auf denen ich Tausende nackter Körper in den Konzentrationslagern sah. Ich war nicht einmal sieben Jahre alt. Mein ganzes Leben lang bin ich davon nicht losgekommen. Diese Bilder des Todes, von Körpern, von Knaben- und Mädchenkörpern, und nackt dazu! Ich wusste, mein Vater war ein sehr bedeutender Mann in Polen gewesen, und diese Lager befanden sich im Osten. Von Anfang an konnte ich mir vorstellen, dass er etwas mit diesen Bildern zu tun hatte. Nicht viel später hörte ich zum erstenmal die Bezeichnung ‚Der Schlächter von Polen‘.» Kurz nachdem er die Lagerfotos gesehen hatte, erreichte Norman die Nachricht vom ersten Selbstmordversuch des Vaters. «Es kam etwa drei Tage später in den Nachrichten. Jemand kam zu mir gerannt und rief: ‚Ihr Vater ist tot!‘ Das war das erste, was ich hörte. Ich fühlte nichts. Millionen waren gestorben. Mein Vater hatte mit mir darüber gesprochen. Fast hatte ich es erwartet. Dann fand ich heraus, dass er noch lebte und es noch einmal versuchte. Ich vermochte mir vorzustellen, wie sehnlichst er sterben wollte.»

Am 19. Oktober 1945 wurden den Angeklagten von Nürnberg die Anklageschriften über ihre Kriegsverbrechen vorgelegt. Frank, gegen den in allen vier Punkten Anklage erhoben wurde, brach in Tränen aus. Die Familie Frank hörte davon in den Rundfunknachrichten. Bei Prozessbeginn am 20. November versammelte sich die Familie am Rundfunkgerät. «Ich wusste, es war wirklich ernst, denn all die Erwachsenen ringsum waren sehr traurig und weinten oft», entsinnt sich Niklas. «Ich erinnere mich, dass wir im Rundfunk sehr oft die Übertragungen vom Prozess hörten. Es herrschte eine sehr traurige Stimmung. Meine Mutter rief uns ans Radio – es war sehr wichtig, dass wir rechtzeitig nach Hause kamen, um nicht die Übertragung zu versäumen. Mein Vater war erst im Frühjahr ’46 dran, aber meine

Mutter interessierte es trotzdem, denn sie kannte viele der anderen Angeklagten.»

Frank legte sich auf eine aggressive Verteidigung fest. Er schob Himmler und der SS die Schuld zu und minimierte seine eigenen Machtbefugnisse. Gleichzeitig schmeichelte er sich bei Gericht ein, indem er Kritik am Nationalsozialismus und an Hitler übte. Er gab vor, die Aussagen vor Gericht hätten ihn «erschüttert», und er sei im katholischen Glauben neu getauft. Einen erwachten religiösen Eifer zur Schau stellend, übernahm er die «entsetzliche Verantwortung» für die Vernichtungslager, obwohl er «nie eins errichtet» habe. Er erzählte den Richtern, Hitler repräsentiere «den Geist des Bösen auf der Erde» und pries das Tribunal als «gottgewolltes Weltgericht, dazu berufen, die schreckliche Ära des Leidens unter Adolf Hitler zu erforschen und zu beenden». Auf dem abschliessenden Höhepunkt eines Monologs an das Gericht verkündete Frank: «Tausend Jahre werden dahingehen, und noch immer wird diese Schuld Deutschlands nicht getilgt sein.» Roosevelts Generalstaatsanwalt und oberster amerikanischer Richter in Nürnberg nannte Franks Äusserungen ein «billiches theatralisches Geständnis». Die übrigen Richter pflichteten ihm bei und verurteilten Frank einmütig aufgrund von zwei der vier Anklagepunkte.

«Ich fand es phantastisch, als er sich im April '46 schuldig bekannte», sagt Norman. «Ich glaube, dass er das für das deutsche Volk sagte und die Verantwortung für die Verbrechen übernehmen wollte.

Unter den fast unmöglichen Gegebenheiten war es ein Prozess der Sieger gegen die Bezwungenen, aber er war auch notwendig und fair. Das waren andere Verbrechen als alle, die wir je erlebt hatten, und über sie musste gerichtet werden. Es ist nur eine Schande, dass die Nürnberger Prozesse nicht zu verhindern vermochten, dass in dieser Welt weitere Verbrechen begangen wurden.»

Vor der Urteilsverkündung im September 1946 erhielt Frank in Nürnberg Besuch von seiner Familie. Der Tag sollte allein den Familien aller Angeklagten gehören. Die kleineren Kinder kamen an der Hand ihrer Mutter. Zum erstenmal seit der Festnahme im Mai 1945 sah Norman den Vater. «Ich erinnere mich an Edda Göring und all die anderen Kinder. Es war ein komisches Gefühl im Gefängnis. Mein Vater hatte sich verändert, er war sehr abgemagert. Doch er bemühte sich, ganz ruhig zu sein, vor allem gegenüber meinen Geschwistern.

Er ermahnte mich, stark zu sein und stets daran zu denken, erst nach sorgfältiger Überlegung eine Meinung von mir zu geben. Die Worte sollten mir im Hals steckenbleiben, wenn ich zu freimütig spräche. Ihn hatte es zugrunde gerichtet, und jetzt warnte er mich davor. Es war sein letzter Rat für mich.»

Im Unterschied zu Norman, dem die letzte Begegnung mit dem Vater wohl tat, war Niklas wütend über den Besuch im Gefängnis. «Ich kann mich noch ganz deutlich daran erinnern», erzählt er. «Ich sass auf dem Schoss meiner Mutter, und er sass hinter einem Fenster neben einem Soldaten mit weissem Helm, und er gab sich freundlich und lachte. Es war mein stärkster Eindruck von ihm, denn es war das letzte Mal, dass ich ihn sah. Und ich wusste, dass es das letzte Mal war. Er sagte zu mir: ‚Ah, Niki, in drei Monaten werden wir bei uns zu Hause einen prächtigen Weihnachtsabend feiern‘. Ich sass da und dachte ‚Er lügt‘. Er wusste doch, dass er gehenkt würde. Warum log er mich an? Heute weiss ich, er wollte mich beruhigen und einen fröhlichen Eindruck machen, so dass er später in meiner Erinnerung als ein besserer Mensch dastehen konnte oder so ähnlich. Aber ich hätte mir gewünscht, dass er mir irgendeinen Rat gegeben, dass er gesagt hätte: ‚Ich werde sterben, und ich bin schuldig, und du wirst mich nie mehr sehen, aber hier ist etwas für dein späteres Leben‘. Dieses eine quält mich wirklich, das verfolgt mich.» Jahrelang empfand Niklas auch Zorn über ein Gefängnisgebetbuch, das ihm der Vater hinterliess und das eine Widmung trug, mit der er ihm Gottes Beistand wünschte. «Er schrieb meinen Namen falsch, Nicki, mit ck. Nicht einmal meinen Namen konnte er in seiner Todesstunde richtig schreiben. So was sollte man nicht tun. Ich bin nicht mehr wütend, nur enttäuscht.»

Am 30. September 1945 wurde Frank verurteilt. Er schien seinen Orientierungssinn verloren zu haben, denn er starrte auf die Rückwand des Gerichtssaals, bis ihn die Gis zum Gericht drehten. Seine Hände zitterten leicht, und er fummelte am Kopfhörer herum. Als er das Todesurteil vernahm, murmelte er «Danke»; er war der einzige Angeklagte, der einen Laut von sich gab. Norman erinnert sich deutlich an den Tag. «Wir hörten das Todesurteil live im Rundfunk. Wir sassen alle beieinander. Mutter weinte nicht, sie hielt sich unseretwegen zurück. Wir waren alle gefasst. Mein Vater war bereit zu sterben.» Lebenslänglich wäre Norman nicht lieber gewesen. «Für mich ist es

besser, dass er hingerichtet worden ist. Schrecklich, wenn mein Vater wie Hess im Zuchthaus gesessen hätte. Damit zu leben, wäre mir wirklich schwergefallen. Wenn ich mein Leben lang, immer wenn ich eine Tasse Kaffee trinke oder einen Spaziergang mache, daran hätte denken müssen, dass sich mein Vater im Zuchthaus befände – das hätte ich nicht ausgehalten. Insofern bin ich dankbar, dass er zum Tode verurteilt wurde. Lebenslänglich für meinen Vater hätte lebenslänglich für die ganze Familie bedeutet.»

Der damals siebenjährige Niklas hat keine so deutliche Erinnerung an die Verurteilung. «Ich kann mich nicht entsinnen, dass wir es im Radio hörten», sagt er, «aber ich wusste davon, ich wusste, er war zum Tode verurteilt worden. Ich kann nicht sagen, woher. Aber ich verstand, was es bedeutete. Ich begriff, man würde ihn hängen. Sie müssen sich vorstellen, ich ging zur Grundschule, und der ganze Ort sprach darüber, und in der Schule war es ständiges Gesprächsthema. Wir wohnten in einem ganz kleinen Städtchen, und jeder kannte mich. Jeder wusste, dass man meinen Vater zum Tode verurteilt hatte.»

Die Nachricht, wie er hingerichtet werden würde, verkraftete die Familie nur schwer. «Die schlimmste Nachricht für uns war, dass man ihn hängen würde», erinnert sich Norman. «Das hat uns getroffen. Wir hatten gedacht, man würde ihn wie einen Soldaten erschiessen. Er auch. Für ein gebildetes Volk wie die Amerikaner war es unwürdig, diesen Männern einen so unwürdigen Tod zu bereiten. Das war für ihn am schlimmsten.»

Niklas teilt die Ansicht des Bruders nicht. Er hält das Erhängen für richtig. «Ich weiss, dass es sich mit sechsundvierzig nicht leicht stirbt. Ich bin über das Alter hinweg und weiss, wie jung man sich da fühlen kann. Der Gang zum Galgen ist schwer. Aber ich wünschte meinem Vater diesen Tod und die Todesangst, denn er und all die anderen Deutschen haben Millionen von Menschen diese Todesangst eingeflösst, in ihren sogenannten hehren Zeiten.»

In Niklas Erinnerung überbrachte ihm die Mutter die Nachricht vom Tod des Vaters. «Mein Bruder Michael, meine Schwester Brigitta und ich, wir drei gingen in einen Kindergarten. Es war ein paar Tage nach der Hinrichtung meines Vaters. Meine Mutter kam uns abholen und sagte: ‚Wir gehen ein Stückchen spazieren‘. Wir gingen mit ihr, sie hatte ganz bunte Sachen an, nichts Schwarzes. Und dann sagte sie: ‚Ich muss euch jetzt sagen, dass euer Vater tot ist. Und das ist

schlimm, dass er tot ist, aber wie ihr an meiner Kleidung seht, gehe ich nicht als Witwe, denn für euren Vater ist es am besten, dass er jetzt tot ist.»

«Da fingen meine Geschwister ganz schrecklich an zu heulen, und nur ich blieb still. Mutter sagte: ‚Seht euch Niki an, er weint nicht. Nehmt euch an ihm ein Beispiel.‘ Aber ich hatte das deutliche Gefühl, dass sie wütend auf mich war, weil ich nicht heulte. Es war wie damals, als ich ihre grosse Wut auf meinen Vater spürte, der sie zu seiner Begrüssung die Stufen zum Schloss hinaufkommen liess. Aber jetzt richtete sich ihr Zorn auf mich.» Nie sah Niklas seine Mutter um den Vater weinen. «Nach dem Krieg weinte sie oft, aber das hatte mit unserer schlimmen Lage zu tun, nicht mit ihm», sagt Niklas. «Noch mehrere Jahre nach Kriegsende wussten wir nicht, wie es mit uns weitergehen würde.»

Auch Niklas vergoss keine Träne wegen des Vaters Tod. «Aber selbst wenn ich nicht weinte, fühlte ich mich ihm an den Jahrestagen seines Todes sehr nahe. Das begann für mich so 1947 oder '48. Ich sah meinen Vater über einen langen Flur zum Galgen gehen und entwickelte in mir eine regelrechte Todesangst. Ich war mein Vater. Ich versetzte mich in seine Lage. Es war, als sähe ich ihm zu, aber gleichzeitig war ich der, der gehängt werden sollte.»

Wenn es schon Niklas schwerfällt, mit der Hinrichtung seines Vater fertig zu werden, um wieviel schlimmer musste es für Norman gewesen sein. Niklas erinnert sich deutlich an seinen Bruder während jener Zeit. «Er war sehr traurig. Oft stritt er sich mit meiner Mutter. Nur ungern kehrten ich und Michael vom Spielen heim, denn ich hatte sehr grosse Furcht vor der Atmosphäre zu Hause. Oft konnte ich meine Mutter schon aus wenigstens hundert Metern Entfernung krei-schen und heulen hören. Und da wir in einem kleinen Dorf wohnten, konnte man sie, wenn die Fenster offenstanden, überall hören. Es war zum Verzweifeln und für uns alle belastend, aber besonders schwer, denke ich, für Norman. Michael und mich behandelte er gut, versuchte lustig zu sein, um uns bei Laune zu halten. Aber eigentlich war er traurig.»

Norman ist sehr niedergedrückt, wenn von der Hinrichtung seines Vaters die Rede ist. «Damals weinte ich nicht, und das ist die halbe Ursache für mein Geschwür», sagt er. Seine Frau Elisabeth unterbricht ihn: «Oh, Norman, du hast geweint! Du weinst noch heute um

deinen Vater.» Er macht eine abwehrende Handbewegung und sagt nichts mehr.

Im Sommer 1947 wurde Brigitte Frank für ein Vierteljahr eingesperrt. Man brachte sie zusammen mit vielen anderen Frauen prominenter Nazis in ein amerikanisches Internierungslager bei Augsburg. Niklas und Michael begleiteten sie zum Bahnhof. «Ich weinte sehr, als man sie abholte», erinnert sich Niklas. «Aber als ich sie im Lager besuchte, war das ganz aufregend. Ilse Koch⁷ war dort und sang unentwegt die alten Nazilieder. Meine Mutter fand das sehr lustig. Sie war guter Dinge und sah besser aus als bei ihrer Einlieferung. Ich kann mich gut daran erinnern. Sie sagte zu uns: ‚Guckt mal, wie braun ich bin‘. Später scherzte sie, das sei ihr letzter richtiger Urlaub.

Für uns war es keine schlechte Zeit, als sich Mutter im Lager befand. Ganz und gar nicht. Wir waren sogar sehr froh darüber, denn unsere Tante Else kümmerte sich um uns, und die war sehr lustig. Michael und ich belachten all ihre Erziehungsversuche.» Während Niklas die Situation als «lustig» empfunden und seine Mutter «guter Dinge» angetroffen haben will, sieht das Norman in seiner Erinnerung ganz anders. «Ich besuchte meine Mutter jede Woche im Lager, und sie wurde immer vergrämter. Ich war achtzehn und hatte mich um die Familie zu kümmern. Man bekam nur schwer etwas Essbares.»

Einmal liess ein amerikanischer GI, der sich an den vielen Flaschen Wein im Frankschen Keller berauscht hatte, die Familie an die Wand stellen, und dann fuchtelte er mit seinem Gewehr herum und drohte, sie zu erschiessen. Beherrscht forderte ihn Brigitte Frank auf, die Kinder zu schonen. Michael schluchzte. Aber Niklas reagierte ganz anders. «In dem Augenblick – ich werde ihn nie vergessen – stand ich auf der Seite des amerikanischen Soldaten. Ich hatte wirklich das Gefühl, nicht er war der Verbrecher, sondern wir, unsere Familie. Und seither habe ich so gefühlt.»

Nicht alle Schwierigkeiten, denen die Familie Frank gegenüber stand, erwiesen sich als so konkret wie ein mit der Kanone herumfuchtelnder Soldat. Sie wurde aus dem grossen Haus exmittiert und musste in eine kleine, kalte Wohnung ziehen, und es gab wenig zu essen. Fast die gesamte persönliche Habe wurde beschlagnahmt. Niklas entsinnt sich, dass ihn die Mutter betteln schickte. Er trug ein Papier bei sich, auf dem stand, dass die Familie nichts zu essen habe. Er kam dann mit einem halben Brot zurück und schämt sich rückblickend noch

heute dafür. Brigitte Frank verkaufte etwas Schmuck, den sie vor der amerikanischen Armee und den Plünderern versteckt hatte. Er brachte der Familie genug Geld zum Überleben ein. Norman fühlte sich nutzlos, denn er konnte weder auf die Schule zurück noch eine Arbeit finden. «Das Schlimmste war, dass man mir die Schule verbot. Als ich auf die Schule wollte, sagte mir der deutsche Direktor, Kinder von Kriegsverbrechern seien vom Schulbesuch ausgeschlossen. Auch meine ältere Schwester durfte nicht mehr auf die Schule, aber es störte sie nicht, denn sie hatte zu dem Zeitpunkt schon geheiratet. Alle meine jüngeren Geschwister durften zur Schule. Aber mich liess man nicht zu. Aus dem gleichen Grund bekam ich keine Arbeit. Diese ablehnende Stimmung richtete sich gegen mich als ältestem Sohn.» Besorgt um den Unterhalt ihrer fünf Kinder, nahm Brigitte Frank zu einer merkwürdigen Einnahmequelle Zuflucht. Hans Frank hatte im Gefängnis ein Buch geschrieben, eine Erinnerung an das Leben im Dritten Reich. («Ich konnte nie mehr als ein paar Seiten zusammenhängend lesen, weil es vor unerträglicher Eitelkeit strotzt», sagt Niklas.) Aber Brigitte vermarktete das Buch unter dem Titel *Im Angesicht des Galgens* und vertrieb es selbst an Tausende Kunden, darunter an viele einstige Kameraden Franks und ehemalige Nazis. Nach Niklas' Worten brachte der Verkauf über zweihunderttausend Mark, alles unversteuert. Es sollen auch Hunderte Briefe eingegangen sein, aus denen «pathetische Begeisterung über den von meinem Vater produzierten nostalgischen Kitsch» sprach. Als die Verkaufszahlen nachliessen, vermarktete Brigitte Kopien von Franks Briefen aus dem Gefängnis an seine Familie; ihnen fügte sie ein Schreiben bei, in dem sie auf die materielle Notlage der Familie aufmerksam machte. Als das nicht genügend einbrachte, verkaufte Brigitte einen Kurzroman, den Frank als Generalgouverneur geschrieben hatte, *Der Schiffsbub des Columbus*.

In jener Zeit wuchs in Niklas der Wunsch, mehr über seinen Vater zu erfahren. Er las Zeitungen, und im Kino sah er stets die Wochenschauen über den Krieg. Bei jedem Buch, das ihm in die Hände fiel, schlug er das Register auf und suchte den Namen des Vaters, und dann las er die Seiten, auf denen er vorkam. «So erhielt ich viele Informationen über ihn», erinnert sich Niklas. «Von Anfang an las ich keine gute Zeile über meinen Vater. Es war immer nur Negatives,

aber ich glaubte stets, was ich las. Und nie kam es mir in den Sinn, meinen Vater zu verteidigen. Im Gegenteil: Immer sagte ich, mein Vater ist ein Verbrecher, und die anderen sagten dann: ‚Oh nein, Sie Armer, ein Opfer der Umstände‘ oder so ähnlich.

Doch zu meinen grössten Fehlern gehört, dass ich meiner Mutter nie Fragen stellte. Nie habe ich jemanden aus der Familie gefragt. Ich behielt alles für mich. Nie wollte ich mit jemandem darüber sprechen.» Aber Niklas ist überzeugt davon, dass seine Familie, hätte er sie denn gefragt, nicht mit ihm geredet hätte. Die einzige Form der Kommunikation waren gelegentliche Séancen gewesen, um mit dem toten Vater Kontakt aufzunehmen. Beeinflusst vom Glauben seiner Tante an die Reinkarnation, meinte Niklas als Junge einmal, der Vater sei im Dackel des Nachbarn wiedergeboren worden. Nach geschlagenen zwei Wochen, in denen Niklas auf den Hund eingeredet und keine Antwort erhalten hatte, befestigte er an ihm fünfzig Feuerwerkskörper und jagte ihn in die Luft. «Ich nehme an, so waren meine Gefühle für meinen Vater», sagt er.

Während Niklas sich in den Krieg und die Rolle seines Vaters vertiefte, tat Norman nichts dergleichen. Er besass genügend eigene Erinnerungen. «Damals tat ich so gut wie nichts. Ich trieb nur ein paar private Studien. Aber ich brachte es nie zu etwas einem akademischen Grad Gleichwertigen. Nichts war mir mehr von Bedeutung. Die Tagebücher meines Vaters kannte ich damals noch nicht, später ja. Nie habe ich die Prozessprotokolle gelesen.»

Schliesslich war Norman so frustriert vom Nachkriegsdeutschland, dass er 1951 als Dreiundzwanzigjähriger nach Argentinien auswanderte. «Meine Schwester hatte dort einen Freund, also entschloss ich mich, es zu versuchen. Ich lebte fünf Jahre in Buenos Aires und in den Anden. Es war eine schöne Zeit. Ich nahm alle möglichen Jobs an. Ich tat wirklich alles, arbeitete im Bergwerk, in der Produktion, nichts, was ich nicht gemacht hätte. Aber 1955 musste ich nach Deutschland zurück, weil es meiner Mutter so schlecht ging. Fünf Jahre hatte ich meine Familie nicht gesehen, und als ich ankam, wollte ich gleich wieder nach Argentinien zurück. Ich mochte Deutschland überhaupt nicht. So wie sich Deutschland entwickelt hatte – so vieles hatte sich verändert. Ein neues, wohlhabendes Deutschland hatte die Vergan-

genheit begraben. Ich konnte das nicht. Aber ich blieb und ging nie nach Argentinien zurück. Am Anfang wechselte ich immer wieder die Arbeit, machte immer etwas anderes. Dann blieb ich bis zu meiner Berentung beim Fernsehen hängen. Ich heiratete Elisabeth, die ich schon seit jungen Jahren kannte. Das half mir zu bleiben.»

Als Norman 1955 nach Deutschland zurückkehrte, beendete Niklas auf einer Nordseeinsel das Gymnasium. In den Ferien arbeiteten sie in derselben Firma und waren oft zusammen. «Ich habe Norman immer richtig gern gehabt», sagt Niklas, «und als er zurückkehrte, habe ich mich gefreut. Wir hatten nur sehr wenig Geld, aber es war herrlich zusammen. Ich wusste aber auch, dass er in dieser Zeit traurig war, ein bisschen Angst davor hatte, wieder in Deutschland zu sein.»

Norman heiratete 1959, Niklas dagegen verlegte sich auf ein neun-jähriges zusammenhangloses Universitätsstudium. Er studierte «unterschiedliche Fachgebiete und schloss keins ab». In dieser Zeit begann er mit dem Schreiben. Er studierte Jura, Geschichte und Soziologie, erhielt beinahe einen Dokortitel in deutscher Literatur, um dann schliesslich Journalist zu werden. Niklas bekleidete die unterschiedlichsten Positionen, sogar die des Kulturredakteurs für die deutsche Ausgabe des *Playboys* jetzt ist er leitender Korrespondent beim Nachrichtenmagazin *Stern*. Die Brüder sind ziemlich verschieden. Norman hat sich entschlossen, kinderlos zu bleiben, «denn nach allem, was ich weiss, glaube ich, dass die Franks aussterben sollten.» Niklas hat eine Tochter aus seiner vierundzwanzigjährigen Ehe. «Norman kam nach dem Krieg nicht zur Ruhe», sagt Niklas. «Seine Nische hat er nie wieder gefunden. Er hatte es schwer.»

Die beiden haben auch eine unterschiedliche Meinung dazu, ob es ein Vor- oder ein Nachteil sei, Sohn des einstigen Generalgouverneurs zu sein. «Für das Aufwachsen in Deutschland war es ein Vorteil, der Sohn dieses Verbrechers zu sein», meint Niklas. «Es ist ein Ehrentitel, einen Vater gehabt zu haben, der im ersten grossen Prozess, nicht in den späteren Prozessen, verurteilt wurde. Solch einen berüchtigten Vater zu haben, galt in Deutschland als Auszeichnung. Als sein Sohn fühlte ich mich immer als kleine Berühmtheit. Nicht so berühmt vielleicht wie ein Goebbels-Sohn oder ein Kind von Göring, und der Berühmteste wäre Hitlers Sohn gewesen, aber von der Position her, die mein Vater innehatte, war es gut, sein Sohn zu sein. Die Leute

brachten mir mehr Interesse entgegen, sobald sie es herausgefunden hatten.»

Norman ist völlig anderer Ansicht. «In meinem ganzen Leben war es ein Nachteil, der Sohn des Generalgouverneurs zu sein. Ich bin dankbar, dass ich einen lieben Vater hatte und eine gute Erziehung genossen habe, aber es tat mir sehr weh, einen so prominenten Vater zu haben. Ich war der älteste Sohn und kannte meinen Vater in der Familie am besten, und deshalb traf es mich mehr und schlimmer als alle anderen Geschwister.» Während Norman und Niklas also unterschiedlicher Meinung darüber sind, ob ein solches Erbe im Nachkriegsdeutschland wohl ein Vorzug war, sind sie sich einig darin, dass ihnen dieses Erbe stets gegenwärtig gewesen ist. Für Niklas war der Vater «immer ein Teil meines Lebens, wo ich doch mein eigenes führen wollte», und Norman sagt: «Ich denke täglich an meinen Vater.» Beide haben zu begreifen versucht, was ihren Vater zu seinen Verbrechen trieb. Niklas studierte alle Veröffentlichungen über seinen Vater und befragte in der Vorbereitung seines Buchs sechs Jahre lang viele überlebende «Kameraden». «Ich begreife ihn immer noch nicht», sagt er. «Ich habe es versucht. Er war kein Ideologe. Für ihn war es eine Karriere, und sein Ehrgeiz und seine Schwäche trieben ihn an. Dennoch hätte ich ihm viele Fragen zu stellen, wenn er noch lebte. Viele. Ich will von ihm die Wahrheit, ich will, dass er mir seine Schuld eingesteht. Ich weiss, er liebte die grossen Häuser, die schönen Uniformen, all den Luxus, aber abgesehen davon vermag ich nicht einzusehen, warum er das tat. Ich hasse ihn deswegen. Ich bin wütend über seine Schwäche. Wenn ich mich mit seinen einstigen Kameraden traf und ihnen sagte, dass ich ihn für einen Verbrecher ansah, hielten sie mich für verrückt. Sie sehen das nicht so. Für mich ist das ganz klar, nur seine Motivation bleibt verborgen.»

Norman ist so fassungslos wie sein Bruder. «Ich begreife meinen Vater überhaupt nicht. Ich habe mich so sehr bemüht, ihn zu verstehen. Ich kann einfach nicht fassen, dass er sich nur für einen Ramsch so korrumpieren liess. Für mich ist das solch ein Widerspruch bei einem Mann, den ich liebe. Auf der einen Seite habe ich das Bild eines guten Vaters, und das andere Bild ist das eines wegen Verbrechen angeklagten Manns vor Gericht. Und diese beiden Bilder gehören in meinem Kopf zusammen. Als ich ihn in Nürnberg besuchte, musste ich diesen Konflikt, diesen Widerspruch akzeptieren. In meinem Vater sah ich, dass grosse Intelligenz, mit Ehrgeiz gepaart, stets in die Nähe des Ex-

zesses geraten kann. Eine hohe Bildung schützt nicht vor grausamen Verbrechen.»

Norman hätte nicht lieber einen anderen Vater gehabt, nur einen «stärkeren». Und obgleich er die Rolle seines Vaters während des Kriegs kritisch sieht, gesteht er, er hätte ihn als Flüchtling nach dem Krieg nie den Behörden ausgeliefert. «Nein, ich hätte ihn nie verraten können. Das wäre schrecklich gewesen, schlimmer vielleicht, als wenn er sein ganzes Leben im Zuchthaus zugebracht hätte.»

Als ich Niklas von Normans Antworten berichtete, zeigte sich dieser nicht überrascht. «Norman steht meinem Vater kritisch gegenüber, aber er liebt ihn auch zutiefst. Ich sehe es so, dass mein Vater Normans Leben zerstört hat. Ich habe ihm das nie gesagt, aber so empfinde ich das. Oft habe ich das meiner Frau erzählt. Als mein Buch im *Stern* als Serie abgedruckt wurde, hörte ich später, dass sich Norman auf seiner Arbeit schämte, weil er wusste, all seine Kollegen lasen die Artikel, und niemand sprach mit ihm. Niemand weiss, wie tief er in dieser Frage empfindet. Ich kenne ihn sehr gut, denn nach dem Internat wohnte ich bei Norman, und er nahm die Stelle meines Vaters ein. Ich verdanke ihm viel, denn als wir über unseren Vater zu sprechen begannen, erzählte er mir die Wahrheit. Nie hat er mich belogen oder behauptet, etwas sei übertrieben. Stets hat mich Norman ermutigt, die Wahrheit herauszufinden, aber ich konnte immer erkennen, dass er unseren Vater noch liebte.

Ich muss ihm danken, dass er mich an die Fakten herangeführt hat. Er liess mich die Verbrechen Deutschlands sehen und was unser Vater getan hat. Diese Gedanken, die an alle Getöteten, haben wir gemeinsam. Es sind Bilder in unserem Hirn, und wir müssen bis ans Ende mit ihnen leben.»

¹ Theoretisch lag Auschwitz in der Tat ausserhalb des Generalgouvernements, doch befand es sich nur etwa fünfzig Kilometer von Franks Krakauer Regierungssitz entfernt.

² In diesem Fall irrt sich Norman. Die Nazis weiteten in Wirklichkeit das Getto aus und errichteten hohe Mauern.

³ Lasch wurde am 1. Juni 1942, nach einem von der SS eingesetzten Korruptionsverfahren, hingerichtet. Hans Frank unternahm nichts zur Rettung seines alten Freunds.

⁴ Dr. Alfred Seidl, der in Nürnberg Rudolf Hess verteidigte, vertrat auch Frank. Vergeblich zog er diese Reden heran, um seine Verteidigung zu stützen.

- ⁵ Im Laufe meiner Recherchen fand ich heraus, dass man da Vincis «Dame mit Hermelin» im Czartoryski-Haus in Krakau bewundern kann. Polnische Behörden hatten das Bild nach dem Krieg stillschweigend zurückgeholt. Mit Erleichterung vernahm Niklas, dass durch die Schuld seines Vaters nicht ein grosses Kunstwerk für immer verloren war.
- ⁶ Sie werden zwar als Tagebücher bezeichnet, doch handelt es sich dabei vor allem um Protokolle, die seine Mitarbeiter anfertigten, und nur zum Teil um Franks persönliche Aufzeichnungen.
- ⁷ Ilse Koch nannte man die «Hexe von Buchenwald». Ihr Mann war als Lagerkommandant so berüchtigt, dass ihn die SS 1945 hinrichtete. Sie war eine sadistische Aufseherin, deren Hobby es war, aus der Haut toter Häftlinge gefertigte Lampenschirme, Bucheinbände und Handschuhe zu sammeln. Sie beging 1967 in ihrer Gefängniszelle Selbstmord.

KAPITEL 3

«Siegerjustiz»

Adolf Rüdiger Hess ist das einzige Kind von Rudolf Hess, der bis zu seinem Alleinflug nach England am 10. Mai 1941 Stellvertreter des Führers der NSDAP und einer der engsten Vertrauten Adolf Hitlers war. Hess brachte die letzten sechsundvierzig Jahre seines Lebens im Gefängnis zu, die längste Haft eines führenden Nazis überhaupt. Und diese Kerkerstrafe prägte das Bild, das Wolf Hess von seinem Vater, von der Nazi-Partei, dem Zweiten Weltkrieg und der Rechtsprechung der Alliierten hat. Wolf Hess ist der bei Weitem verbitterteste und zornigste aller meiner Gesprächspartner. Für ihn ist sein Vater ein «Mann des Friedens», «absolut unschuldig» und Opfer einer «verfehlten und unfairen Siegerjustiz». Seine Sicht auf die Nazizeit und auf die Rolle seines Vaters wurde als revisionistisch abgelehnt. Der stattliche dreißigjährige Wolf Rüdiger Hess meint jedoch nicht, seine Auffassungen rechtfertigen zu müssen. Während unserer Unterhaltung lernte ich: Wenn unter Revisionismus «das Entlarven alles Falschen, was uns Deutschen über unsere Geschichte beigebracht wurde», zu verstehen ist, dann würde Wolf Hess diese Kategorisierung nicht anfechten. Er versucht nicht nur, die Wurzeln der Überzeugungen seines Vaters, sondern auch die ihnen zugrunde liegenden Wahrheiten beider Weltkriege nachzuvollziehen, und er konzentriert sich dabei voll auf die höchst inhumanen Aspekte der jahrzehntelangen Gefängnishaft seines Vaters. Der Tod Rudolf Hess' im Jahre 1987, vom Gefängnisdirektorium als Selbstmord dargestellt, beflügelte von Neuem Wolfs lebenslangen Kampf für seinen Vater – er will jetzt beweisen, dass dieser von seinen alliierten Bewachern ermordet wurde. Hierauf verwendet er den gleichen Eifer wie vorher zwanzig Jahre lang auf die Freilassung aus humanitären Gründen. Sohn eines prominenten Nazis zu sein, bedeutet für Wolf, dass sein Leben durch und durch vom Wissen um dessen Vergangenheit und von einer beispiellosen Frustration geprägt ist, hervorgerufen durch die «gesetzwidrige» Inhaftierung. «Das Schicksal meines Vaters ist unvergleichlich. Es bedeutet, dass sich mein Leben von dem anderer Menschen unterscheiden hat. Sein Mut als Gefangener in Spandau hat mir als seinem Sohn

eine zusätzliche Verpflichtung auferlegt. In all den Jahren der Haft riss die geistige Verbindung zwischen meinem Vater und mir nicht ab.» Der Vater, Rudolf Walter Richard Hess, wurde am 26. April 1894 in Alexandria, Ägypten, geboren, wo der Grossvater die erfolgreiche Handelsfirma Hess & Co. betrieb. Der wohlhabenden Familie gehörten eine luxuriöse Villa in Ägypten und ein Ferienhaus in Deutschland. Rudolf Hess genoss eine streng teutonische Erziehung. Mit fünfzehn Jahren kam er in ein deutsches Internat und drei Jahre später auf eine Höhere Handelsschule in der Schweiz. Als der erste Weltkrieg begann, zögerte er keinen Augenblick und meldete sich wie Millionen anderer junger Deutscher als Freiwilliger. Er kämpfte an der West- wie auch an der Ostfront und wurde 1916 und 1917 schwer verwundet.

Aus dem Militärdienst entlassen, schrieb sich der vierundzwanzigjährige Hess an der Münchner Universität ein. Aber er war entmutigt. Deutschland lag in Trümmern und fühlte sich durch die Bedingungen des Versailler Vertrags geknebelt. Wolf Hess versteht die Verzweiflung seines Vaters, der sich nach «Gerechtigkeit» sehnte. Die Briten hatten die Handelsfirma der Familie Hess enteignet, aber, sagt Wolf, weit stärker «als das Unglück der Familie beunruhigte ihn das Schicksal des Vaterlands. Versailles bedeutete für meinen Vater einen Wendepunkt. Es war ein Vernichtungsfrieden. Die Bedingungen waren demütigend und zerstörerisch. Von Anfang an war mein Vater, wie die meisten Deutschen, zutiefst erschüttert und wusste, dass er dagegen kämpfen musste. Und ein Mann und eine Partei bewiesen von Anfang an, dass sie sich der Erpressung der Sieger nicht beugen würden. Der Mann war Adolf Hitler und die Partei die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, die NSDAP.»

Hess hörte Hitler zum erstenmal an einem Aprilabend des Jahres 1920 reden. Als er nach Hause eilte, rief er mehrmals: «Das ist der Mann! Der Mann!» Diese eine Begegnung machte Hess zu einem willigen Gefolgsman. Am 1. Juli 1920 wurde er das sechzehnte Mitglied der jungen Nazi-partei. Wolf Hess hat sich über die Motive seines Vaters, so früh NS DAP-Mitglied zu werden, Gedanken gemacht und rechtfertigt sie. «Meinen Vater bedrückte die offensichtliche Unterjochung Deutschlands. Er sah in Hitler die einzige Persönlichkeit, die seiner Überzeugung nach Deutschlands rechtmässige Position wiederherstellen konnte. Denn sehen Sie, das wahre Ziel der Westmächte war es, Deutschland im ersten Weltkrieg zu vernichten, und

nach dem Krieg war das nicht anders. Und nun baute Hitler auf, was seine Nachbarn am meisten fürchteten – ein einiges Deutschland, so stark wie sie selber. In dieser Hinsicht war mein Vater wie Millionen Deutsche, nur dass er ihm [Hitler] mit grösserer Hingabe als die anderen folgte. Seine Hingabe galt mehr Hitler als dem Nationalsozialismus.»

Während später tatsächlich mehr als zehn Millionen Deutsche der NSDAP beitraten, wurde die Partei zu dem Zeitpunkt, als sich Hess ihr anschloss, als eine radikale Randgruppe von wenigen Hundert angesehen. Hess' Ergebenheit ging über die eines normalen Parteimitglieds hinaus. Innerhalb weniger Monate hatte er eine besondere Bindung zu Hitler entwickelt. Im Jahre 1924, als beide wegen des 1923 missglückten Bürgerbräukeller-Putsches¹ gegen die Regierung verurteilt wurden und auf die Festung Landsberg kamen, wurde Hess zu Hitlers engstem Mitstreiter. Er redigierte *Mein Kampf*. Nach ihrer Freilassung wurde er Hitlers Privatsekretär; zunehmend wirkte er als das alter ego des Führers in Parteifragen, und so baute er eine persönliche Anhängerschaft auf.

Zwischen 1925 und 1932 wich Hess nicht von Hitlers Seite, weder bei Treffen mit deutschen Industriellen, um sie für Spenden für die NSDAP zu gewinnen, noch auf den Massenveranstaltungen. Auf Hunderten offizieller Portraits aus jener Zeit findet man Hess neben Hitler; der Stellvertreter hat buschige Augenbrauen und ein so kantiges Gesicht, dass er hart, ja geradezu grimmig wirkt.

Als Hitler 1933 die Macht übernahm, wurde Hess zum Reichsminister ernannt. «Mein Vater war noch immer einer der engsten Vertrauten Hitlers, einer, auf den er sich bedingungslos verliess.» Wolf betont auch, dass der Vater seine Machtposition niemals zur eigenen Bereicherung missbrauchte und im Unterschied zu einigen anderen Nazigrößen privat ein Mann mit bescheidenen Ansprüchen blieb. Dies ist ein treffendes Bild; Hess war das Gegenteil von Göring, der nicht schnell genug Reichtümer erwerben konnte, um seine Gier zu befriedigen.

Hess' oberste Verpflichtung galt der Partei, und das machte er in den ersten Jahren der Herrschaft der Nationalsozialisten auch deutlich. Die Nazis revolutionierten die meisten Bereiche der deutschen Regierungsverwaltung sowie der Justiz und des sozialen Lebens. Ihre Weltanschauung floss in Gesetze ein, denen die Rassentheorie von der arischen Überlegenheit, gemischt mit einer starken Dosis Antisemitis-

mus, zugrunde lag. Hess war im Jahre 1935 einer der Hauptunterzeichner der Nürnberger Gesetze, die die Bevölkerung spaltete, und zwar in «Reichsbürger» mit vollen politischen Rechten und in «Staatssubjekte», vorrangig Juden, die den verfassungsmässigen Schutz weitgehend einbüssten. So wurden die Eheschliessung zwischen Ariern und Juden und sexuelle Beziehungen ausserhalb der Ehe verboten. Juden durften sich nicht mehr als Deutsche bezeichnen. Die Nürnberger Gesetze machten es deutlich: Juden wurden nach deutschem Recht nicht länger als gleich betrachtet. Die Londoner *Times* bezeichnete das Gesetz als die «vollständigste Enterbung und Ausgrenzung jüdischer Bürger ... seit dem Mittelalter.»

Jedoch auch in diesem Punkt erklärt Wolf Hess eher die Rolle seines Vaters in dieser berüchtigten Gesetzgebung, als dass er sie kritisiert. Er hält es für interessant, was die bekannte jüdische Philosophin und Schriftstellerin Hannah Arendt in ihrem Buch über den Eichmann-Prozess sagt: «... Die israelischen Bürger, ob religiös oder nicht, scheinen sich darüber einig zu sein, dass es erstrebenswert ist, ein Gesetz beizubehalten, das die Eheschliessung mit Nichtjuden verbietet ... Die Unbekümmertheit, mit der der Ankläger die berüchtigten Nürnberger Gesetze von 1935 anprangerte, in denen Eheschliessung und Geschlechtsverkehr zwischen Juden und Deutschen verboten wurden, verschlug einem einigermaßen den Atem. Die besser unterrichteten Korrespondenten waren sich der Ironie recht gut bewusst ...»² Wolf sieht die Nürnberger Gesetze lediglich als eine von den orthodoxen Juden selbst seit Langem angestrebte Trennung an. Mit seiner Erklärung ist es ihm sehr ernst, und er ist überzeugt, nicht die Nürnberger Gesetze an sich seien schlecht gewesen, sondern lediglich die Art und Weise, wie einige Nazis sie anwendeten. Wolf Hess räumt ein, dass «die Nürnberger Gesetze unter dem Einfluss mancher NS-Führer verschärft wurden», behauptet aber hartnäckig, sein Vater habe sich «in vielen Fällen für eine ausgewogene Behandlung der Juden eingesetzt.» Er glaubt, sein Vater habe die Madagaskar-Lösung unterstützt, einen Plan zur Ausweisung aller europäischen Juden und ihrer Umsiedlung in eine neue Heimat, die Insel Madagaskar im Indischen Ozean vor der Küste Afrikas. Unterstützung oder gar Beihilfe zur Massenvernichtung durch seinen Vater sind für ihn unvorstellbar. Um dessen «ausgewogene Behandlung von Juden» zu belegen, führt er als Beispiel Albrecht Haushofer an. Haushofer war der Sohn eines

der engsten Freunde des Vaters, Professor Karl Haushofer, der mit einer Halbjüdin verheiratet war. Die Nürnberger Gesetze unterwarfen Haushofer all den brutalen Konsequenzen, die ein Jude in Nazi-Deutschland zu erleiden hatte. Hess «ariserte» seinen Freund und stellte der Familie einen sogenannten Schutzbrief aus.³ Gleiches wurde der Familie Thomas Manns gewährt, dessen Schwiegervater, ein Münchner Mathematik-Professor, jüdischer Abstammung war. «Mein Vater hielt die Hand über ihn», sagt Wolf, «und er organisierte schliesslich, dass die Familie Deutschland verlassen und den grössten Teil ihres Eigentums mitnehmen konnte.» Weitere Beispiele für die Hilfsbereitschaft seines Vaters gegenüber Juden, die den von ihm beförderten Gesetzen ausgeliefert waren, kann Wolf nicht nennen.

Während sich Hess verbal genauso antisemitisch gab wie jeder andere höhere Nazi, war ihm allerdings jegliche körperliche Brutalität zuwider, was ihm die Verachtung einiger seiner rabiatere Zeitgenossen eintrug. Hess wurde als das Gewissen der Partei bekannt. Er wollte den bevorstehenden Krieg nicht, liess sich aber von dem Gedanken täuschen, dass Hitler ein Mann des Friedens sei und die Alliierten für die Verhinderung des Friedens die Verantwortung trügen. Wolf wiederholt die einer vergangenen Generation angehörenden Auffassungen seines Vaters. «Hitler betrachtete mit Recht die Vereinigung von Österreich, dem Saarland, dem Sudetenland und Danzigs mit dem Dritten Reich als innerdeutsche Angelegenheit. Diese Gebiete waren 1919 unrechtmässig abgetrennt worden.» Churchill und Roosevelt, behauptet Wolf, entwickelten bewusst eine Strategie, die zum Krieg mit Deutschland führte. Er vertritt den Standpunkt, dass es die Verpflichtung der Westmächte gegenüber Polen war, die Hitler zur Vorbereitung des Kriegs zwang, denn «Hitler sah sich mit einer Einkreisung konfrontiert, die für das deutsche Reich eine tödliche Gefahr bedeutete. Der Frieden lag nun nicht mehr länger allein in seinen Händen.»

Nach Wolfs Ansicht hätten die Alliierten einen Frieden mit Hitler aushandeln können; sie setzten jedoch bewusst auf den Konflikt, in der Hoffnung, dass eine Revolution unter Führung des Widerstands Hitler beseitigen könnte. Die Behauptung, die Alliierten wollten Polen ernstlich vor einem Angriff schützen, sieht er als «Unsinn» an, denn England und Frankreich erklärten niemals Russland den Krieg, das Polen ebenfalls als Teil des Molotow-Ribbentrop-Pakts angegrif-

fen hatte. Den Alliierten diene der Angriff auf Polen lediglich als Vorwand für die Kriegserklärung. Er vertritt auch eine deutsche Rechtfertigung des Polenfeldzugs: «... um den deutschen Bürgern, die von den Polen in den Monaten vor dem September 1939 zu Tausenden ermordet wurden, zu Hilfe zu eilen. Es gibt Hunderte Beispiele dafür, dass Deutsche, allein weil sie Deutsche waren, von den Polen abgeschlachtet worden waren.»

Während Hitler 1937 Vorbereitungen für seine beabsichtigten militärischen Überfälle traf, wurde Rudolf Hess für kurze Zeit abgelenkt. Seine Frau war schwanger, und er erhielt am 18. November auf dem Berghof, Hitlers beeindruckendem Refugium in den Alpen, die Nachricht von der Geburt seines Sohnes. Er nannte ihn Wolf Rüdiger. (,Wolf' war Hitlers Beiname in den Anfangstagen des politischen Kampfs.) Hess war ungemein stolz auf seinen neugeborenen Sohn. Hitler stand Pate («Ich erinnere mich nicht an Hitler», sagt Wolf) und nahm an der heidnischen NSDAP-»Namensgebung» teil, nur sechs Tage nachdem Göring die Parteibonzen mit der christlichen Taufe seiner Tochter gereizt hatte.

Über die Zeit von Wolfs Geburt bis zum Flug seines Vaters nach Schottland gibt es zwei gleichermassen bekannte Berichte, denen der Sohn heftig widerspricht. Der eine geht davon aus, dass die Motive für den Flug Hess' teilweise in dessen persönlichem Abstieg in der Naziartei während der Kriegsvorbereitungen sowie in Hitlers Distanzierung von seinem früheren Freund lagen. So werteten einige Historiker den Flug als einen Versuch, sein hohes Ansehen wiederzuerlangen. «Das ist völlig falsch», sagt Wolf. «Es stimmt zwar, dass Hitler sich mehr mit Auslandsproblemen befasste, doch blieb die persönliche Beziehung zwischen dem Führer und meinem Vater unverändert. Sie sahen sich einfach nicht so oft wie vorher, was aber nicht bedeutete, dass sich ihre Freundschaft verschlechtert hatte.»

Ein zweiter Bericht über seinen Vater, gegen den Wolf heftig ankämpft, knüpft an Hess' leidenschaftlichen Glauben an Astrologie, Okkultismus, Homöopathie und Randphilosophien an. Die Quelle dieser Geschichten ist klar. In seinen Tagebüchern behauptet Felix Kersten, Himmlers Masseur und Psychoanalytiker, Hess sei Vegetarier gewesen, habe sich mit Hellsehern und Astrologen umgeben und offizielle medizinische Auffassungen verachtet. Albert Speer, Rüstungsminister der Nazis, veröffentlichte eine oft wiedergegebene Geschichte, derzufolge Hess so wählerisch mit seiner Nahrung gewe-

sen sei, dass er sich weigerte, mit Hitler in der Reichskanzlei zu speisen, es sei denn, er brachte seine eigenen Gerichte «biologisch-dynamischer» Herkunft mit. Berichte aus seiner englischen Gefangenschaft zeichnen das Bild eines paranoiden Hypochonders. Und Dr. Douglas Kelley, einer der Nürnberger Gefängnispsychiater, schrieb später, Hess habe ihm Ende 1949 von der Voraussage eines seiner Astrologen erzählt, nach der er als Friedensstifter auserwählt sei. Gustave Gilbert, ein Nürnberger Gefängnispsychologe, erhärtet zusätzlich die Berichte über Hess' Glauben an das Übersinnliche.

«Das sind lächerliche Lügen und Erfindungen», behauptet Wolf. «Es ist Unsinn, es sind einfach dumme Geschichten, die längst widerlegt wurden. Die Geschichte von Speer ist oft wiederholt worden, doch das macht sie nicht richtig. Es gibt zahlreiche Zeugen, die sagen, das sei nicht wahr. Wer solche Geschichten erzählt, hat sich nie die Mühe gemacht, die rund viertausend Briefe meines Vaters aus der Zeit von 1908 bis 1987 zu lesen. Diese Briefe belegen zweifelsfrei, dass alle von den Feinden meines Vaters erfundenen Geschichten nur dumme Lügen sind. Ich weiss es von meiner Mutter und aus meinen eigenen Gesprächen mit ihm, dass sie nicht wahr sind. Man sollte sich an zwei wichtige Dinge erinnern. Als die Friedensmission meines Vaters in England ohne Erfolg blieb und Hitler den Flug gegenüber dem deutschen Volk in Misskredit bringen musste, versuchten einige Funktionäre, das durch die Verbreitung solcher Sachen über den Glauben an Astrologen und so weiter zu tun. Sie wurden von Lügern übertrieben und erfunden. Kersten schrieb zum Beispiel, mein Vater habe Magneten unter seinem Bett gehabt. Er ist aber nie in unserem Haus in München gewesen, und niemand weiss, woher er sein ‚Wissen‘ bezog. Meine Mutter lacht nur über die Idee von Magneten unter dem Bett meines Vaters.

Was die Briten und den Nürnberger Prozess anbelangt, so gibt es überhaupt keine Zweifel. Es war Teil einer abgestimmten Aktion, meinen Vater nach dem Krieg zu diskreditieren. Sie wollten beweisen, dass er entweder blöd oder verrückt sei. Es gehörte zu ihrem Versuch, die Geschichte zu verzerren, die eigenen Fehler und Gemeinheiten zu verschleiern. Sie haben einen Grund, ihn als verrückt erscheinen zu lassen. Wenn sie ihn der Welt als Wahnsinnigen vorführen, dann ist es leichter für sie zu sagen: ‚Seht mal, wir konnten doch die Bedingungen eines Irren nicht akzeptieren‘. Ich ärgere mich wirk-

lich über diese britische Propaganda, die damals nur ein Ziel hatte: zu zeigen, wie klug die Briten und wie dumm die Deutschen waren. Der Verlauf der Geschichte beweist das Gegenteil. Grossbritannien ist heute ein drittklassiges Land, das noch immer nicht begreift, dass es zu den Verlierern des zweiten Weltkriegs gehört. Man kann nicht genug betonen, dass diese Geschichten über Magneten, ausserirdische Kräfte, Hypochondrie und übertriebenen Vegetarismus völlig, aber auch völlig falsch sind.»

Unstrittig ist aber Hess' geopolitische Betrachtung der Welt in der Zeit vor seinem Flug. «Er war wie auch viele Menschen in Grossbritannien der Auffassung, dass Churchills Weg den Verlust des Britischen Empires und die Ausbreitung des Bolschewismus bis ins Herz Europas bedeutete», sagt Wolf. «Die Ereignisse gaben ihm recht!» Hess konnte nicht verstehen, warum sich England nicht mit Deutschland verbündete. Wolf hält seines Vaters politische Überzeugung einer englisch-deutschen Allianz für das wesentliche Motiv seines Flugs. «Sein Hauptanliegen war die Wiederherstellung des Friedens und die Verhinderung des zweiten Weltkriegs. Ich hatte einmal die Gelegenheit, ihm durch nichtoffizielle Kanäle in Spandau eine historische Frage zu stellen. Die Frage lautete: ‚Können wir davon ausgehen, dass der Überfall auf Russland nicht stattgefunden hätte, wenn deine Friedensmission in Grossbritannien erfolgreich gewesen wäre?‘ Die Antwort hiess: ‚Ja, natürlich!‘ Ich habe das schriftlich!» Diese Antwort von Hess an seinen Sohn widerspricht direkt der britischen und sowjetischen Interpretation des Flugs, derzufolge Hess einen Separatfrieden mit England beabsichtigte, damit Deutschland freie Hand im Kampf gegen Russland hätte.

Auf Anraten Albrecht Haushofers, der Kontakt zu einem hohen Offizier der Royal Air Force, dem Duke of Hamilton, unterhielt, beschloss Hess, zu Hamilton zu fliegen und ihm seine Friedensinitiative zu unterbreiten. «Es ist noch unklar, warum er zu Hamilton flog», meint Wolf, «und nicht beispielsweise zu Lloyd George, den er kannte und der meinen Vater 1936 zu Hause besucht hatte. Albrecht Haushofer, ein bedeutender Mann des Widerstands gegen Hitler, könnte seine Hand bei der Fehlleitung meines Vaters im Spiel gehabt haben.»

Am 10. Mai 1941 bestieg Hess die mit Zusatzmotoren ausgestattete zweimotorige Messerschmitt, und als er an Höhe gewonnen hatte, nahm er direkten Kurs auf den etwa tausendsechshundert Kilometer

entfernten schottischen Landsitz des Duke of Hamilton. Zurück liess er seine Ehefrau Ilse und den dreieinhalbjährigen Wolf. «Ich sehe noch sein sorgenvolles Gesicht, als er mich aus dem Wasserbecken im Garten auf den Arm zog, und ich höre seine tröstende Stimme, als er mich, während ich vor Angst schrie, von einer Fledermaus befreite, die sich in meinem Haar verfangen hatte. Er trug sie zum Fenster und entliess sie in die Nacht. Dieses sind die einzigen persönlichen Erinnerungen, die ich aus jener Zeit an meinen Vater habe.»

Hess' Navigation war auch bei Nacht und ohne moderne Ausrüstung so perfekt, dass er sich dem Landsitz Hamiltons bis auf etwa zwölf Meilen näherte. «Wie konnte ein Irrer es schaffen, dieses Ziel zu erkennen?» fragt Wolf mit ironischem Lächeln. Hess sprang mit dem Fallschirm ab, entdeckte auf einem nahen Feld einen Farmer, den er höflich bat, ihn zum Duke zu führen. Churchill weigerte sich anfangs, die Nachricht zu glauben, der Stellvertreter des Führers sei im Lande, um einen Separatfrieden auszuhandeln. Als sich jedoch britische Beamte mit Hess trafen, hörten sie einen unrealistischen Vorschlag, den sie in der Vergangenheit schon vielmals abgelehnt hatten. Hess sagte einen deutschen Endsieg voraus; er bot den Briten den Frieden und als Gegenleistung für die Vorherrschaft der Nazis auf dem europäischen Kontinent Unterstützung bei der Erhaltung ihres Empires an. Churchill verweigerte sogar ein Treffen mit Hess und liess ihn umgehend als Kriegsgefangenen und nicht, wie dieser es forderte, als Kabinettsminister behandeln. Daraus entspringen einige von Wolfs tiefsten Vorbehalten gegenüber Churchill. Er stimmt mit der Vorstellung seines Vaters überein, Churchill habe nicht begriffen, dass «das Problem des zwanzigsten Jahrhunderts nicht das Kräftegleichgewicht in Europa, sondern das in der Welt war. ... Durch seinen Mangel an Staatskunst zerstörte er nicht nur das britische Empire, sondern auch die Grundlagen Europas, das er dem schädlichen Einfluss der amerikanischen Bankiersinteressen und der kommunistischen Zerstörung überliess.»

Während Wolf über Churchill hart urteilt, ist er Hitler gegenüber nicht so kritisch. Unter Bezugnahme auf eine Reihe von Indizien kommt Wolf zu dem Schluss, dass Hitler zwar nicht das genaue Datum des Flugs kannte, von der Mission aber gewusst habe und sie unter Vorbehalt billigte. Nachweislich trug Hess einem Adjutanten

auf, Hitler am Morgen nach dem Flug einen Brief zu übergeben, in dem er diesen über seine Mission unterrichtete und, falls irgendetwas schiefgehen sollte, darin zugestand: «Sie können sich jederzeit von mir absetzen – erklären Sie mich für verrückt.»

Genau dies tat Hitler auch, aber seine Reaktion liess erkennen, dass ihn die Nachricht über die Reise unvorbereitet traf. Dr. Paul Schmidt, Hitlers Dolmetscher, erinnert sich: «Als Hitler die Neuigkeit erfuhr, war es, als schlug eine Bombe auf dem Berghof ein.» General Keitel erlebte Hitler, wie er in seiner Bibliothek auf und ab ging, sich an den Kopf griff und murmelte, der Hess müsse verrückt geworden sein. Zu Göring und anderen Funktionären sagte er, dass er in der Nachricht, die er erhalten hatte, Hess nicht erkennen könne. «Irgendetwas muss mit ihm geschehen sein, irgendeine Art geistiger Verwirrung», sagte er zu Keitel. Hitler liess Messerschmitt, von dessen Firmenflugplatz Hess gestartet war, und Dutzende Männer aus Hess' Stab ins Gefängnis bringen. Von den Engländern verlautete mehrere Tage lang kein Wort über die Ankunft von Hess, und Hitler hoffte, er habe es nicht geschafft, sei mit seiner Maschine in die Nordsee gestürzt. Als aus England schliesslich über Hess' Gefangennahme berichtet wurde, war Hitler wie gelähmt. Innerhalb von zwei Wochen ordnete er in einer Rede an, dass der Name Hess aus dem Gedächtnis der Nazi-Partei zu streichen sei, dass sämtliche Bilder von ihm aus allen Dienststellen der NSDAP zu entfernen seien und alle unmittelbar und mittelbar Beteiligten streng bestraft werden müssten. Innerhalb eines Jahres war Hess offiziell aus der Partei verbannt. Obwohl der Familie von Hess persönlich nichts geschah, musste seine Ehefrau Ilse hilflos mit ansehen, wie Adjutanten, diensthabende Offiziere, Sekretärinnen und Fahrer festgenommen wurden. Einige brachten die Zeit bis 1944 in Konzentrationslagern zu. Später erinnert sie sich: «Es war eine bittere Pille, die wir schlucken mussten, Tag für Tag, Jahr für Jahr.» Nichts davon klingt nach Aktionen eines Mannes, der den Flug «im Prinzip» gebilligt hatte; aber Wolf Hess glaubt, Hitlers harte Massnahmen waren im Voraus geplant für den Fall, dass Flug und Friedensvorschlag keinen Erfolg hätten.

Als klar war, dass die Briten nicht mit Hess verhandeln wollten, unternahm er am 15. Juni, einen Monat nach seiner Ankunft, seinen ersten Selbstmordversuch. Er stürzte sich über das Treppengeländer ein Stockwerk tief, brach sich aber nur ein Bein. Aus Furcht vor weiteren

Suizidversuchen und vor Rettungsaktionen der Nazis isolierten die Briten Hess in einem entfernt gelegenen Anwesen, umgeben von einem grossen Truppenkontingent, einem Arzt und mehreren Psychiatern. Hess glaubte fest daran, man wolle ihn vergiften. Im Speiseraum, wo er manchmal gemeinsam mit britischen Offizieren ass, verlangte er ein Auswechselln oder ein Austausch der Teller nach dem Zufallsprinzip. Er hob Essenproben für spätere chemische Analysen auf, und als er 1945 zum Nürnberger Prozess eintraf, brachte er Dutzende von Umschlägen mit verdächtigen Nahrungsproben mit. Hess füllte mehr als fünfzehn Notizhefte mit Beobachtungen über seinen Gesundheitszustand. Er litt in der britischen Gefangenschaft unter verschiedenen Krankheiten. Die Engländer hielten die Beschwerden für «psychosomatisch», was Wolf als «Unsinn» bezeichnet. Als eindeutigen Beweis betrachtet er einen Brief vom 15. September 1949, in dem ein Spandauer Hauptmann zugibt, «aus Sicherheitsgründen» die Tabletten, die man Hess während seiner englischen Gefangenschaft verabreicht hatte, vernichtet zu haben. «Und die Tagebücher der Wärter von 1941 bis 1945 sind veröffentlicht worden», sagt Wolf. «Sie beweisen, dass man ihm Tabletten gab und er vergiftet wurde!» Wolf Hess glaubt, die Behandlung seines Vaters durch die Briten war darauf ausgerichtet, ihn physisch und psychisch zu zerstören. «Die Speisen, die man ihm gab, waren oft ungeniessbar. In seiner Zelle brannte die ganze Nacht das Licht, und die Posten machten geräuschvoll ihre Runden, um ihn wach zu halten. Er dachte, der anhaltende Fliegeralarm der Sirenen auf dem Dach solle ihn in den Wahnsinn treiben. Der subtile Terror und Ernährungsmängel führten zu körperlichen Leiden. Die Briten beabsichtigten, den Beweis zu liefern für die weitverbreitete Ansicht, mein Vater sei verrückt.»

Wolf Hess spekuliert sogar, dass sein Vater zu dem Flug angestiftet wurde, und zwar als Ergebnis einer vorbereiteten Operation, die zwischen dem britischen Geheimdienst und dem deutschen Widerstand organisiert wurde und Teil von Churchills «schwarzer Propaganda» war, mit der Absicht, seinen Vater und Hitler in die Irre zu führen und Stalin mit dem Gedanken zu beunruhigen, Deutschland und England könnten einen Separatfrieden abschliessen. Seit Kurzem zugängliche KGB-Dokumente belegen die Übereinstimmung der Russen mit Wolfs Hypothese. Die britische Abwehr leugnet aber hartnäckig jegliche Beteiligung. Doch die Möglichkeit, dass der britische

Geheimdienst eine Rolle dabei gespielt haben könnte, Hess nach England zu locken, tut der Gewissheit Wolfs von der «Friedensmission» seines Vaters keinen Abbruch.

Die Alliierten wollten allerdings nach Wolfs Auffassung die Friedensmission nicht publik machen, weil sie dann wie Kriegstreiber und nicht wie Friedensengel dagestanden hätten. Also gehörte Hess am 30. August 1945 zu den ersten zweiundzwanzig wegen Kriegsverbrechen Angeklagten. Doch gerade aufgrund seines Englandflugs im Jahre 1941 gestaltete sich der Fall Hess nicht einfach. Die schlimmsten Greuelthaten der Nazis wurden in Russland und in den Konzentrationslagern begangen, als Hess sich in britischer Gefangenschaft befand. Er nahm an keiner von Hitlers Besprechungen teil, in denen die grossen Aggressionspläne diskutiert wurden. Und er gehörte während der ersten beiden entscheidenden Kriegsjahre nicht zum inneren Machtkreis. Doch noch stand Hess nach allen vier Punkten der Nürnberger Anklage vor Gericht: Verschwörung zur Führung eines Angriffskriegs, Verbrechen gegen den Frieden, Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Humanität. Kernpunkt seines Falls war seine frühe und sklavische Gefolgschaft Hitlers und seine loyale Unterstützung der repressiven Massnahmen gegen die Juden. Wie Wolf die Sache sieht, bestehen die Anschuldigungen gegen seinen Vater völlig zu Unrecht.

«Nürnberg verletzte alle Prinzipien des Völkerrechts und der Gleichbehandlung. Die Alliierten hatten kein Recht, über deutsche Staatsangehörige auf deutschem Boden Urteile zu sprechen. Es war lediglich ein Fall von Justiz der Sieger über die Besiegten. Sie wussten bereits, wen man für schuldig zu befinden hatte; der Prozess war einfach eine Schande. Ich denke, dass sie sogar einige Angeklagte miteinbezogen [Hjalmar Schacht, Franz von Papen und Hans Fritzsche], um sie im Prozess freisprechen zu können. Dadurch gaben sie dem Prozess den Anschein von Fairness, und die Menschen mussten daraus schlussfolgern, dass die übrigen Angeklagten tatsächlich schuldig waren. Das war vollkommen willkürlich. Denken Sie nicht, dass die Bombardierung Dresdens durch die Alliierten und der Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki durch die Amerikaner, als Japan schon besiegt war, nach der Nürnberger Definition Kriegsverbrechen sind, die mutwillige Zerstörung von Städten und Dörfern? Es gab viele solcher Beispiele. Und die Amerikaner gingen einfach zu weit bei die-

sem Prozess. Sie klagten nicht nur die SS, die Gestapo und die SA als ‚verbrecherische Organisationen‘ an, sondern auch den Generalstab, die Reichsregierung und das Oberkommando der Wehrmacht. Auf diese Weise machten sie das Dritte Reich zu so etwas wie einer kriminellen Vereinigung aus Chicagoer Gangstern. Nürnberg war wie ein Super-Versailles.»

Wolf Hess meint, dass die für den Holocaust verantwortlichen Nazis vor ein deutsches Gericht hätten gestellt werden müssen. «Deutschland bedurfte keiner alliierten Gerichte und neu erfundenen Gesetze.» Wenn viele der Angeklagten 1945 auch das Gefühl haben mochten, das Nürnberger Tribunal sei Siegerjustiz, so blieb ihnen doch keine andere Wahl, als sich dieser Gerichtsbarkeit zu unterwerfen. Hess war der letzte der Angeklagten, die nach Nürnberg gebracht wurden. Er traf am 8. Oktober 1945 ein. Da hatte der Einundfünfzigjährige, der hager und leicht gebeugt erschien, bereits viereinhalb Jahre in einem britischen Gefängnis gesessen. Dass er ein schwieriger Angeklagter sein würde, wussten die Briten bereits seit Januar 1944, als er in einem Brief an seine Frau Ilse schrieb: «Ich habe mein Gedächtnis völlig verloren, alles Vergangene verschwimmt wie hinter einem grauen Nebel; selbst an die selbstverständlichsten Dinge kann ich mich nicht mehr erinnern. Woher das kommt, weiss ich nicht.» In Nürnberg versteckte sich Hess weiter hinter dem Schutzwall der «Amnesie». Obwohl die Ankläger den Gedächtnisverlust sehr skeptisch bewerteten, lieferte Hess während der Verhöre und beim Prozess eine überzeugende Darstellung – er konnte sich nicht an seinen Flug nach England erinnern und erkannte Göring (sehr zu dessen Verärgerung) oder seinen alten Freund Professor Karl Haushofer oder seine Sekretärinnen nicht. Selbst als man ihm ein Foto zeigte, auf dem er mit Ilse und Wolf zu sehen war, nahm er diese zwar wahr, konnte sich aber nicht an Einzelheiten erinnern. Die Beobachter im Gerichtssaal spalteten sich in jene, die Sympathie empfanden für den mitleiderregenden Mann, der stundenlang lesend im Gerichtssaal sass und keinerlei Interesse am Prozessverlauf zeigte, und in diejenigen, die ihn für gerissen und wissend hielten, für einen trickreichen Schauspieler. Wolf Hess ist sich der Wahrheit sicher. «Er gab vor, sein Gedächtnis verloren zu haben und führte alle mit Erfolg an der Nase herum. In Wirklichkeit hat er sich an alles sehr genau erinnert, und ich habe später

anhand seiner Briefe herausgefunden, dass er wirklich ein ziemlich gutes Gedächtnis besass. Aber er lehnte es ab, an diesem sogenannten Prozess teilzuhaben, und das war der beste Weg, ihm zu entgehen. Wenn ihm nicht passte, was er im Gerichtssaal sah, konnte er sich weigern, Personen oder Dokumente zu erkennen. Das war ganz klug. Hätten alle Angeklagten diese Haltung meines Vaters eingenommen, wäre die ganze Farce zusammengebrochen.»

Auch wenn Wolf glaubt, die Schuld seines Vaters habe schon vorher festgestanden, so ist kaum zu bezweifeln, dass Hess' «Gedächtnisverlust» sich gegen ihn richtete und die endgültige Entscheidung des Militärgerichts beeinflusste. Infolge der mangelnden Erinnerung an alles wirklich Bedeutende war Hess' Beitrag zu seiner Verteidigung nur rein formaler Art, obwohl Dr. Alfred Seidl, sein Anwalt, alle erforderlichen rechtlichen Argumente für die Unschuld seines Mandanten vorbrachte. Aber sogar hier widerspricht Wolf: «Dr. Seidl konnte viele seiner Beweise überhaupt nicht vorbringen und war in seiner Argumentation eingeschränkt. Vom ‚Gericht‘ wurde er gezwungen, seine Verteidigungsrede um mehr als ein Viertel zu kürzen. Das ‚Gericht‘ zensierte seine Rede und liess nur die Passagen zu, die sich für die Anklage nicht nachteilig auswirkten. Es war eine Farce.» Dr. Seidl hatte sich auch freiwillig entschlossen, einige Abschnitte aus der Verteidigungsrede herauszulassen. Als Hess ihn ermutigte, Fragen über «mesmerische Kräfte» zu stellen, weigerte sich Seidl. Zeugen wurden nicht befragt. Hess lehnte es ab, zu seinen Gunsten auszusagen. Doch brachte die Hess-Verteidigung noch eine der grössten Überraschungen in den Prozess ein, als nämlich Dr. Seidl das Geheime Zusatzprotokoll des Sowjetisch-Deutschen Nichtangriffspakts von 1939 heranzog. Das Protokoll enthüllte, dass Hitler und Stalin eine Teilung Osteuropas unter sich ausgemacht hatten. Polen sollte das erste Opfer sein. Das Einbringen des Dokuments in den Prozess schien ein brillanter Schachzug zu sein, da es einen der Anklagepunkte, Verschwörung zu einem Angriffskrieg, zunichte zu machen drohte. Falls der Anklagepunkt gerechtfertigt war, dann war die Sowjetunion einer der Verschwörer und dürfte über die Nazis für das gleiche Verbrechen nicht zu Gericht sitzen. War die Sowjetunion jedoch unschuldig, konnten an die Nazis keine höheren Massstäbe angelegt werden ... Bei seinen Beratungen nahm das Militärgericht die-

ses Dilemma nicht zur Kenntnis, aber dennoch stellte die Enthüllung des Protokolls einen heftigen Propagandaschlag gegen die Russen dar. Die Schuld dafür schrieben sie Hess zu; sie haben ihm nie verziehen.

Hess erwies sich auch keinen grossen Dienst, als er die Gelegenheit zu einem letzten Wort bekam. Es war seine erste Erklärung bei dem Prozess, und das Gericht war überrascht, da sich sein geistiger Zustand und seine Fähigkeit, sich von einem auf den nächsten Tag zu erinnern, offenbar verschlechtert hatten. Hess hielt eine weitschweifige Rede, kritisierte einige seiner Mitangeklagten für ihre «schamlosen Äusserungen über den Führer» und verglich den Prozessverlauf mit den Moskauer Säuberungsprozessen der dreissiger Jahre. Seit den russischen Prozessen, so trug er vor, sei eine mysteriöse mesmerische Kraft in der Welt und hätte das Denken sowohl einiger deutscher Führer als auch des «Personals in den deutschen Konzentrationslagern» infiltriert. Eine Aussage von Feldmarschall Erhard Milch zitierend, behauptete er, während der letzten Jahre hätten die «Augen des Führers und sein Gesichtsausdruck etwas Grausames an sich gehabt, und er habe sogar eine Neigung zum Wahnsinn» gezeigt. Göring zupfte ihn immer wieder am Ärmel und flüsterte: Aufhören, aufhören. Hess ignorierte ihn. Nach zwanzig Minuten schliesslich unterbrach ihn das Gericht und mahnte, schnell zum Schluss zu kommen. Hess beklagte sich darüber, man habe ihm bei seinen Aussagen nicht all die Fragen gestellt, die er hatte beantworten wollen. Dann schloss er mit fester Stimme: «Es war mir vergönnt, viele Jahre meines Lebens unter dem grössten Sohn zu wirken, den mein Volk in seiner tausendjährigen Geschichte hervorgebracht hat. Ich bin glücklich zu wissen, dass ich meine Pflicht getan habe meinem Volk gegenüber, meine Pflicht als Deutscher, als Nationalsozialist, als treuer Gefolgsmann meines Führers. Ich bereue nichts. Stünde ich am Anfang, würde ich wieder handeln, wie ich handelte, auch wenn ich wüsste, dass am Ende ein Scheiterhaufen für meinen Flammentod brennt. Gleichgültig, was Menschen tun, dereinst stehe ich vor dem Richterstuhl des Ewigen. Ihm werde ich mich verantworten, und ich weiss, Er spricht mich frei.»

Hess' Mangel an Reue machte die Urteilsfindung der Richter nicht gerade hilfreich für ihn. Er hatte keine Sympathie erzeugt, und keiner der Richter war gewillt, einem Mann gegenüber Milde walten zu lassen, der öffentlich seine Treue zu Hitler bekundete und stolz darauf

war, nichts zu bedauern. Die beiden russischen Richter stimmten für die Todesstrafe, die beiden Amerikaner und je einer der Briten und Franzosen für lebenslange Haft. Ein Franzose wollte ihm zwanzig Jahre geben, und der letzte britische Richter enthielt sich, weil er einen Angeklagten, den er für verrückt hielt, nicht verurteilen wollte. Das endgültige Urteil lautete: lebenslängliche Haft.

Wolf Hess ist zornig über diesen Schuldspruch. «Das Urteil war lachhaft. Es war eine Schande. Er war von den Anklagepunkten ‚Kriegsverbrechen‘ und ‚Verbrechen gegen die Menschlichkeit‘ entlastet. Er war der einzige Angeklagte, der – abgesehen von der Verschwörung – des sogenannten ‚Verbrechens gegen den Frieden‘ für schuldig befunden wurde. Von allen! Da er der einzige war, der unter grossem persönlichen Einsatz versucht hatte, Frieden zu erlangen, halte ich es für grotesk, dass er wegen ‚Verbrechen gegen den Frieden‘ für schuldig erklärt wurde. Diese Entscheidung ist der beste Beweis für die Absurdität dieses Prozesses. Mein Vater hat dieses Urteil mit grosser Ruhe hingenommen, denn er hatte es seit einiger Zeit erwartet.»

Kurz nach der Urteilsverkündung erlaubten die Alliierten den Angehörigen, die Angeklagten zu besuchen. Hess war der einzige, der es ablehnte, seine Familie zu sehen. Er schrieb an seine Frau: «Ich habe es strikt abgelehnt, unter Umständen, die ich für würdelos erachte, mit Dir oder sonst jemandem ‚zusammenzukommen‘.» Wolf versteht die Position seines Vaters. «Er wollte den Siegern nicht zeigen, dass er deren Diktat und deren Wünsche akzeptierte. Es wäre demütigend für ihn gewesen, uns unter diesen Umständen zu sehen. Das ist ganz klar für mich. Einen Besuch betrachtete er als moralisches Zugeständnis an jene, die sich angemastet hatten, über ihn zu richten.»

Sein Vater wurde nach der Verurteilung wie ein Sträfling behandelt, stellt Wolf fest. «Das amerikanische Wachpersonal entfernte alle Bücher und Schreibutensilien aus seiner Zelle. Und trotz der herbstlichen Kälte wurde die Heizung fast drei Tage lang abgeschaltet, was dazu führte, dass mein Vater erkrankte.» Am 17. Oktober 1946 litt Hess an heftigen Magen- und Darmkrämpfen. Wolf stützt sich auf Gefängnisberichte, um zu beweisen, dass sein Vater siebenmal seine Bitte nach einem Arzt wiederholen musste, bis dann fünf Stunden nach Beginn der Schmerzattacke jemand kam. Obwohl ihm eine Dosis doppelkohlensaures Natron zugesagt wurde, weigerten sich die amerikanischen Wächter am nächsten Tag, ihm sein Medikament zu

geben. «Die Schmerzen waren in der Nacht so stark, dass er laut stöhnte. Die amerikanischen Soldaten, die sich an seiner Zellentür drängten, weideten sich an Hess' Krämpfen und äftten sein Stöhnen nach», behauptet Wolf. An den nächsten Tagen verlegte man Hess in verschiedene andere Zellen; alle waren unbeheizt und hatten zerbrochene Fensterscheiben. Wolf meint, dass dieses Verhalten der Amerikaner eine nicht nur unmenschliche, sondern auch eine zuweilen groteske Sonderbehandlung darstellte. Sein Vater sah das offenbar auch so, denn am 20. Oktober 1946 verfasste er eine vierzehn Punkte umfassende Beschwerde, in der er sich über Mängel und Schikanen ausliess. Doch bevor auch nur einer dieser Punkte zur Sprache gekommen war, wurden «am 18. Juli 1947 mein Vater und seine Leidensgenossen nach Berlin-Spandau gebracht.» Das Spandauer Gefängnis, eine festungsartige Anlage, hatte der deutsche Kaiser im Jahre 1876 für sechshundert Gefangene errichten lassen. Unter Hitler diente es als Untersuchungsgefängnis für politische Häftlinge. 1947 waren die sieben verurteilten und überlebenden Nazis die einzigen Insassen. Jeder von ihnen erhielt lediglich eine Nummer, und Hess wurde für die nächsten vierzig Jahre seines Lebens Häftling Nummer sieben.

Wolf kritisiert die Bedingungen in Spandau als «sehr schwierig», moniert auch die derbe Kleidung, die primitive etwa zwei Meter dreissig mal zwei Meter achtzig grosse Zelle, den wenigen Schlaf und die militärischen Regeln, die ständigen Respekt vor den «Siegern» verlangten. Die vier Alliierten übernahmen die Überwachung des Gefängnisses alternierend. Neben den laufend wechselnden Wärtern gab es ein ständiges Personal von achtundsiebzig Leuten – einschliesslich der Köche, Ärzte und anderer Bediensteter –, das über die sieben Gefangenen wachte. Wolf hält das erste Jahr für eines der schlimmsten, für «schrecklich trostlos», bis im Dezember 1948 neue Anweisungen erteilt wurden. Danach konnten die Häftlinge, neben weiteren Änderungen, miteinander reden, ohne eine Strafe befürchten zu müssen. Nach 1956 durften sie jeden zweiten Monat für fünfzehn Minuten Besuch empfangen und bei Krankheit im Bett bleiben, ohne die Gefängnisordnung zu verletzen.

Während sich sein Vater an das Leben in Spandau gewöhnte, passte sich Wolf an das Leben im Nachkriegsdeutschland an. Seine Mutter Ilse wurde im Juni 1947 von den Amerikanern in ein Internierungslager bei Göggingen, nahe Augsburg, gesperrt.

«Der einzige Grund für ihre Festnahme bestand darin, dass sie die Ehefrau von Rudolf Hess war», sagt Wolf verbittert. «Ich fand es grausam und ungerecht. Ich wohnte bei meiner Grossmutter und besuchte häufig das Konzentrationslager, in dem meine Mutter festgehalten wurde.» Nach fünfzehn Monaten wurde sie entlassen, aber seine Trennung von ihr hatte noch mehr Vorbehalte gegenüber den Alliierten und ihrer Einmischung in seine Familie erzeugt. «Schon in diesen jungen Jahren wusste ich, dass mein Vater im Gefängnis war, weil wir den Krieg verloren hatten, und dass die Sieger das so beschlossen hatten.»

Die Bedingungen in Spandau hatten sich 1950 wieder verschlechtert. Die Zensur jeglicher Korrespondenz war «beschwerlich», der Besuch von Anwälten noch verboten, und der Schlaf der Gefangenen wurde laufend von lärmenden Wachen und hellem Licht unterbrochen. Auch wenn Wolf einräumt, dass sich einige Vorschriften in den folgenden zehn Jahren lockerten (beispielsweise durfte Dr. Seidl seinen Mandanten schliesslich sechsmal besuchen), blieb doch die allgemeine Atmosphäre in Spandau «bedrückend». Eines änderte sich jedoch in den ersten Jahren nach der Verurteilung bei Rudolf Hess nicht. Er weigerte sich standhaft, Besuch von seiner Familie zu empfangen. So wie er sie nach der Nürnberger Urteilsverkündung abgewiesen hatte, lehnte er auch weiter jeden persönlichen Kontakt ab, obwohl er mit ihr korrespondierte. In einem der Briefe aus dem Jahr 1951 erkannte Wolf bei seinem Vater Anzeichen von Traurigkeit. Die Mutter von Rudolf Hess war im Oktober gestorben; als er über den Tod schliesslich informiert wurde, schrieb er an seine Familie: «Es ist doch eine traurige Welt, voll im Hintergrund lauerner Leides, das stets bereit ist, sich plötzlich auf uns zu stürzen, kulminierend in der ‚ungeheuren Feierlichkeit der Sterbestunde‘.»

«Nur beim Lesen zwischen den Zeilen kann man etwas von dem erahnen, was er in seinem tiefsten Inneren erdulden musste», meint Wolf. «Doch trotz all der ihm zugefügten seelischen Qualen hat er nie ein einziges Wort der Klage, der Verzweiflung, der Hoffnungslosigkeit geäussert. Von der Familie getrennt zu sein, war sehr schwer für uns und besonders für ihn, denn er war im Gefängnis. Doch vor den Siegern würde er weder kapitulieren noch sich beugen. Wir waren natürlich darüber enttäuscht, dass er uns nicht sehen wollte, wussten aber, wie schwer seine Zeit in Spandau war, und darum respektierten wir seinen Wunsch.»

Mitte der fünfziger Jahre beobachtete Hess, wie sich die Zahl der Inhaftierten auf drei verringerte. Konstantin von Neurath, der Protektor von Böhmen und Mähren, wurde 1954 als erster freigelassen. Er war einundachtzig Jahre alt; wegen seines schlechten Gesundheitszustands hatte man die fünfzehnjährige Haftstrafe auf acht Jahre verringert. Er lebte noch zwei Jahre. 1955 entliess man Erich Raeder, den früheren Grossadmiral der Hitlerschen Kriegsmarine, nachdem er neun Jahre seiner lebenslänglichen Haftstrafe verbüsst hatte. Grund für diese vorzeitige Freilassung war ebenfalls schlechte Gesundheit; auch er lebte noch weitere drei Jahre in Freiheit. Grossadmiral Karl Dönitz kam 1956 nach Abbüsung seiner vollen zehn Jahre frei. Und schliesslich entliess man 1957 den zu lebenslanger Haft verurteilten Walther Funk, Schachts Nachfolger als Reichsbankpräsident und Wirtschaftsminister, nach elf Jahren. Auch bei ihm waren es gesundheitliche Gründe, und er lebte ebenfalls noch drei Jahre. Da drei von diesen vier vorzeitig freikamen, schöpfte die Familie von Hess Hoffnung, dass man Rudolf Hess eines Tages eine ähnliche Behandlung zuteil werden liesse.

Während dieser Zeit, Mitte der fünfziger Jahre, erfuhr Wolf allmählich mehr über das Leben seines Vaters und über den Krieg. In deutschen Zeitungen und Zeitschriften erschienen zahlreiche Artikel über das Dritte Reich. Anfangs bezog Wolf seine Informationen aus diesen Quellen. In der Schule erfuhr er über diese Zeit nichts. «Die Alliierten wünschten, dass die deutschen Lehrer eine neue Version über die nationalsozialistische Geschichte lehrten», erinnert sich Wolf. «Doch gute deutsche Lehrer fanden immer irgendeinen Weg, diese Forderung zu umgehen, indem sie das Thema beispielsweise bis zum Schluss der Stunde hinschoben und dann die nächste mit einem neuen Thema angingen.»

Wolf schloss das Gymnasium 1956 ab und bereiste im darauffolgenden Jahr Südafrika. Dieser Aufenthalt half ihm ganz unerwartet, seine Ansichten über seinen Vater zu ändern. «Ich entdeckte, dass die Bedingungen in Südafrika ganz anders waren, als sie uns die deutsche Presse vermittelte. Das hat mich ziemlich überrascht, und ich beschloss, kritischer zu prüfen, was ich über das Dritte Reich und das Leben meines Vaters aus den Medien erfahren hatte.» Nun suchte er Rat bei seiner Mutter, studierte die Bücher genauer und sprach mit Leuten, die Mitglied der Naziartei gewesen waren. Wolf bildete sich mit Anfang zwanzig eine Meinung. Allmählich fühlte er nicht nur

Verständnis für das, was seinen Vater bewegt hatte, sondern auch Stolz darauf, wer sein Vater war und wie «edelmütig» er das «ungerechte» Urteil hingenommen hatte. Als Wolf 1959 seinen Einberufungsbefehl zur Bundeswehr erhielt, verweigerte er sich, da es der gewichtigste Grund für die Inhaftierung seines Vaters gewesen war, am 16. März 1935 das Gesetz über die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht mitunterzeichnet zu haben. Solange sein Vater im Spandauer Gefängnis sass, lehnte er es ab, der deutschen Armee anzugehören, «die nach Ansicht der Sieger in Nürnberg ein ‚Verbrechen gegen den Frieden‘ darstellte.» Obwohl zwei Untersuchungsausschüsse seinen Einspruch zurückwiesen, erlangte seine Haltung in der Presse beachtliche Aufmerksamkeit. Schliesslich verzichtete die deutsche Regierung auf polizeiliche Zuführung des zweiundzwanzigjährigen Sohns des ehemaligen Führerstellvertreters. Er leistete nie seinen Wehrdienst.

1962 schloss Wolf sein Bauingenieurstudium an der Münchner Technischen Universität ab und bestand im Sommer 1964 die Zivildienstprüfung. Er wurde Regierungsbaumeister. Jetzt freute sich der Siebenundzwanzigjährige nicht nur darüber, dass seine eigene berufliche Laufbahn endlich gesichert war, sondern auch darüber, dass sein Vater in wenigen Jahren freigelassen würde. Sowohl für Albert Speer als auch für Baldur von Schirach endete am 1. Oktober 1966 die zwanzigjährige Haftstrafe. Nunmehr mussten die Alliierten das Spandauer Gefängnis entweder als eine Ein-Mann-Festung weiterführen oder möglicherweise auch Hess früher entlassen, wie sie es bei Neurath, Raeder und Funk getan hatten, wobei die beiden letzteren wie Hess zu lebenslänglich verurteilt gewesen waren. Ilse Hess hoffte, dass seine Freilassung auf die der beiden anderen «unweigerlich folgen würde, logisch und menschlich, allein aus Gerechtigkeit – nach fünf- undzwanzig Jahren Haft, durch Auflösung des Spandauer Gefängnisses». Aber Ilse und Wolf Hess wurden enttäuscht. In der Nacht zum 1. Oktober 1966, kurz vor null Uhr, durchschritten Speer und von Schirach das Gefängnistor und sahen sich einer Menge von Zuschauern und Journalisten gegenüber. In das Blitzlichtgewitter der Presse rief jemand: «Freiheit für Rudolf Hess!», dann wurde das Tor rumplend wieder geschlossen. Häftling Nummer sieben war der letzte Gefangene. Wolf ist sich sicher: «Dies müssen die furchtbarsten Tage

und Wochen gewesen sein, die mein Vater in Spandau durchmachte.» Ilse Hess regte an, da ihr Mann nun völlig allein war, solle er wenigstens einem Besuch Wolfs zustimmen. Seine schriftliche Antwort klang so starr wie immer: «Nach wie vor aber wünsche ich kein Wiedersehen hinter Gefängnismauern und in Gegenwart anderer Menschen, weder mit Dir noch mit Wolf. Von der Gemütsbewegung abgesehen: es wird hier Würde berührt.» An diesem Punkt jedoch entschied die Familie, dass es an der Zeit sei, die Zurückhaltung aufzugeben. Auch wenn Rudolf Hess hartnäckig darauf bestand, niemals die Regierungen der Alliierten um Gnade zu bitten, veröffentlichte seine Familie am 1. Oktober 1966 eine «Erklärung an alle menschlich Denkenden in der Welt». In der Erklärung wird die Bitte geäußert, das Nürnberger Urteil nach fünfundzwanzig Jahren aufzuheben, und es wird festgestellt, Hess' Inhaftierung sei eine «grausame, der modernen Rechtsgeschichte bislang unbekannte Situation, vom seinerzeitigen Nürnberger Gerichtshof weder vorhergesehen noch gewollt.» Das ihm auferlegte Schicksal sei für seine Familie «eine nachträgliche Verschärfung des Urteilsspruches und ein vielleicht schrecklicherer Prozess der Tötung als die in Nürnberg durchgeführten Todesurteile.»⁴

Ilse und Wolf Hess übersandten ihren Appell an den Papst, an die Staatsoberhäupter der vier Spandauer Gewahrsamsmächte, an die Menschenrechtskommission der Vereinten Nationen und an den Weltkirchenrat. «Es war Zeit, eine Organisation zu bilden», sagt Wolf. «Es war Zeit, unsere Zurückhaltung und das Bemühen um strikten Rechtsweg aufzugeben.» Der Papst, der Weltkirchenrat und die sowjetische Regierung ignorierten den Brief. Die Menschenrechtskommission teilte mit, sie habe keine Rechtsbefugnis. Die Vereinigten Staaten, Frankreich und Grossbritannien wollten das Gesuch prüfen.

Zusätzlich zu dieser Erklärung rief Wolf Hess im Januar 1967 die Hilfsgemeinschaft «Freiheit für Rudolf Hess» ins Leben, eine international zusammengesetzte Gruppe von Bürgern, die für die Freilassung Hess' eintraten. Wolf erinnert sich gern an seine ersten öffentlichen Aktionen für seinen Vater. «Sie waren überfällig. Wir mussten die Trommel schlagen, um die öffentliche Meinung wachzurütteln.» Am Ende hatte die Gemeinschaft mehr als viertausend Unterschriften in vierzig Ländern gesammelt. Zu den Unterzeichnern gehörten Hartley William Shawcross, der britische Richter in Nürnberg, genauso

wie Lord Geoffrey Lawrence, der Präsident des Internationalen Militärtribunals. Einige machten deutlich, dass sie den Mann, für den sie sich einsetzten, nicht entschuldigten oder gar mochten. Für diese Gruppe typisch waren Simon Wiesenthal, der Nazi-Jäger aus Wien, und Bernard Levin, ein bekannter britischer Journalist, ebenfalls jüdischer Herkunft. Im September 1989 attackierte Levin in der Londoner *Times* Wolf Hess' öffentliche Kommentare als «schamlos und widerlich»; er schrieb: «Ich war, glaube ich, der erste britische Journalist, der öffentlich auf eine Begnadigung für Hess drängte ... Gnade ist unabhängig von Gerechtigkeit; die Kampagne für die Freilassung von Hess sollte nicht und wird für mich auch nicht ein Stillschweigen darüber werden, was Hess als Nazi an der Macht wirklich tat.» Während Wolf Hess dankbar dafür ist, dass Menschen wie Levin seine Anstrengungen zur Befreiung des Vaters unterstützten – was auch immer ihre Motivation gewesen sein mag –, weist er Levins Angriffe als «hasserfüllt... unwahr und verletzend» zurück.

Zur gleichen Zeit, da sich Wolf bemühte, die öffentliche Meinung zugunsten seines Vaters zu beeinflussen, versuchte Dr. Seidl, sein Nürnberger Verteidiger, die Bedingungen in Spandau zu verbessern. Seidls Neun-Punkte-Vorschlag für «besondere Privilegien» enthielt beispielsweise Folgendes: Hess sollte erlaubt werden, eine Uhr zu besitzen, sich sechzig statt dreissig Minuten im Garten aufzuhalten, in seiner Zelle eine elektrische Klingel einzurichten, um im Krankheitsfall einen Wächter herbeirufen zu können, sich seinen eigenen Tee oder Kaffee zu kochen, öfter als einmal in der Woche zu baden und selbst zu bestimmen, wann abends das Licht in seiner Zelle ausgeschaltet wird. Die Alliierten bestätigten den Erhalt des Briefs und änderten in den nächsten vier Jahren nichts.

1969 verschlechterte sich der Gesundheitszustand des fünfundsiebzigjährigen Hess. Mitte November klagte er über unerträgliche Schmerzen in der Magengegend und verweigerte das Essen. Er blieb im Bett liegen und stöhnte den ganzen Tag. Erst nach vier Tagen brachte man ihn in das britische Militärhospital, wo man eine besondere «Hess-Suite» eingerichtet hatte, die nur über einen eigens für diesen Trakt bestimmten Lift erreichbar und mit besonderen Sicherheitseinrichtungen ausgestattet war. Die Ärzte diagnostizierten eine Perforation eines Zwölffingerdarmgeschwürs. Die vier Gewahrsamsmächte hielten es jedoch nicht für nötig, die Familie Hess zu infor-

mieren. Wolf erinnert sich, wie er von der Krankheit seines Vaters hörte: «Ich war damals beruflich viel unterwegs und erfuhr die Nachricht aus dem Radio. Ich sandte sofort ein Telegramm an den damaligen Bundeskanzler Willy Brandt, in dem ich die sofortige Verlegung meines Vaters in ein deutsches Krankenhaus sowie die Hinzuziehung eines deutschen Arztes forderte. Beides wurde von den Siegermächten abgelehnt.»

Während Hess im Krankenhaus behandelt wurde, bewachten die amerikanischen, britischen, russischen und französischen Soldaten das leere Spandauer Gefängnis. Für Wolf Hess war «Spandau ein lächerliches Symbol für Siegerrecht, das seinen Sinn verloren hatte». Jedoch setzte, für Wolf noch unbekannt, in seinem Vater eine grundlegende Wandlung ein. Den Tod vor Augen, betrachtete Rudolf, Hess seine Entscheidung, die Familie nicht sehen zu wollen, in einem anderen Licht. Am 8. Dezember 1969 schrieb er an das Spandauer Direktorium folgendes Gesuch: «Ich bitte um einen Besuch meiner Frau und meines Sohnes, wenn möglich am Morgen des 24. Dezember. Es ist der erste Besuch seit 28 Jahren, und darum bitte ich, dass bei seinem Beginn keine Zeugen im Raum anwesend sind.» Hess bot den Alliierten an, das gesamte Gespräch auf Band aufzuzeichnen, versprach, weder seiner Frau noch seinem Sohn die Hand zu geben und bat, während der halbstündigen Besuchszeit das Weihnachtsessen zusammen einnehmen zu dürfen, gleichgültig ob «Zeugen anwesend sein werden». Die Alliierten genehmigten das Gesuch, jedoch ohne die «Privilegien», um die er gebeten hatte.

«Das war ein erhebender Moment, als wir erfuhren, dass mein Vater um unseren Besuch gebeten hatte!» erinnert sich Wolf. «Ich hörte davon durch einen Anruf des amerikanischen Direktors. Wir waren alle aufgeregt, hatten so viele Empfindungen. Natürlich Aufregung und Freude zusammen, aber gedämpft von dem Wissen um die unmenschlichen Umstände, unter denen das Treffen stattfinden sollte, und durch die Tatsache, dass mein Vater weiter ein Gefangener war. Es waren achtundzwanzig Jahre vergangen, und wir wussten nicht, wann wir ihn jemals wiedersehen würden. Als wir [Wolf und seine Mutter] am Hospital ankamen, warteten dort mehrere Dutzend Journalisten, aber wir fuhren weiter bis in das eingefriedete Gelände. Wir wurden in das Besuchs-Wartezimmer im dritten Stock gebeten. An

mehreren bewaffneten Soldaten vorbei kamen wir zu den vier Direktoren. Nur der russische Direktor gab uns nicht die Hand. Dann legten sie uns die aus neun Punkten bestehende Besuchsordnung vor, die wir unterzeichnen sollten, bevor wir meinen Vater sehen konnten. Obwohl die ganze Ordnung meinen Anstoss erregte, protestierte ich gegen zwei Punkte besonders – nach dem einen sollten wir uns wie Verbrecher vor jedem Treffen einer Durchsuchung der äusseren Kleidung unterwerfen, und der andere besagte, dass wir unsere Besuchsprivilegien verlieren würden, wenn wir mit der Presse sprächen. Der russische Direktor, Oberst Toruta, machte deutlich, meine Mutter und ich würden wieder weggeschickt, wenn wir die Besuchsordnung nicht unterschrieben. Alle Direktoren versuchten, mich zum Einlenken zu bewegen. Meine Mutter und ich mussten auch den Raum verlassen, damit sie sich untereinander austauschen konnten. Als sie uns schliesslich wieder hereinriefen, stellten sie uns ein Ultimatum. Entweder wir unterschrieben, oder wir müssten gehen, ohne meinen Vater gesehen zu haben. So hatte ich keine Wahl. Ich unterschrieb, sie durchsuchten uns nicht, und ich sprach später auch mit der Presse. Sie verweigerten mir nie, meinen Vater zu sehen.»

Die erste Begegnung war sehr emotional, aber auch unbeholfen – zurückzuführen auf die lange Trennung und wegen der vier anwesenden Gefängnisdirektoren. Hess befand sich in einem vier mal vier Meter grossen Besuchszimmer am Ende eines langen Korridors, das von vier Soldaten mit Maschinenpistolen bewacht wurde. Wolf erinnert sich genau an dieses Ereignis: «Als wir den Raum betraten, sass er in der Mitte an einem Tisch. Meine Mutter wollte auf ihn zugehen, doch ich ermahnte sie, dass das Händegeben verboten sei. Er sah überraschend gut aus. Er war zwar hager, wirkte aber nicht eingefallen und hatte eine gesunde Gesichtsfarbe, vermutlich durch die Bluttransfusionen. Trotz der Anwesenheit der vier Direktoren und eines Wärters unterhielten wir uns gut mit ihm. Er wirkte geistig sehr rege. Wir hatten uns alle der Situation entsprechend unter Kontrolle. Ich konnte allerdings sehen, dass meine Mutter den Tränen nahe war, doch sie behielt sich durch meine Ruhe in der Gewalt. Ich hatte all die Jahre hindurch Selbstdisziplin gelernt, und das kam mir bei dieser Begegnung zugute.»

Der Wächter begann fünf Minuten vor Schluss mit dem Countdown. Beim Hinausgehen blickten Ilse und Wolf noch einmal zurück und

sahen Rudolf Hess mit einer Hand auf den Tisch gestützt und mit der anderen winkend. Die Barriere war durchbrochen. Hess hatte für sich entschieden, dass der Kontakt mit seiner Familie wichtiger war als der Anschein, vor den «Siegern» kapituliert zu haben.

Wegen der Krankheit musste Hess mehrere Monate im Hospital verbringen. Die Medien hatten ihm während dieser Zeit verstärkte Aufmerksamkeit gewidmet und besonders in Grossbritannien im Hinblick auf eine mögliche Freilassung Druck ausgeübt. Aber diese Bemühungen scheiterten. «Alle Hoffnungen wurden am 13. März 1970 brutal zunichte gemacht», erinnert sich Wolf zornig. «Rudolf Hess war kaum von der Krankheit genesen, da brachte man den Siebenundsiebzighjährigen wieder zurück in das Gefängnis der Alliierten. Der ganze Protest und der Druck der Öffentlichkeit waren vergebens. In Spandau triumphierten die Zyniker.»

Durch die Zurückverlegung in das Gefängnis entfachten die Alliierten in Wolf erneut das Gefühl, sein Vater sei einer «grausamen und ungerechten Inhaftierung unterworfen. Falls das Nürnberger ‚Siegerrecht‘ authentisches Recht war, dann musste das Spandauer Gefängnis voll von Politikern sein, die für mehr als einhundertvierzig Kriege und vierzig Millionen Tote nach dem zweiten Weltkrieg verantwortlich waren. Diese doppelte Moral drang ihnen nicht ins Bewusstsein.» In den folgenden siebzehn Jahren wurde Wolf zum unermüdlichen Anwalt für die Freilassung seines Vaters. Darüber hinaus ergriff Dr. Seidl rechtliche Initiativen bei der Spandauer Verwaltung, den vier für das Gefängnis zuständigen Regierungen, bei der europäischen und internationalen Menschenrechtskommission und den westdeutschen Gerichten. Keine dieser Aktionen bewirkte etwas. Wolf ist darüber nicht verwundert, denn «sie hatten gar nicht die Absicht, ihn freizulassen. Er war ein Symbol für die Herrschaft ausländischer Mächte über Deutschland geworden. Es war Dr. Seidl nicht einmal gestattet, über rechtliche Fragen der Inhaftierung zu reden. Nicht einmal die einfachsten zivilrechtlichen Fragen durften erörtert werden. Als Dr. Seidl 1974 Staatssekretär im Bayerischen Justizministerium wurde und sein Mandat für meinen Vater niederlegen musste, wiesen die vier Mächte unseren Vorschlag zunächst zurück, Dr. Ewald Bucher, einem pensionierten Minister, die anwaltschaftliche Vertretung zu übergeben – ein hervorragendes Beispiel alliierter Justiz!»

Jedes Jahr erklärten die Briten, Amerikaner und Franzosen, sie seien gewillt, Hess freizulassen, aber die Sowjets würden den Vorschlag zurückweisen. Niemand kann beweisen, dass es so war, denn die Zusammenkünfte der Vier Mächte waren geheim, und die Protokolle wurden nie veröffentlicht. Wolf Hess hält den öffentlichen Eindruck für falsch. Seiner Meinung nach wollte keine der drei Westmächte die Entlassung seines Vaters, besonders die Briten nicht, «die ganz klar etwas zu verbergen haben. Sie benutzten die Russen lediglich als Vorwand.»

In den siebziger und achtziger Jahren bereiste Wolf zahlreiche Länder und besuchte wiederholt Washington und London. Er erhielt viele Zusagen zur Unterstützung von Journalisten, Kongress- und Parlamentsmitgliedern, dem britischen Außenminister und anderen Persönlichkeiten. Heute weiss er, «das waren alles nur Worte. Rückblickend muss ich an der Ernsthaftigkeit dessen zweifeln, was ich immer zu hören bekam. Es waren alles Scheinheilige.» Aber nicht jeder, den er traf, versprach zu helfen. Bei einem seiner USA-Besuche plante er ein Treffen mit Mitarbeitern von Jacob Javits, bei dem er versuchte, die Unterstützung des jüdischen Senators für seinen Vater zu gewinnen. Zu Beginn der Besprechung betrat ein weiterer Mitarbeiter den Raum und begann, «mich anzuschreien, ich hätte kein Recht hier zu sein. ‚Sechs Millionen sind tot, weil es Menschen wie Ihren Vater gibt ! ‘ Ich verliess den Raum. Es war das einzige Mal, dass ich mich solch einer Reaktion gegenüber sah. Dieser Mann war wenigstens kein Heuchler.»

Aber während Wolf weiter versuchte, die positiven Worte in wirksame Aktionen umzuwandeln, besuchte er auch seinen Vater, sooft die Spandauer Vorschriften es zuließen. Die lange Haftzeit zermürbte die Familie. Wolf schreibt den Bedingungen im Spandauer Gefängnis «unerbittliche Konsequenzen nicht nur in körperlicher, sondern auch in psychologischer und emotionaler Hinsicht zu. Neben der Freiheitsberaubung waren die Zensur und die Korrespondenz- und Besuchsreglementierungen die Hauptinstrumente psychologischer Folter.» Es war Rudolf Hess nicht erlaubt, irgendein Fernsehprogramm oder irgendwelches Material über das Dritte Reich, den Nationalsozialismus, Nürnberg oder Spandau zu sehen.

«Mein Vater war und ist eine bedeutende historische Persönlichkeit, die aus erster Hand wichtige Aussagen über die ganze Entwicklung des Nationalsozialismus, den Ausbruch und den Verlauf des Krieges

machen könnte», meint Wolf. «Das Verhalten der Alliierten, die ihn von allem abschnitten, hat nicht nur seinen Sohn um die Antwort auf viele Fragen betrogen, sondern auch alle ehrlich an der Geschichte interessierten Menschen getäuscht. Es wäre zum Beispiel für Historiker von grossem Interesse gewesen, wenn mein Vater Gelegenheit gehabt hätte, über den Inhalt des vierstündigen Gesprächs mit Hitler, fünf Tage vor seinem Englandflug, Auskunft zu geben. Bei diesem Gespräch wurden sicher alle politischen und militärischen Situationen und Aktionen der Reichsregierung diskutiert. Eine Enthüllung dieser Unterredung würde sicher mehr an Substanz für das historische Verständnis der späteren Ereignisse bringen als die Wiederholung der stumpfsinnigen englischen Propaganda-Aphorismen, Hess sei ein Psychopath und, als Krönung des Ganzen, sehr dumm.

Aber genau diese Überprüfung der Wahrheit anhand der Tatsachen wollten sie verhindern. Weil man auf der Siegerseite wusste, dass durch die Aussage einer wirklich beteiligten Person, die noch dazu ihr ehrliches Eintreten für den Frieden unter Beweis gestellt hatte, ein grosser Teil der Nachkriegspropaganda und der Nürnberger Farce ins Wanken geraten würde. Ich bin nicht wütend darüber. Vielmehr erkenne ich die Absicht hinter dem Verhalten, und ich weiss, warum die Alliierten, und vor allem die Briten, meinen Vater daran hindern mussten, frei zu sprechen.» Nicht nur, dass man Hess' Zugang zu Informationen über den Krieg und den Nationalsozialismus einschränkte, auch der banale Kontakt zu seiner Familie wurde streng überwacht. Er durfte nur einen einzigen Brief pro Woche an einen direkten Verwandten schreiben. Die höchstens tausenddreihundert Wörter wurden stets zensiert. Die gleichen Beschränkungen galten für Briefe, die die Familie ihm schrieb. Einmal im Monat – zweimal im Weihnachtsmonat Dezember – durfte er einen unmittelbaren Verwandten zu einem einstündigen Besuch empfangen. Der Besuch musste zwei Wochen vorher angemeldet sein; Zeit und Datum wurden von der Spandauer Verwaltung bestimmt. Im Allgemeinen waren bei einem Familientreffen alle vier Direktoren zugegen. Da die Unterhaltung auf deutsch verlief, wurden auch Dolmetscher zugezogen. Jeder persönliche Kontakt war untersagt. Wurden diese Vorschriften verletzt, brach man die Zusammenkunft unverzüglich ab. Einmal, als sich Hess wieder im Krankenhaus befand, ergriff Wolf instinktiv die

Hand des Vaters und drückte sie rasch, aber fest. Es war das erste und letzte Mal, dass er den Vater, seit er drei Jahre alt gewesen war, berührte. Aufgrund dieses Händedrucks verwarnten ihn die Briten offiziell und kündigten an, jede weitere unerlaubte Handlung ziehe das Verbot, den Vater zu besuchen, nach sich.

«Schliesslich lernte ich, ihr Spiel zu spielen», erinnert sich Wolf. «Ich wartete bis zur letzten Minute der Zusammenkunft, ehe ich die verbotenen Dinge vorbrachte. Ständig überraschte ich sie, und ehe sie reagierten, war unsere Begegnung ohnehin vorüber. Sie setzten zwei Besuche ab, aber nie untersagten sie mir alle weiteren Besuche.»

Wolf besuchte seinen Vater vor dessen Tod im Jahre 1987 insgesamt einhundertzwei Mal, das sind aufgerechnet vier volle Tage. Stets waren Wachen und Gefängniswärter zugegen. Abgesehen von den Hunderten Briefen bedeutete das die einzige Möglichkeit, den Vater kennenzulernen. «In all den langen Jahren hatte ich, es stimmt, einen Vater, aber am Ende hatte ich ihn doch nicht, weil die Situationen, unter denen wir korrespondierten, oder eher konferierten, von den Regeln seiner Gefängnishaft beherrscht wurden. Es gab kein einziges wirklich bewegendes Vater-Sohn-Gespräch, in dem ich ihn fragen konnte, was mich berührte. Das betraf menschliche Probleme, die ein junger Mann mit seinem Vater besprechen möchte, und vor allem geschichtliche Fragen.»

«Am 22. Februar 1977», sagt Wolf, «schien für den Greis das Mass allen Leidens voll zu sein», und sein Vater versuchte, sich mit einem Messer eine der Pulsadern aufzuschneiden. Er war dem Tode nahe, doch die lange Genesung schien erfolgreich zu verlaufen; dann, am 28. Dezember 1978, erlitt er einen Schlaganfall, der sein rechtes Auge fast erblinden liess und infolgedessen er einen Teil der Sehkraft des linken Auges einbüsste. «Die Diagnose war das beste Argument für die sofortige Freilassung meines Vaters», entsinnt sich Wolf. «Der Patient hatte ein krankes Herz, einen schmerzenden Bruch in der Bauchdecke und Wasser in den Beinen. Er litt an Husten, Blasenbeschwerden und Erschöpfungszuständen. Niemand wusste, wie lange er noch leben würde, denn er war bereits vierundachtzig.»

Wegen seines sich verschlechternden Gesundheitszustands tat Rudolf Hess dann etwas, was die Vier Mächte verblüffte. Auf Drängen Wolfs und Dr. Seidls schrieb der Häftling Nummer sieben an die Spandauer Direktoren und ersuchte zum erstenmal persönlich um seine Freiheit. Sein Bittgesuch war kurz: «Wegen meines schlechten

Gesundheitszustandes und weil ich meine beiden Enkelkinder noch sehen möchte, bitte ich um Entlassung aus der Haft. Ich bin überzeugt, dass ich nur noch kurze Zeit zu leben habe, und darf darauf hinweisen, dass in drei anderen Fällen [von Neurath, Raeder und Funk] eine vorzeitige Entlassung erfolgte.» Auf das Gesuch folgten vierzig Tage Schweigen, bis ihm mündlich mitgeteilt wurde, dass der Antrag abgelehnt war. Wolf ist noch immer verbittert über die Entscheidung. «Die Vier Mächte hatten diese einzigartige Gelegenheit verpasst, sich mit etwas von ihrer selbstverkündeten Menschlichkeit aus der Affäre zu ziehen.»

Im November des folgenden Jahres bat Rudolf Hess erneut um vorzeitige Entlassung. «Nun hatte er ein Bild von seiner Freiheit», stellt Wolf fest. «Er stellte sich ein kleines Haus auf dem Lande mit freiem Blick und guten Büchern vor. Er wollte Frieden und Ruhe, um zu lesen und nachzudenken. Er dachte sogar, er könnte ohne Weiteres ohne Auto auskommen.» Nach drei Wochen lehnten die Alliierten dieses Gesuch ebenfalls ab. Im August 1982 hatte Hess im Alter von achtundachtzig Jahren eine lebensbedrohliche nasse Rippenfellentzündung. Sie wurde komplizierter, weil sich seine Herz- und Kreislaufbeschwerden infolge zweier Herzanfälle dramatisch verschlimmert hatten. Ständig klagte er über Atembeschwerden, Darmkrämpfe und Hautausschlag. In diesem Zustand entschloss sich Hess, in seinem Gesuch um Freilassung auf Bedingungen einzugehen, in dem Glauben, bestimmte Zusicherungen könnten die Bedenken der Vier Mächte zerstreuen. Er teilte den Direktoren mit, er erkläre sich bereit, nach seiner Freilassung weder zu politischen noch zu historischen Fragen Stellung zu nehmen und sich auch nicht mehr politisch zu betätigen. Diesmal antworteten die drei Westmächte schriftlich, wiesen aber alle sein jüngstes Gesuch ab. Erneut ignorierten die Sowjets Hess' Bitte völlig.

Trotz der Rückschläge gab Wolf Hess nie die Hoffnung auf, dass sein Vater freigelassen würde. Mit unverminderter Kraft bemühte er sich weiterhin um die Entlassung seines Vaters. «Ich habe nie aufgehört zu glauben, dass die Sieger am Ende etwas Menschlichkeit zeigen könnten», erinnert er sich. «Immer wenn er krank war oder wenn es einen runden Geburtstag gab, wie achtzig, fünfundachtzig oder neunzig, glaubte ich, sie könnten ihn gehenlassen.» Dann, am Montag, dem 17. August 1987, erhielt Wolf einen Anruf in seinem Münchner Büro. Er kam von einem in Berlin ansässigen deutschen Journalisten,

der ihn fragte, ob er schon von dem Gerücht gehört habe, dass sein Vater tot sei. Er verneinte und legte rasch den Hörer auf. Niemand aus Spandau hatte Verbindung zu ihm aufgenommen, doch er wusste, das Gerücht könnte sich trotzdem bewahrheiten. «Mein Vater war dreiundneunzig, wir alle waren uns im Klaren, dass es jederzeit geschehen konnte», sagt er. «Die Vier Mächte hatten uns auch nicht benachrichtigt, ehe er ins Krankenhaus eingeliefert wurde. Möglich, dass sie auch diesmal langsam reagierten. Ich entschloss mich, sie nicht anzurufen. Wenn er tot wäre, dann würden sie schon bald anrufen.»

Noch ungewiss, ob der Vater lebte oder gestorben war, verliess Wolf um achtzehn Uhr das Büro und fuhr heim. Gegen achtzehn Uhr dreissig erhielt er den Telefonanruf, den er befürchtet hatte. Da die Vereinigten Staaten in Spandau Dienst hatten, kam er vom amerikanischen Direktor Darold W. Keane. Das englisch geführte Gespräch dauerte nur wenige Sekunden. «Ich bin ermächtigt, Ihnen mitzuteilen, dass Ihr Vater heute um sechzehn Uhr zehn gestorben ist. Ich bin nicht ermächtigt, Ihnen irgendwelche weiteren Einzelheiten bekanntzugeben.»

Wolf telefonierte mit Dr. Seidl. Gemeinsam flogen sie am folgenden Vormittag nach Berlin und begaben sich direkt nach Spandau. Dort wurde ihnen der Zutritt zum Gefängnis verwehrt, stattdessen wurden sie von Keane empfangen, der ihnen mitteilte, sie würden in einer halben Stunde Informationen erhalten. Dreissig Minuten später kam Keane zurück, um Wolf zu informieren, dass sie zu spät gekommen seien und sich in ein Hotel begeben und auf eine weitere Kontaktaufnahme warten sollten. Nach zwei Stunden – Wolf hatte mehrmals angerufen – benachrichtigte ihn Keane telefonisch, der Tod seines Vaters werde als Selbstmord angesehen. «Das ist eine Lüge, ich wusste es gleich. Erstmals hatten die Russen unter Gorbatschow angedeutet, sie könnten sich die Frage der Entlassung meines Vaters anders überlegen. Im März 1987 hatten sie sich zum erstenmal bereit erklärt, mich wegen seiner Freilassung zu empfangen. Mein Vater wusste von diesen russischen Schritten. Warum sollte er sich umbringen, wenn er seiner Freiheit näher war als je zuvor? Es machte keinen Sinn, und nachdem ich erfahren hatte, wie er sich ihrer Meinung nach umgebracht hatte, wusste ich, es war Mord.» Dem ersten offiziellen Bericht zufolge hatte Rudolf Hess den ihn begleitenden amerikanischen Gefängnisaufseher gebeten, ihn in ein kleines Häuschen im

Garten des Gefängnisses gehen zu lassen. Als er nach mehreren Minuten nicht zurückkehrte, ging der Aufseher hinterher und fand den Dreiundneunzigjährigen mit einem Kabel um den Hals vor. Er hatte sich erdrosselt. Es war ein Elektrokabel, das, so behaupteten die Alliierten, man «zufällig» dort liegengelassen hatte. In einer wenige Tage später gegebenen zweiten Version erklärten die Alliierten, Hess habe sich mit einem Verlängerungskabel für eine Leselampe im Gartenhäuschen erhängt. «Es war ihnen aufgegangen», sagt Wolf, «dass der plötzliche Fund eines zurückgelassenen Kabels nicht mit dem Schreiben eines ‚Abschiedsbriefs‘ zusammenpassen konnte, den sie drei Tage nach seinem Tod in einer seiner Taschen gefunden zu haben vorgaben.»

Rudolf Hess war ein gebrechlicher Greis von dreiundneunzig Jahren; er war fast blind, hatte Schwierigkeiten beim Gehen, und seine Ärzte hielten ihn für unfähig, irgendetwas zu tun, was Licht erforderte, und sei es das Zuschüren seiner Schuhe. Die Art des Todes und die Behauptung, er sei binnen weniger Minuten eingetreten, schien höchst unwahrscheinlich für einen Mann in seinem Zustand. Die Briten gaben Anlass für das Gerede über eine Verschwörung, als sie das «Todeskabel» und das Gartenhaus mit allen gerichtsmedizinischen Beweisen innerhalb weniger Tage nach dem Tode vernichteten. Binnen zweier Wochen brachen Bulldozer die Mauern des hundertert Jahre alten Gefängnisses nieder, um es in weniger als einem Monat völlig abzureissen. Die Alliierten nahmen ihre eigene Autopsie vor und bestätigten, dass der Tod durch Selbstmord eingetreten war. Der Leichnam wurde zum US-Luftwaffenstützpunkt Grafenwöhr nahe Nürnberg geflogen und der Familie Hess übergeben. Für Wolf Hess bedeutete das eine Erleichterung. Bis zum Jahre 1982 hatten die Alliierten den Plan gehegt, Hess' Leichnam zu verbrennen und seine Asche in alle Winde zu streuen, so dass kein Friedhof zu einem Aufmarschplatz der Neonazis würde. 1982 waren sie davon abgegangen und hatten zugesagt, den Toten der Familie zur Bestattung zu übergeben. Bis sie das wirklich taten, fühlte sich Wolf im ungewissen, ob sie Wort halten würden. Doch anstatt die Leiche des Vaters zu übernehmen und sie unverzüglich zu beerdigen, entschloss er sich, von einem international bekannten deutschen Gerichtsmediziner, Professor Wolfgang Spann, eine Obduktion vornehmen zu lassen. Dessen Schlussfolgerung widersprach eindeutig der des britischen Arztes, Professor

James Malcolm Cameron. Zahlreiche wesentliche Unterschiede ergaben sich zwischen den beiden Obduktionsbefunden. Während die Alliierten von Selbstmord sprachen, gelangte der deutsche Arzt zu dem Schluss, dass Rudolf Hess ermordet wurde.

Dr. Hugh Thomas, ein ehemaliger britischer Militärarzt, der Hess 1973 in Spandau untersuchte, betrachtete die Fotos, auf denen der Leichnam zu sehen war. Dabei kam auch er zu dem Schluss, dass Hess ermordet wurde «Beim Erhängen erwartet man, dass die Strangmarke diagonal über den Nacken verläuft. Doch die [von Professor Spann aufgenommenen] Fotos von Hess weisen eine gerade verlaufende Strangmarke auf. Sie verläuft weiter bis zur vorderen Seite des Halses, was darauf hindeutet, dass er nicht durch Erhängen, sondern durch Erdrosseln zu Tode kam.»

Mit der Vernichtung des Tatorts wurde eine nachträgliche Untersuchung unmöglich gemacht. Die Alliierten schlossen ihre Selbstmordakte; ihr stärkstes Argument bestand in der Frage, warum wohl jemand einen dreiundneunzigjährigen Gefangenen töten sollte. Wolf Hess glaubt, die Antwort zu wissen. «Die greifbare Möglichkeit, dass die Russen der Freilassung ihre Zustimmung geben könnten, versetzte die Briten in Panik, er könnte frei reden. Das durfte nicht sein, und so musste er für immer zum Schweigen gebracht werden. Auch wurden nicht immer die besten Menschen als Gefängniswärter eingesetzt. Im Jahre 1988 wurden zum Beispiel zwei ehemalige britische Wärter festgenommen, weil sie den Pilotenanzug, den mein Vater bei seinem Flug 1941 trug, gestohlen hatten und ihn mir dann für dreihunderttausend Dollar andrehen wollten. Mord ist nur eine weitere Sprosse auf der Verbrechensleiter. Ich glaube, die Briten hatten von seinem Tod den grössten Nutzen. Wenn die Briten nichts zu verbergen hatten, warum würden sie dann die Akte meines Vaters bis zum Jahre 2017 unter Verschluss halten wollen? Was wusste er, das sie so in Angst versetzte? Ich nehme an, die Briten haben seinen Tod organisiert, während ihre guten Freunde, die Amerikaner, die Haftanstalt leiteten.

Die Wahrheit lässt sich nicht ewig unterdrücken. Ich betrachte die hektischen Versuche der Alliierten mit einer gewissen Ironie, selbst wenn ich mir dessen bewusst bin, dass mir dieses Verhalten am Ende meinen Vater raubte und er dadurch Opfer eines Mordkomplotts wurde. Mit diesem Mord haben die Alliierten lediglich einen weite-

ren Schritt zu ihrer eigenen Entlarvung getan. Der Mord wird auf sie zurückfallen und ihnen mit noch grösserer Gewissheit den Garaus machen, als es die Inhaftierung meines Vaters bereits vermochte.»

Für Wolf Hess war die durch den Tod seines Vaters ertragene Last zu gross. Seine jahrzehntelangen Bemühungen um die Freilassung seines Vaters waren gescheitert. Sein Vater starb als Gefangener, was Wolf eben zu vermeiden gehofft hatte. Der fünfzigjährige Wolf Hess erlitt nach dem Tod seines Vaters einen Schlaganfall. Seine physische Verfassung heilte schneller als die emotionellen Narben, die das Elend seines Vaters hinterliess.

Nun, da sein Vater tot ist, braucht er auf seine Worte nicht länger achtzugeben, braucht nicht länger zu fürchten, er könnte die Vier Mächte reizen und den Gefängnisaufenthalt seines Vaters verlängern. In seinem Zorn auf die Vier Mächte mischt sich die Freude über die deutsche Vereinigung. «Wie sehr würde sich mein Vater gefreut haben, hätte er die ungerechte Konstruktion der Sieger eines geteilten Deutschlands in Stücke brechen sehen!» ruft Wolf aus.

Im Wohnzimmer seines grossen Hauses in der Nähe von München hat er eine Zeichnung seines Vaters aus dem Jahre 1932. Auf einem grossen Sofa nahe dem Bild sitzend, spricht er über seine heutigen Gefühle. «Vielleicht ist es an der Zeit, über ein paar Kriegsverbrechen der Alliierten zu berichten. Vielleicht über die Aggression Grossbritanniens, Frankreichs und Israels gegen Ägypten im Jahre 1956 oder über die USA-Aggression gegen Panama oder die der Sowjets gegen Afghanistan? Nürnberg war ein grosser Fehler, und die Geschichte wird es zeigen. Die Amerikaner kamen im ersten Weltkrieg hierher, und Wilson wusste nicht, was er tat, und man teilte Europa auf. Dann, nach dem zweiten Weltkrieg, steckten sie immer noch ihre Nase in jedermanns Angelegenheiten, in Dinge, von denen sie nichts verstanden. Die Sieger spalteten Deutschland, verschenkten deutsches Land, und nun fällt das alles auf euch zurück. Es ist wie mit Versailles – wenn du etwas kräftig genug nach unten drückst, kommt es wie eine Explosion zu dir zurück. Genau das geschieht heute in Deutschland, selbst wenn Mr. Ridley⁵, der die Denkweise von Mrs. Thatcher vertritt, meint, er könne mit lächerlichen Statements die Uhr zurückstellen. Diese Leute sind die letzten einer ver-

gangenen Zeit. Die Zukunft ist mit den ersten von morgen, und die Riddleys und Thatchers gehören nicht zu ihnen.

Ich habe die Wiedervereinigung mein Leben lang stets vorausgesagt. Die Deutschen haben es satt, sich schämen zu müssen, wenn sie sagen, sie seien stolz, Deutsche zu sein. Jetzt wird alles anders. Die Sowjetunion bröckelt auseinander, und der grosse amerikanische ‚Schmelztiegel‘ brodelt über von Verbrechen und Drogen und Rassenhass. Die Deutschen wissen, dass Amerikaner, Briten und Franzosen im Westen und Russen im Osten noch immer unser Land besetzt halten. Wir wollen, dass sie gehen. Dann wird es wieder das alte Europa geben, mit einem mächtigen, grossen Deutschland in der Mitte. Selbst unsere Ländereien, die die Sieger nach dem Krieg weggegeben haben, werden zu uns zurückkommen. Heute besteht der Preis der Wiedervereinigung in der Unterschrift unter einen Vertrag, der die gegenwärtige polnische Grenze garantiert. Doch warten Sie einige Jahre ab. Früher oder später wird das Land an den fallen, dem es gehört, an Deutschland. Die Polen haben ihr einst blühendes Land zu einer öden, grasbedeckten Landschaft verkommen lassen. Mit ihrer ruinierten Wirtschaft müssen sie auf finanzielle Hilfe bauen. Die deutsche Nation wird nicht ständig diese Leute ernähren, die unser Eigentum gestohlen haben. Die Amerikaner sollten daran denken, was Abraham Lincoln einmal sagte: ‚Nichts ist entschieden, solange es nicht auf gerechte Weise entschieden ist‘.»

Wolf Hess verteidigt seinen Vater glühender als je zuvor. Er behauptet, Tausende Briefe über seinen Vater erhalten zu haben, und meint, «neunundneunzig Prozent sind positiv». Ihn ermutigen die Briefe, die deutsche Gymnasiasten über seinen Vater schreiben. «Sie beweisen die richtige Art von Interesse und begreifen, was wirklich geschah. Für mich ist das ein vielversprechendes Zeichen der deutschen Jugend.»

Während andere Mitleid mit der Familie Hess empfinden, beweist Wolf eindeutig, dass die Familie, oder zumindest er selber, Zorn und Groll über die lange Gefängnishaft empfunden hat. Wolf Hess übernimmt die streitbare Verteidigung, die sein Vater für sich in Nürnberg nicht übernommen hat. Er ist eine schrille Stimme, die uns daran erinnert, dass sich einige Kinder prominenter Nationalsozialisten völlig mit dem Elend und der Philosophie ihrer Väter identifizieren und sie als Opfer, nicht als Verbrecher betrachten.

«Ich habe es als Vorzug empfunden, als Sohn von Rudolf Hess aufzuwachsen», sagt er. «Nie war das ein Nachteil. Die Menschen liebten meinen Vater, er war das ‚Gewissen der Partei‘, und deshalb liebten sie auch mich. Und je länger er sich im Gefängnis befand, umso mehr Sympathie brachten die Leute uns allen entgegen.» Als sich das letzte Gespräch dem Ende zuneigte, fasste Wolf Hess seine harten Empfindungen in Bezug auf die Zukunft zusammen. «Die amerikanischen Bemühungen sind fehlgeschlagen. Sie wollten der Geschichte weismachen, dass jeder Deutsche ein Nazi war und dass jeder Nazi so schlecht war, dass die Deutschen sich kollektiv schuldig fühlen mussten. Das war lächerlich, und heute wissen wir es. Der Titel, ‚Kriegsverbrecher‘ für meinen Vater heisst gar nichts. In einigen Jahren wird die Geschichte diese sogenannten Verbrechen anders beurteilen, und man wird meinen Vater auf richtige, anständige Weise sehen. Es wird sich herausstellen, dass die einstigen Alliierten, die Sieger des zweiten Weltkriegs, alles andere sind als der Hort von Moral, Gerechtigkeit und Menschlichkeit, weswegen sie sich als Richter über Deutschland erhoben haben. Es verändert sich bereits. Die Wahrheit lässt sich nicht ewig verbergen.»

¹ Der Münchner Bürgerbräukeller-Putsch, der so genannt wurde, weil man ihn in einem Bierkeller ausgeheckt hatte, war der Versuch Hitlers, die bayerische Regierung zu stürzen. Während seiner darauffolgenden Gefängnishaft (die von fünf Jahren auf weniger als ein Jahr herabgesetzt wurde) schrieb Hitler *Mein Kampf*.

² *Eichmann in Jerusalem* von Hannah Arendt, New York, Viking 1963.

³ Haushofer wurde als Mitglied des Widerstands nach dem Attentat auf Hitler vom 20. Juli 1944 verhaftet. Er wurde am 23. April 1945, nur wenige Tage vor Kriegsende, von der SS hingerichtet.

⁴ Einige der anderen Kinder fühlen genauso. Norman Frank, der älteste Sohn des hingerichteten Generalgouverneurs von Polen, Hans Frank, sagte: «Es wäre viel schlimmer gewesen, hätte mein Vater all die Jahre wie Hess' Vater im Gefängnis zugebracht. Das hätte mich kaputt gemacht. Zu wissen, er ist im Gefängnis, während wir alle uns in Freiheit unseres Lebens erfreuen.» (s. Kapitel 2)

⁵ Nicholas Ridley, der britische Minister für Handel und Industrie, trat im Juli 1990 von seinem Posten als Kabinettsminister zurück, nachdem harsche Kritik an einer Veröffentlichung laut geworden war, in der er vor dem Wiederaufstieg Deutschlands warnte und Englands Eintritt in die Europäische Gemeinschaft mit der Kapitulation vor Hitler verglich.

KAPITEL 4

«Ein lautstarker Diktator»

Es gibt Nationalsozialisten, die wichtige Positionen im Dritten Reich innehatten, deren Namen indes von der heutigen Öffentlichkeit nicht wahrgenommen werden. Man übersieht ihre Bedeutung für Nazi-deutschland, da sie nach dem Krieg keiner Verbrechen angeklagt wurden, sondern sich in ein beschauliches Leben zurückzogen. Viele dieser Männer bekleideten Posten von unermesslicher Machtfülle, die viel entscheidender für die Kriegsanstrengungen der Nazis waren als die von Leuten wie Adolf Eichmann, Klaus Barbie und Josef Mengele, die in der Nachkriegszeit von sich reden machten. Ihr geringer Bekanntheitsgrad bedeutete nicht, dass es ihre Familien leichter hatten, mit ihrem Nazierbe fertig zu werden.

Solch ein Fall ist Karl Saur mit seiner Familie. Saur war nicht nur engagierter Nazi und Chef des hochwichtigen Technischen Amts in Albert Speers Rüstungsministerium, sondern auch enger Freund Hitlers, ein so enger, dass er zu den wenigen gehörte, die Hitler in seinem Testament namentlich erwähnte, nämlich als Speers Nachfolger. Doch während Speer in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher verurteilt wurde und zwanzig Jahre im Zuchthaus absass, durfte sich Saur bereits 1948 als freier Mann fühlen. Der Widerspruch in der Behandlung wird noch deutlicher, wenn man die Laufbahn der beiden vergleicht.

Karl Saur hatte sechs Kinder. Klaus ist sein zweitjüngstes Kind, er wurde am 22. Juli 1941 geboren. Ihm blieben fast zwei Nachkriegsjahrzehnte, um seinen Vater zu beurteilen, darunter auch eine kurze Zeit, in der sie zusammenarbeiteten. «Ich verspürte nie eine enge Bindung zu ihm», erzählt Klaus. «Meine Einstellung zu meinem Vater ist eher ablehnend.» Klaus sieht im Vater nicht nur einen nicht reuigen Gefolgsmann des Dritten Reichs, sondern «einfach einen schlechten Vater».

Karl wurde am 14. März 1944 geboren und ist das jüngste Saur-Kind. Er stimmt dem Urteil des Bruders weitgehend zu. «Ich denke aber», sagt er, «mit zunehmendem Alter werde ich gelassener, was meinen Vater angeht; ich bin nicht mehr so ablehnend wie früher.»

Karl Otto Saur wurde am 16. Juni 1902 in Düsseldorf als drittes Kind eines Bauingenieurs in eine wohlhabende lutheranische Familie hineingeboren. «Sein Vater war streng, aber freundlich», sagt Klaus. «Die ihn kannten, beschrieben ihn stets als gütigen, sympathischen Menschen. Trotzdem war das Verhältnis zwischen meinem Vater und ihm überhaupt nicht gut. Und seine Mutter war schrecklich, sie galt als äusserst böse. Sehr egozentrisch war sie.»

Saur floh diese unangenehme Atmosphäre in der Familie und begab sich zunächst auf das Gymnasium nach Freiburg und dann auf die Technischen Universitäten von Hannover und Karlsruhe, die er 1922 im Eisen- und Stahlfach abschloss. Er beschäftigte sich mehr mit Sport als mit dem Studium, und seine Noten reichten gerade für den Abschluss aus. Unmittelbar nach Beendigung des Studiums nahm er eine Arbeit bei der Firma Thyssen an, einem erbitterten Rivalen des namhaften Krupp-Konzerns und einem der grössten privaten Industrieunternehmen in Deutschland. Dort erfreute sich Saur bald der persönlichen Gunst der Direktion; vor ihm schien eine glänzende Karriere zu liegen, als 1927 plötzlich sein Vater starb.

«Die Mutter und die Schwestern riefen ihn nach Hause zurück und verlangten, dass er das Freiburger Familienunternehmen führe», berichtet Klaus. «Später erzählte er mir, er hätte die Firma lieber verkauft, doch seine Mutter und die Schwestern liessen das nicht zu. Als Fünfundzwanzigjähriger leitete er ein Unternehmen mit vierhundert Angestellten. Und 1929 ging es bankrott. Das war sehr hart für ihn, denn er hatte für das Geschäft einen Kredit aufgenommen.»

«Und obendrein haben ihm die Schwestern stets die Schuld an der Schliessung der Firma zugeschoben», ergänzt Karl junior. «Sie nahmen die schreckliche wirtschaftliche Situation und die Tatsache, dass damals auch viele andere Firmen dicht machten, nicht zur Kenntnis. Noch nach dem Krieg hielten sie ihm sein Versagen vor.»

Die Enttäuschung über den Firmenzusammenbruch machte Saur anfälliger für den Nationalsozialismus, der ihn in seinem Gefühl bestätigte, dass sich Deutschland in einer ernsten Notlage befand und die Nazis die einzige politische Gruppierung darstellten, die gangbare Lösungen zu bieten hatte. Im selben Jahr kehrte er in den Thyssen-Konzern zurück. Bald stieg er zum Chef der Wirtschaftsabteilung auf und hielt ständigen Kontakt zum Familienoberhaupt Fritz Thyssen.

«Einmal war er richtig schockiert», entsinnt sich Klaus. «Er hielt Thyssen für den Grössten in der Welt, einen Industriemagnaten, einen wunderbaren Menschen. Einmal befand sich Thyssen im Urlaub, und er sass in Thyssens Büro. Er war noch sehr jung, führte aber in Thyssens Abwesenheit dessen Geschäfte. Der Schock kam, als mein Vater feststellte, dass das Büro eine der grössten Porno-Bibliotheken beherbergte, die man sich vorstellen kann. Und mein Vater, der nie ein Verhältnis mit einer Frau gehabt hatte und eigentlich ziemlich puritanisch war, fühlte sich von diesen Fotos abgestossen. Er blieb zwar in der Firma, kam aber nicht darüber hinweg, dass Fritz Thyssen solch eine Kollektion besass.»

Nun, Saur mögen die Bilder mit den nackten Körpern abgestossen haben, die zunehmend rohe Sprache der NSDAP allerdings verletzte seine Moral nicht. Am 1. Oktober 1931 trat er der Partei bei. Klaus meint, sein Vater sei in die Nazis «verliebt» gewesen, ist sich aber der Motivation Saur nicht sicher. «Ich denke, seiner Meinung nach sind die meisten deutschen Regierungen schlecht gewesen, und nur die Nazis konnten damals angesichts der Arbeitslosigkeit und so weiterhelfen.»

«Er war von Grund auf antidemokratisch», sagt Karl jun., «und die Nazis passten ausgezeichnet zu dieser Philosophie. Nach seiner Auffassung lief unter einer totalitären Regierung alles besser.»

Beide Brüder wollen jedoch wissen, dass die Familie Druck auf ihn ausübte, nicht in die Partei einzutreten. «Er [Karl sen.] stand seinem Onkel, dem Bruder meines Grossvaters, sehr nahe», berichtet Klaus. «Er hatte ein sehr gutes Verhältnis zu ihm, und dieser Onkel hatte ihm schon immer, bereits 1923 und 1924, geraten: ‚Geh nicht in die Nazi-partei, das nimmt ein schlimmes Ende‘. Und Thyssens Generaldirektor, der grosse Mentor meines Vaters, lehnte die Nazis völlig ab.¹

Mein Vater hegte gegenüber seinem Onkel und dem Generaldirektor grössten Respekt, aber ihre Warnungen nahm er nicht ernst. Seine beiden Schwestern traten der NS-Frauenschaft bei, und mein Vater scherzte immer, dass er keine Probleme hatte, seine Schwestern zu Naziveranstaltungen mitzunehmen, aber was die Familie seiner Frau betraf, so musste er alle Hebel in Bewegung setzen, um überhaupt Karten zu kriegen. Seine Frau trat der Partei nie bei, und auch sein Schwiegervater mochte die Nazis nicht.»

Saur engagierte sich von Anfang an in der Partei und wurde Vorsit-

zender des nordrheinischen Technik-Werks der Nazis. 1936 begegnete er der zwölf Jahre jüngeren Veronica, die er heiratete. Im darauffolgenden Jahr siedelte er nach München über, wo er dem Technischen Institut, einer NS-Organisation, beitrug und unter Dr. Fritz Todt arbeitete. Die Berufung dorthin bedeutete einen entscheidenden Einschnitt in seiner beruflichen Laufbahn. Todt war ein stiller, zurückhaltender Techniker, Vater der deutschen Autobahnen. Er war frühzeitig in die Partei eingetreten und genoss die Achtung Hitlers und des engsten Führungskreises der Nazis. Wegen seiner Loyalität und seines Sachverstands dekorierte ihn Hitler mit einem der wichtigsten Posten des Dritten Reichs, dem des Reichsministers für Bewaffnung und Munition. Das Rüstungsministerium war die für die Absicherung der deutschen Kriegsanstrengungen entscheidende Behörde.

Zwischen Todt und Saur entwickelte sich ein ausgezeichnetes Verhältnis. «Todt und mein Vater mochten sich wirklich», sagt Klaus. «Er zählte zu den grössten Persönlichkeiten und besten Freunden im Leben meines Vaters. In einem von Todts Vorträgen hiess es: ‚Saur ist ein denkender, schaffender und fühlender Mensch wie ich selbst‘. Das war das grösste Kompliment seines Lebens. Und auf einer berüchtigten Naziveranstaltung begann Todt seine Rede mit den Worten ‚Herr Saur und alle anderen‘. Damit nahm mein Vater bei Todt einen besonderen Platz ein.» Karl jun. bestätigt, dass Todt im Leben seines Vaters eine Schlüsselfigur darstellte. «Todt wäre er unter allen Umständen treu geblieben», meint Karl. «Der Einzige, der ihm vielleicht noch mehr bedeutete, war Hitler. Aber Hitler war ohnehin ein Sonderfall für Leute wie meinen Vater, in deren Leben Hitler eine einzigartige, unantastbare Stellung einnahm.»

Im Jahre 1938 schlug Todt dem angesehenen Deutschen Museum vor, die Zahl der Nazivertreter im Vorstand durch die Aufnahme Saur zu erhöhen. Todt behauptete, Saur sei der beste Organisator in der Partei. Die Museumsdirektoren nahmen aber den Antrag zunächst einmal gar nicht zur Kenntnis, und als man sie drängte, lehnten sie ab. «Es war 1938 wirklich mutig, den Nazis so dreist entgegenzutreten», sagt Klaus. «Nach dem Krieg, 1954, war mein Vater so naiv, an das Deutsche Museum zu schreiben und um die Erlaubnis zu ersuchen, am Eingang zur Bibliothek einen Buchladen einzurichten. Auf den ersten Brief reagierten sie nicht, aber als er nicht locker liess, sagten sie Nein.

Wenn sie ihn schon vor dem Krieg als Nazirepräsentanten nicht mochten, warum sollten sie danach mit ihm Geschäfte machen wollen.» Heute sitzt Klaus im Beirat des Deutschen Museums. Es ist der Beirat desselben Vorstands, in den sein Vater vor einem halben Jahrhundert so gern berufen worden wäre.

Die Absage des Deutschen Museums war allerdings nur eine unbedeutende Niederlage. Unter Todts fürsorglicher Aufsicht ging es mit Saur's Karriere voran, und so konnten er und seine Frau eine Familie gründen. Ab 1937 wurde Veronica Saur jedes Jahr schwanger, mit Ausnahme von 1943. Ein Töchterchen starb bereits acht Wochen nach der Geburt, und eine weitere Schwangerschaft endete mit einer Frühgeburt. Die fünf Kinder der Saur's, alle in jener Zeit geboren, wuchsen in einem weltlichen, sehr autoritären Hause auf.

Doch Saur fand wenig Zeit für die Familie, nachdem der Krieg im September 1939 begonnen hatte. In Todts Ministerium wurde Saur zum Chef des Technischen Amtes ernannt; in dieser Funktion war er für die Planung und Durchführung der Produktion moderner Waffen zuständig. Gemeinsam mit Xaver Dorsch, einem weiteren wichtigen Gefolgsmann Todts, gehörte Saur zu den meistgeachteten Führungskräften und Fachleuten im Ministerium. Todt übergab seine Berichte Hitler gern persönlich, und so wurde er oft von Saur und Dorsch begleitet, die dann die eher technischen Aspekte erläutern konnten. Das sicherte Saur bereits in den frühen Phasen des Kriegs einen persönlichen Kontakt zum Führer, was ihm Prestige in der NSDAP einbrachte. «Während des Kriegs wurde jede Maschinenfabrik dem Rüstungsministerium unterstellt, das heisst, mein Vater war ein richtig grosser Chef, jedes Unternehmen war ihm rechenschaftspflichtig», erzählt Klaus. «Und in dieser Zeit zahlte es sich nicht aus, ein Gentleman zu sein. Also übte er auf sie [die Unternehmen] starken Druck aus, damit sie ihre Pflicht für die Kriegsproduktion erfüllten. Es kam vor, dass er sich nachgiebig und sehr freundlich zeigte, aber in der Arbeit trieb er sie ständig an. Er war eine sehr anmassende Erscheinung, nur etwa einssiebzig gross, wog aber über hundert Kilo. Er war äusserst lautstark und brüllte oft. Am Münchner Technischen Institut gab es einen Witz; man fragte: ‚Was ist das für ein Lärm?‘ und bekam zur Antwort: ‚Herr Saur spricht mit Berlin‘, und dann wurde zurückgefragt: ‚Kann er dazu nicht ein Telefon benutzen?‘ Als ich nach Kriegsende mit ihm in einem Büro mit fünf Zimmern arbeitete, brüll-

te er immer zu mir herüber, wenn er etwas wollte, und man konnte ihn vom ersten bis zum letzten Raum hören.»

Unter den deutschen Industriellen mochte der fleischige, rotgesichtige Saur mit seinem schroffen Verhalten nicht viele Freunde gefunden haben, doch die Naziführung bewunderte seine auf Leistung ausgerichtete Abteilung. Dann, am 8. Februar 1942, vernahm Saur fassungslos die Nachricht, dass sein Mentor Dr. Todt bei einem Flugzeugabsturz ums Leben gekommen war. Am selben Tag ernannte Hitler seinen Architekten Albert Speer zu Todts Nachfolger.

«Mein Vater war ausserordentlich bestürzt; Todts Tod ging ihm sehr nahe», sagt Klaus. «Aber gleichzeitig zeigte er sich beeindruckt, dass Hitler so rasch einen Nachfolger benannte. Speer war ihm sehr willkommen. Er hatte ihn schon getroffen, kannte ihn aber nicht gut. Es gab keine Zeit zum Diskutieren oder Überlegen.»

Karl jun. meint, sein Vater habe angenommen, man würde ihn zum Nachfolger ernennen, wenn Todt etwas zustossen sollte. «Sowohl mein Vater als auch Dorsch hatten geglaubt, sie könnten Todts Stelle einnehmen. Aber mein Bruder hat insofern recht, als Speers Ernennung wenig Zeit zum Nachdenken liess. Zum erstenmal in seiner beruflichen Laufbahn hatte man ihn einem Chef unterstellt, der jünger war als er selbst. Daran musste er sich erst gewöhnen, fand sich aber schliesslich damit ab.» Speer war sich seiner eigenen Qualifikation für diese neue Stellung ungewiss, also stützte er sich stark auf Saur und Dorsch und nahm sie zu beinahe jeder Unterredung mit Hitler mit. Doch allmählich verzweifelte Hitler am Unvermögen des Rüstungsministeriums, die trotz abnehmender Ressourcen immer anspruchsvolleren Produktionsziele zu erfüllen. Sein Zorn richtete sich allerdings auf Speer, nicht auf dessen zwei ranghöchste Mitarbeiter. Wie Speer später in seinen Erinnerungen schrieb, bemerkte er im Sommer 1943 eine Veränderung in Hitlers Verhalten, und im Herbst heisst es bei Speer: Jedenfalls dürfte ... Hitler die Gewohnheit angenommen haben, sich mit Saur zur Durchgabe der Monatsmeldungen verbinden zu lassen.» Speer nahm zur Kenntnis, dass Saur ein alter Parteigenosse war und gut mit Hitlers Sekretär Bormann auskam. Und so begann er sich in seinem «eigenen Ministerium allmählich unsicher zu fühlen». Speer war davon überzeugt, dass Saur und dessen guter Freund Dorsch seine Absichten in ihren Ämtern vereitelten.

Die Lage verschlimmerte sich während Speers Krankheit zwischen Januar und Mai 1944. Er versuchte zwar, die Geschäfte des Ministeriums von seinem Krankenzimmer aus zu leiten, doch ermöglichte seine nur sporadische Anwesenheit es Saur und Dorsch, näher an Hitler heranzurücken. Im Februar gelangte Speer zu dem Entschluss, ein ‚Jägerstab‘ sei notwendig, um der Krise in der Flugzeugproduktion Herr zu werden, und er schlug Karl Hanke, den Gauleiter von Niederschlesien als dessen Chef vor. Brüsk setzte sich Hitler über diese Wahl hinweg und benannte Saur für den Posten. Im März benutzte dann Göring sowohl Saur als auch Dorsch, um sich selber Hitler gegenüber zu profilieren. Auf diese Weise hoffte er, Speers Einfluss mit dessen eigenen Verbündeten zu untergraben.

«Mein Vater erzählte mir einmal, Hitler habe ihm 1944 gesagt, wenn er '42 gewusst hätte, wie gut Saur war, und wenn er ihn damals so gut gekannt hätte, dann würde er ihn statt Speer zu Todts Nachfolger ernannt haben», berichtet Klaus. «Mein Vater war darauf sehr stolz. Und ich dachte nur immer: ‚Was denn, bist du so dumm? Weisst du nicht, dass du dann an Speers Stelle zwanzig Jahre im Zuchthaus gesessen hättest?‘ Ich konnte ihm das unmöglich sagen, denn dann hätte er nie wieder mit mir darüber gesprochen.

Noch eine andere Geschichte erzählte er, die zeigt, wie sehr Hitler ihn mochte. Einmal machten er und Hitler einen Spaziergang, und Hitler sagte: ‚Saur, Sie haben nur einen niedrigen Rang. Soll ich Sie nicht zum Staatssekretär machen?‘ Und mein Vater erwiderte: ‚Glauben Sie, mein Führer, dass ich gern auf einer Ebene mit den anderen Dummköpfen wäre?‘ Und Hitler gab lachend zurück: ‚Gut, dann bleiben Sie eben Saur, das ist besser als ein Staatssekretär.‘»

«Noch von einem anderen Ereignis erzählte er uns nach dem Krieg oft», entsinnt sich Karl jun. «Heiligabend 1942 oder 1943 telefonierten Hitler und mein Vater miteinander. Und am Ende des Gesprächs wünschte Hitler ihm auf eine sehr familiäre Weise Frohe Weihnachten. Das war für meinen Vater ein ganz wichtiges Zeichen, dass er mit dem Führer auf einer persönlichen, engen Ebene verkehrte.»

«Mein Vater interessierte sich nie für Statussymbole», meint Klaus. «Sein Interesse galt der Macht und der völligen Kontrolle über die Rüstungsproduktion; Titel hingegen bedeuteten ihm nichts.»

Saur hatte wachsenden Erfolg in seinem Machtstreben. Neben seiner Arbeit für die Luftwaffe besass er die alleinige Verantwortung für die Panzerproduktion zu einer Zeit, in der die Verluste auf den Schlachtfeldern zunahmen. Saur aggressiv-optimistisches Herangehen gefiel im Führerhauptquartier. Als der Generalquartiermeister Eduard Wagner im Juni 1944, so berichtet Speer, die Lage an der Ostfront in den allerschwärzesten Farben schilderte, «kanzelte ... Saur den viel älteren Generalquartiermeister, unterstützt von Hitler, wie einen Schuljungen ab». Hitler gefiel Saur's Schroffheit, die er stets zugunsten des Nationalsozialismus einsetzte.

Am 21. Juli 1944, dem Tag nach Oberst Claus von Stauffenbergs fehlgeschlagenem Bombenattentat auf Hitler, wurden die wichtigsten Naziminister zur Gratulationscour in das Führerhauptquartier gebeten. Speers Einladung war die Bitte beigefügt, Saur und Dorsch mitzubringen. Allen anderen Ministern wurde nahegelegt, ihre Stellvertreter zu Hause zu lassen. Beim Empfang, erinnert sich Speer, begrüßte Hitler sie «ostentativ herzlich, während er an mir mit einem achtlosen Händedruck vorüberging». Saur und Dorsch wurden sogar zum Nachtee des internen Kreises geladen, während man Speer übergang. Saur revanchierte sich für die Freundlichkeit. Dem Attentat vom 20. Juli folgte eine Welle von Verfolgung und Vergeltung. Saur denunzierte zwei Offiziere des Heereswaffenamts, General Schneider und Oberst Fichtner. Er hörte Schneider klagen, Hitler sei unfähig, technische Fragen zu beurteilen; Fichtner hatte nicht mit aller Energie neue Panzertypen gefördert. Hitler nahm die Denunziation zur Kenntnis und liess die Männer verhaften. Speer intervenierte zwar, so dass sie freikamen, doch durften sie nicht mehr im Heereswaffenamt beschäftigt werden.

Klaus ist überzeugt, dass sein Vater die im Dritten Reich angehäufte Machtfülle genoss, doch glaubt er nicht, dass die Ideologie ihn antrieb. Auch die Tatsache, dass der Vater seine Kollegen der Gestapo auslieferte, bringt ihn nicht davon ab. «Es war beruflicher Ehrgeiz, der ihn während des Kriegs anstachelte, nicht die Ideologie. Da bin ich sicher. Er war sehr pragmatisch.» Karl jun. stimmt seinem Bruder in letzterem zu, «aber er war auch ein Opportunist. Aus vielen Situationen zog er Vorteil für seine Karriere, und oft tat er es, ohne darüber nachzudenken, ob sein Tun richtig war oder nicht.»

Sein Pragmatismus erlaubte es Saur, mehreren mit dem «Makel» jü-

dischen Bluts behafteten Deutschen zu helfen. «Er war kein eigentlicher Antisemit», sagt Klaus. «Er erzählte mir von mehreren guten jüdischen Freunden. Er sagte, ein paar wären gut, und er akzeptiere sie, obwohl viele seiner Ansicht nach Probleme hätten und für Deutschland nicht gut seien. Im Krieg half er einer ehemaligen Schulfreundin, Mary Diamond. Sie war Jüdin, und er war ihr behilflich, in die Schweiz auszureisen. Und dann half er noch Dr. Wilhelm Haspel, Vorstand von Daimler-Benz. Als Haspel meinem Vater 1939 zum erstenmal begegnete, hielt er ihn für zu politisch, aufdringlich und schrill. Nach vielen Zusammenkünften fand er heraus, dass mein Vater eigentlich ein recht weicher Typ war, und dass es ihm stets darum ging, sein Bestes für die Rüstung zu geben, egal ob unter Hitler oder unter dem Kaiser. 1944 kam Haspel zu meinem Vater und sagte, er müsse zurücktreten, weil er den Druck nicht mehr ertragen könne. Seine Frau war Jüdin und er kein Parteimitglied. Inzwischen versuchte Goebbels, sowohl Haspel als auch seine Frau ins KZ zu bringen. Mein Vater sagte, wenn er zurückträte, könne er ihm nicht mehr helfen, und Haspel machte weiter. Sonst hätte er in Deutschland nie überlebt. Nach dem Krieg blieb er dann Vorstand von Daimler-Benz. Aber jetzt, weil er kein Nazi gewesen war und eine Jüdin zur Frau hatte.

Dem Vorsitzenden des Vereins deutscher Ingenieure, Dr. Matchoss, half mein Vater genauso, und er erzählte es auch später den Alliierten. Otto Meyer, auch ein Generaldirektor, hatte eine Halbjüdin zur Frau, und wieder war es mein Vater, der ihn vor Goebbels in Schutz nahm. Er sagte, all diese Leute hätten den Kriegsanstrengungen kritisch gegenübergestanden.

Ich würde gern denken, dass mein Vater das aus irgendwelchen menschlichen Erwägungen tat, aber für ihn war es absoluter Pragmatismus», sagt Klaus. «Er stellte sich lediglich vor, dass ein Nachfolger auf ihrem Posten nicht so geeignet wäre und ihm die Arbeit erschweren würde. Hätte ihn ein Unbekannter um Hilfe gebeten und zu ihm gesagt: ‚Bitte, helfen Sie mir und meiner jüdischen Frau‘, dann hätte er gefragt: ‚Warum sollte ich?‘» «Ich habe keine Illusionen über sein Engagement für Deutschland und das Dritte Reich», sagt Karl jun. «Da mein Vater für die Waffenproduktion zuständig war, konnte er jeden Abend ohne das Schuldgefühl, an dem Tag persönlich für den Tod eines Menschen verantwortlich zu sein, zu seiner Familie nach Hause kommen. Aber selbst wenn mein Vater zum Beispiel die Wei-

sung erhalten hätte, die Produktion von mobilen Vergasungswagen oder ähnlichem zu beaufsichtigen, hätte er das, glaube ich, getan. Er hätte es für seine Pflicht gehalten.»

Sein Pragmatismus machte es Saur auch leichter, mit der Desillusionierung fertigzuwerden, als Hitler Ende 1944 unrealistische Produktionsziffern anordnete. Im Herbst wollte der Führer die Jäger-Produktion einstellen und stattdessen die Herstellung von Flaks beinahe über Nacht verfünffachen. Weder Saur noch Speer hielten diese Absicht für durchführbar, und nachdem es beiden nicht gelungen war, Hitler davon abzubringen, entschlossen sie sich, den Befehl nicht zu befolgen. Es war das erste Mal, dass sie einem Befehl nicht gehorchten. Dennoch verliess sich Hitler weiterhin eher auf Saur als auf Speer. Diese Neigung kam auf einer Lagebesprechung im Oktober 1944 deutlich zum Ausdruck, als Hitler in Gegenwart aller Generäle und Speers verkündete: «Wir haben das Glück, in der Rüstung ein Genie zu besitzen. Das ist Saur. Von ihm werden aber auch alle Schwierigkeiten überwunden.» General Wolfgang Thomale wandte taktvoll ein: «Mein Führer, Minister Speer ist hier.» ‚Ja, ich weiss‘, erwiderte Hitler unwillig, «aber Saur ist das Genie, das die Lage meistern wird.» Bei einer Besprechung mit Goebbels, Saur und Speer am 4. Januar 1945 nahm Hitler Speer überhaupt nicht zur Kenntnis und sprach nur mit Saur. Als die Zusammenstösse mit Hitler sich mehrten, entschloss sich Speer, Saur die Verantwortung für fast die gesamte Rüstungsproduktion zu übertragen. Im Februar demütigte Saur seinen Vorgesetzten bei mehreren strategischen Lagebesprechungen, in denen er viel optimistischere Prognosen abgab als in den ministeriumsinternen Berichten. Ungläubig sah Speer auf einer OKW-Besprechung zu, als «Hitler und Saur in Verzückung gerieten über die verheerenden psychologischen Auswirkungen eines Luftangriffs auf die Wolkenkratzer Schluchten von New York». Den ganzen März hindurch, unter zunehmendem russischem Artilleriehagel, vertrat Saur allein das Rüstungsministerium bei den Besprechungen im Führerbunker.

Klaus' früheste Erinnerungen an den Vater reichen in die Hektik des nahenden Kriegsendes zurück. Er war damals drei Jahre alt. «Ich erinnere mich, ich spielte im Garten bei unserem Haus; wir hatten dort einen grossen Park, und in der Nähe befand sich ein Bahnhof. Ich erinnere mich an die Zimmer und sogar an einzelne Möbel. Mein Vater wohnte im Krieg bei uns, aber er arbeitete viel und kam meist erst

spätabends heim. Er hatte ein grosses Auto mit einem Fahrer und war immer in Begleitung von einem oder zwei Assistenten und einer oder zwei Sekretärinnen. Ich wusste nichts von seiner Bedeutung. Das Haus war zwar ein Palast, und er hatte seine Bediensteten und ein grosses Auto, aber ich hielt das für normal.

1944 und '45 gab es nur schlechte Meldungen über den Krieg, und er stand immer kurz vor dem Explodieren. Niemandem erlaubte er, im Auto ein Wort zu reden. Und alle hofften, dass er meine Schwester, die nur ein Jahr älter ist als ich, im Auto mitnähme, denn das mochte er sehr gern. Er nahm sie öfter den letzten Kilometer bis nach Hause mit. Niemand sonst in der Familie ist jemals in seinem Auto mitgefahren.

In den Kriegsjahren haben wir nicht viel von der Strenge meines Vaters gemerkt. Und meine Mutter führte in materieller Hinsicht ein gutes Leben, sie war gut zu uns, sehr liebevoll.»

Klaus spürte also kaum die harte Hand des Vaters, und doch bemerkte er dessen Enttäuschung über die zusammenbrechende deutsche Kriegsmaschinerie. In den letzten Wochen des «Tausendjährigen Reichs» bemühte sich Saur geduldig, Hitler von seinen Forderungen nach neuen Panzern, Raketen, Flugzeugen und gesteigerter Stahlerzeugung abzubringen. Er war einer der letzten Nazibeamten, die in den Endtagen den Führerbunker aufsuchten. Als wenige Stunden nach Hitlers Selbstmord am 30. April 1945 dessen Testament eröffnet wurde, gewährte Saur, in welchem Masse er das Vertrauen des Führers genossen hatte.

Während Saur in dieser Endphase Hitler zur Seite stand, wurde die Familie nach Süden geschickt, um nicht in die Hände der Roten Armee zu fallen. «Wir machten uns zu Fuss auf den Weg», erinnert sich Klaus. «Ich erinnere mich zum Teil an diese lange Wanderung, an die vielen Menschen auf den Strassen, aber es ist mir als etwas Interessantes, nicht als etwas Tragisches im Gedächtnis. Im Süden nahm uns ein evangelischer Pfarrer für drei Monate auf. Nur meine Mutter, fünf Kinder und ihre Schwester. Ich kann mich an keine Bombardements in dieser Zeit erinnern, aber später hörte ich, dass es überall um uns herum eingeschlagen hatte.

Niemand wusste, wo sich mein Vater in jener Zeit aufhielt. Meine Mutter wusste nicht, ob er noch am Leben oder schon tot war. Ende '45 wurden wir in die Nähe von München zum Bruder meiner Mutter

geschickt. 1946 zogen wir dann in das Haus unserer Grosseltern bei Düsseldorf, und in diesem Jahr erfuhren wir, dass unser Vater noch lebte und von den Amerikanern gefangengehalten wurde.»

Was die Familie Saur nicht wusste, war die Tatsache, dass sich Karl im April 1945 als Hauptkriegsverbrecher der Nazis auf den Suchlisten des CIC, des Abwehrdienstes der U.S. Army, befand. In einer vertraulichen CIC-Information findet sich die Bemerkung, dass Informanten zufolge «Sauer [*sic*] anstelle von Speer beim Nürnberger Prozess aussagen sollte ...» Schliesslich wurde er am 26. Mai 1945 von der Siebten US-Army in der Nähe von München aufgegriffen. Beamte des amerikanischen Geheimdienstes begannen unverzüglich mit seiner Vernehmung. Im Juni wurde er nach Chesnay überführt, einem Schlösschen in Versailles, das die Amerikaner zeitweilig als Gefängnis nutzten. Chesnay war die zentrale Clearingstelle speziell für Wissenschaftler, Techniker, Flugzeugkonstruktoren, Landwirtschafts- und Kommunikationsexperten. Speer befand sich bereits in Gefangenschaft in Chesnay, als man Saur einlieferte. Britische und amerikanische Geheimdienstbeamte trafen Anfang Juli ein. Speer, Saur und andere entschlossen sich, in den Fragen nach technischen Auskünften kooperativ zu sein. Speer erinnert sich später: «Ich konnte nicht viel beitragen; Saur besass die weitaus bessere Detailkenntnis.»

Saurs Kooperationsbereitschaft in Chesnay mag einer der Gründe dafür gewesen sein, dass die Alliierten ihn nicht auf die Liste der Angeklagten setzten. Mehrere Dutzend deutsche Wissenschaftler entgingen der Anklage, weil sie nach dem Krieg am Raketenprogramm der USA mitarbeiteten. Saur konnte zwar nicht von solchem Nutzen sein, aber seine Bereitschaft gereichte ihm keineswegs zum Nachteil. Der amerikanische Abwehrdienst und das Sicherheitskommando weigern sich noch heute, hundertachtundzwanzig Seiten des Saur-Verhörs freizugeben. Trotz Berufung auf das Gesetz über Informationsfreiheit hält man sie zurück, weil die in ihnen enthaltenen Informationen für so delikats angesehen werden, dass die Dokumente noch immer dem Geheimnisschutz unterliegen.

Ein weiterer Faktor, der Saur wahrscheinlich zu seiner Freiheit verhalf, war sein Versprechen, sich in einem geplanten Verfahren gegen den prominentesten deutschen Industriellen, Alfred Krupp, kooperativ zu zeigen. Saur willigte ein, auf Seiten der Anklage gegen den

neununddreissigjährigen Vorsitzenden des ältesten und berühmtesten deutschen Maschinenbau-Imperiums auszusagen, ein Entschluss, der – das wusste er – von Deutschlands Machtelite verurteilt werden würde. Aber für den praktischen Saur war ein solcher Deal einem Prozess gegen ihn selbst vorzuziehen.

Krupp sollte zusammen mit den zweiundzwanzig Hauptangeklagten des ersten Nürnberger Prozesses vor Gericht stehen. Doch die Alliierten klagten irrtümlich seinen senilen fünfundsiebzigjährigen Vater an. Als sie sich ihres Irrtums bewusst wurden, wollte das Nürnberger Tribunal den Prozess nicht länger hinauszögern, nur um Alfred mit auf der Anklagebank zu haben. Das Verfahren wurde auf fast zwei Jahre hinausgeschoben. Während dieser Zeit behielten die Alliierten Saur in Gewahrsam.

Karl jun. überrascht die Kooperation seines Vaters mit amerikanischen Behörden nicht. «Er achtete die technischen Fähigkeiten der USA und hatte sogar mit Hitler seinen Wunsch erörtert, nach einem Sieg Deutschlands zum Botschafter in den USA ernannt zu werden. Nach der Niederlage der Nazis, die einen weiteren grossen Fehlschlag im Leben meines Vaters bedeutete, hielt er es längerfristig für das Beste, mit den Vereinigten Staaten zusammenzuarbeiten. Ich bin sicher, er erwartete, dass man ihn in die USA einladen und an die Spitze eines Bereichs ihrer Industrieproduktion setzen würde. Er dachte, man würde ihn genauso wollen wie Wernher von Braun.² Enttäuscht musste er hinnehmen, dass nie eine Einladung an ihn erging.

Hätte er gewusst, dass sich die deutsche Industrie innerhalb weniger Jahre wieder erholen würde, hätte er wohl kaum eingewilligt, gegen Krupp auszusagen. Diese Entscheidung ist ihm in seiner Nachkriegskarriere teuer zu stehen gekommen. Sie hat ihm in Deutschland viele Feinde eingebracht, denn Krupp war mächtig und besass viele Freunde an den entscheidenden Stellen.» Während Saur auf seine Aussage gegen Krupp wartete, wurde er 1947 nach Nürnberg und dann in ein kleineres Internierungslager nach Neustadt bei Düsseldorf gebracht. Der fünfjährige Klaus besuchte den Vater in Neustadt. «Es war herrlich, als ich ihn in seinem Lager besuchte. Von der Familie war keiner weiter da. Man hatte mich für eine Woche zu ihm geschickt. Da gab es Schokolade und solche Sachen. Viele alte Nazis lebten dort, und sie waren alle sehr nett zu mir.

Rückblickend finde ich das interessant, denn ich wusste, die Deutschen hatten den Krieg verloren, und das war eine grosse Tragödie, aber damals hatte ich nicht den Eindruck, dass es mit den Nazis irgendein Problem gab. Nie dachte ich: ‚Warum ist mein Vater in diesem Lager, und warum ist er immer so traurig?‘ Karl jun., zu jener Zeit drei Jahre alt, besitzt nur bruchstückhafte Erinnerungen an seinen einzigen Besuch seines Vaters im Neustädter Lager. «Ich entsinne mich der Bahnfahrt mit der Mutter und dann einer Fahrt im Jeep ins Lager mit einem amerikanischen GI. Die einzige Erinnerung an meinen Vater ist, dass er im Lager mit meiner Mutter ein Mittagsschläfchen hielt. Ich kann mich erinnern, wie ich derweil die Baracken erkundete und zwischen den Wachposten herumwanderte.»

Als Klaus und Karl 1947 ihren Vater besuchten, hatte man Albert Speer im Nürnberger Hauptprozess bereits abgeurteilt. Saur wurde nicht einmal als Zeuge geladen, obwohl Speer seinen Namen an einem entscheidenden Punkt seiner Aussage erwähnte. Der amerikanische Ankläger konfrontierte Speer mit einer belastenden Notiz vom 17. April 1944. In der von Speer unterzeichneten und an Himmler gerichteten Mitteilung wird um die Bereitstellung von hunderttausend Zwangsarbeitern gebeten, die von Transporten ungarischer Juden nach Auschwitz abgezweigt werden sollten. Speer leugnete hartnäckig, das belastende Dokument, mit dem er der Verwendung von Sklavenarbeitern bezichtigt wurde, geschrieben zu haben. «Ich habe das nicht geschrieben», behauptete er. «Saur war der Verfasser dieses Schriftstücks. Es ist ausgeschlossen, dass ich daran beteiligt war, denn zu dem Zeitpunkt war ich krank.» Saur sei bevollmächtigt gewesen, mit seinem, Speers, Namen zu unterzeichnen, und überdies habe er von den ungarischen Juden erst mehrere Monate später erfahren. Niemals forderten die Alliierten Saur auf, Speers Behauptung zu widerlegen, und auch die Speer-Anwälte luden ihn nicht vor, um sie zu bestätigen.

Klaus ist davon überzeugt, dass Speer wütend auf seinen Vater war, weil dieser sich der Anklage entzogen hatte. «Speer ist vor allem deshalb so schlecht auf meinen Vater zu sprechen, weil mein Vater nach seiner Überzeugung ein viel engagierterer Nazi gewesen war. Speer setzte sich auch viel stärker dafür ein, dass zum Beispiel diese Stadt nicht zerbombt oder jene Brücke nicht in die Luft gejagt würde. Und mein Vater hatte Hitler bis zur letzten Minute sehr nahegestanden. Während seines eigenen Prozesses muss Speer sich gefragt ha-

ben, warum er wohl zwanzig Jahre im Gefängnis absitzen sollte, während Saur frei herumliefe.»

«Ich denke, Speer geht hart mit meinem Vater und sehr nachsichtig mit sich selber um», sagt Karl jun. «Er schrieb seine Memoiren, um sich reinzuwaschen. Ich hielt Speers Ansichten über meinen Vater einmal für ziemlich unfair. Doch mit der Zeit habe ich meine Meinung geändert. Ich glaube zwar noch immer, dass Speer sein eigenes Tun herunterspielen will, aber in Bezug auf meinen Vater hat er wohl recht.»

Während Speer in Nürnberg vor Gericht stand, Saur sich indes im Gewahrsam befand und entnazifiziert wurde, bemühte sich die Familie Saur, sich an das ganz anders geartete Nachkriegsleben zu gewöhnen. Die Familie hatte ihr grosses Haus, ihre Autos, zahlreiche Bedienstete und andere Privilegien ihres Lebens in der Nazizeit eingeübt. «Von '45 bis '47 war meine Mutter krank», entsinnt sich Klaus. «Ab 1946 musste sie mehrmals am Hals operiert werden, und das ging so bis 1950. Ihre jüngere Schwester wohnte bei uns; sie war sehr hilfsbereit und nett, aber sehr gestresst. Sie sprach sehr gut Englisch und bekam eine Anstellung bei einem britischen Offizier in Düsseldorf.» In dieser Anstellung verdiente sie recht gut, konnte damit die Familie unterstützen und kam an Waren heran, die für andere Deutsche unerreichbar waren. Trotzdem erinnert sich Klaus daran, oft eine «dünne Wassersuppe» gegessen zu haben; er entsinnt sich auch ständiger Zwistigkeiten zwischen seiner Mutter und ihrer Stiefmutter. «Aber ich empfand das nicht als schlimm, damals nicht», sagt er.

Kurz bevor Saur freigelassen wurde und zu seiner Familie zurückkehren durfte, hatte er seinen Auftritt im Krupp-Verfahren. Die Alliierten hatten sich fast zwei Jahre lang auf diesen Augenblick vorbereitet. Saur's Auftritt am 8. Juni 1948 verblüffte das Gericht und Krupps siebenunddreissig Verteidiger unter Otto Kranzbühler, dem jungen Marineoffizier, der schon während des ersten Nürnberger Prozesses Grossadmiral Dönitz verteidigt hatte. Krupps Verteidigerteam war hilflos gegenüber Saur. Zu nahe war dieser dem Führer gewesen, zu viel wusste er, und an Begebenheiten erinnerte er sich in allen Einzelheiten. Am stärksten belastete seine Aussage, dass Alfried, ein zahlendes Mitglied der SS, direkt bei Hitler intervenierte, um Auschwitz-Juden als Sklavenarbeiter einsetzen zu können. Alfried war es, der

dem Führer das Konzept «Ausrottung durch Arbeit» vortrug. Saur Zeugenaussage liess sich nur begegnen, indem man seinen Charakter in Zweifel zog, und so machten sich Krupps PR-Leute an die Vergeltungsaktion. In Presseberichten, die von Krupp koordiniert wurden, nannte man Saur ein «dreckiges Schwein» und setzte seine Glaubwürdigkeit der von Goebbels gleich. Kranzbühler sagte, Saur sei «wie ein chinesischer Mandarin, ein Mann, der alle nur denkbaren Möglichkeiten in einer Diktatur ausnutzt» und es dann für zweckmässig hält, «vorzutäuschen, er sei nur Laufbursche gewesen». In einem boshaften Artikel wurde Saur beschuldigt, eigentlich das Zwangsarbeitsprogramm verkörpert zu haben, und es wurden Beispiele für seine «flegelhaften Manieren» und seinen «Rassismus» zitiert. Das Ganze endete mit der Erklärung, nicht Krupp, sondern Saur habe auf die Anklagebank gehört.

Krupp wurde dennoch verurteilt, und Saur Zeugenaussage war entscheidend. Das Gericht verhängte gegen Krupp eine Gefängnisstrafe von zwölf Jahren und erklärte, er gehe gleichzeitig seines gesamten Grundbesitzes und seines persönlichen Vermögens verlustig. Doch Krupp sass nur wenig mehr als ein Jahr ab, sein Urteil wurde von US-Hochkommissar John J. McCloy umgewandelt. Auf seine schnelle Freilassung erhielt der Industrielle noch eine Draufgabe: Sein gesamtes Vermögen wurde ihm zurückgegeben; McCloy hatte entschieden, die Strafe sei zu hart gewesen.

Saur hatte nicht soviel Glück, was die Wiedererlangung einstigen Ruhms aus den Kriegstagen betraf. Bei seiner Rückkehr zur Familie Mitte 1948 stand der sechsundvierzigjährige Ingenieur völlig mittellos da, und überdies hatten die Alliierten verfügt, er dürfe keine Führungsposition in der Industrie einnehmen. Mit ihren fünf Kindern bezogen die Saur ein kleines einstöckiges Haus in der Nähe von München. Ein früheres Dienstmädchen, das nicht mehr für sie tätig war, und ihr Kind machten die Wohnbedingungen noch beengter. «So lebten wir neun», erinnert sich Klaus, «auf einem Raum, der eigentlich höchstens vier oder fünf Personen Platz geboten hätte. Heute würde man zu zweit dort leben. Anfangs hatten wir genug zum Überleben, obgleich ich mich daran erinnere, dass wir stets an grosstem Geldmangel litten. Das war ganz klar. Und dann gerieten wir in die schwierige Situation.»

Fast unmittelbar nach seiner Freilassung erhielt Saur eine Stelle als

Berater eines Handelsunternehmens. Sein technisches Wissen war noch nicht veraltet, und so erschien die Anstellung als vielversprechend. Was Vater Saur nicht wusste, seine Söhne aber seitdem in Erfahrung gebracht haben: Jemand hatte sich bei der Firma über Saur's Nazivergangenheit beschwert, und so verlor er die Stelle genauso schnell, wie er sie erhalten hatte.

«Er vermochte keine Stelle zu bekommen, die ihm zusagte», entsinnt sich Klaus. «Sehen Sie, zwischen '45 und '48 kehrten viele führende Naziindustrielle wieder in Führungspositionen der deutschen Wirtschaft zurück – da änderte sich nichts. Er hatte erwartet, dass ihn alle Leute in der Industrie mit offenen Armen empfangen würden, als er 1948 zurückkam. Und er war bass erstaunt und völlig bestürzt, dass die meisten von ihnen absolut nicht; mehr daran interessiert waren, überhaupt mit ihm Kontakt aufzunehmen. So wurde er zunehmend äusserst inflexibel. In der Nazizeit war er auch inflexibel gewesen, aber damals hatte er ein stärkeres Durchsetzungsvermögen. Jetzt war er viel starrer geworden. Mein Vater war solch ein Diktator, und da er keine Untergebenen hatte, unterdrückte er uns völlig. Ich glaube, wenn er geschäftlich erfolgreich gewesen wäre, hätte es zu Hause anders ausgesehen.»

Doch die finanzielle Lage besserte sich nicht. Saur erlitt eine Reihe böser geschäftlicher Misserfolge. Obwohl er Tag für Tag Beratungsaufträgen hinterher war und Stände auf Märkten organisierte, auf denen Kunsthandwerk angeboten wurde, brachte er nur unbedeutende Einnahmen heim. In jener Zeit veröffentlichte Saur einen regierungsamtlichen Bericht über Hydraulik, und 1952 gründete er einen kleinen technischen Verlag. Auf Anregung eines früheren Naziberaters, der es in der Eisen- und Stahlindustrie der Nachkriegsjahre zum Millionär gebracht hatte, entschloss sich Saur 1954, die indische Regierung zu beraten. Erst nachdem er von seinen mageren Ersparnissen viertausend Mark für die Reisevorbereitung ausgegeben hatte, wurde der Auftrag abgesagt. In Klaus' Erinnerung versetzte das seinen Vater in so einen schlimmen Zustand, «dass er nach einer Möglichkeit suchte, Geld aufzutreiben, und wenn er sein persönliches Archiv mit Dokumenten aus den Kriegszeiten verkauft hätte». Im Jahre 1956 plante er aus Anlass des Abschlusses eines grossen Vertrags einen dreitägigen Ausflug mit seiner Familie und einigen Angestellten, aber im letzten Augenblick platzte das Geschäft. «Das war auch wieder typisch», sagt Klaus. «Bei Geschäften zeigte er sich sehr naiv; er gab

das Geld immer schon aus, ehe der Auftrag unter Dach und Fach war.» 1957 verringerte Daimler-Benz den Auftragsumfang um sechzig Prozent. (Mercedes-Vorstand Dr. Haspel, den Saur im Krieg gerettet hatte, war 1954 gestorben.) Das verursachte eine erneute Familienkrise, und die Zahl der Angestellten in der Firma wurde von dreissig auf vier verringert. Um diese Zeit verlor Saur auch einen Beratervertrag mit einer Münchner Firma, weil sein seit dem zweiten Weltkrieg eingefrorenes technisches Wissen veraltet war. Die Krise entschärfte sich erst, als Saur's antifaschistischer Onkel 1958 starb. «Sein Onkel erwähnte ihn in seinem Testament», erinnert sich Klaus. «Das rettete ihn. Er starb zur rechten Zeit.»

«Als er die Erbschaft in Empfang nahm, gab er meiner Mutter zweitausend Mark, um allen Kindern ein paar Sachen zu kaufen», denkt Karl jun. an die Zeit zurück. «Zum erstenmal hatte ich neue Kleidung und nicht die abgelegten Sachen meines Bruders. Aber selbst mit diesem Geld bewegte sich die Firma in den folgenden Jahren am Rande des Bankrotts. Hätten die Behörden die Bücher geprüft, wäre das Unternehmen zugemacht worden. Einmal öffnete ich für meinen Vater einen Umschlag mit einem Kontoauszug und stellte erfreut fest, dass er ein Guthaben von dreissigtausend Mark besass. Ich fand das ziemlich gut, bis ich merkte, dass er das Konto um diesen Betrag überzogen hatte. Diese Unfähigkeit, sein Unternehmen zum Erfolg zu führen, war die dritte grosse Niederlage im Leben meines Vaters nach dem Ruin der Firma seines eigenen Vaters und dem Bankrott der Nazis im Krieg. Das bescherte ihm wirklich einen neuen Tiefpunkt.»

Während ihr Vater um den Unterhalt der Familie kämpfte, besuchten die Brüder unweit ihres Zuhauses eine Schule. Dort hörten sie von der Nazizeit. «Eigentlich sprachen wir zum erstenmal über den Krieg, als ich neun war», erinnert sich Klaus. «Aber die Lehrerin mochte diese Zeit und sprach in ihrem Unterricht positiv über sie. Auf der Schule war auch ein Junge, dessen Grossvater, ein Richter, die Verfassung für die Nazis geschrieben hatte. Und der Vater meines Freundes hatte ihm dabei geholfen. Meine Lehrerin hielt ihm ständig vor: „Ich begreife nicht, wie du so dumm sein kannst. Dein Grossvater war solch ein grosser Mann, und auch dein Vater war wirklich gross, ich weiss nicht, was mit dir los ist? Aber diese Lehrerin hatte keine Ahnung, dass auch mein Vater ein grosser Nazi gewesen war.“

Vor dem Schulunterricht hatte ich von der Familie etwas über den Krieg erfahren. Nicht von meinem Vater, von ihm nie. Er redete ein bisschen mit meinem Bruder darüber, niemals mit mir. Aber meine Mutter sprach davon. Obwohl sie ihn [den alten Saur] nach dem Krieg nicht mochte, hat sie immer gesagt, dass er im Krieg ein Genie gewesen sei. Ich war ein sehr schlechter Schüler, kam mit dem Lernen nur äusserst langsam voran – alle anderen Kinder waren aktiver und intelligenter. Es hiess, von fünf Kinder seien vier in Ordnung und eins etwas dummlich. Das ist kein schlechtes Verhältnis. Zu Hause hatte man ganz und gar keine gute Meinung von mir. Meine Mutter sagte immer: ‚Ein Genie hat dumme Söhne, und deine Dummheit ist die Bestätigung dafür, was für ein Genie dein Vater ist‘. Noch als sich ihr Verhältnis zueinander verschlechtert hatte, bewunderte sie seine Leistungen. Doch das Dienstmädchen sah die Dinge klarer als wir alle. Sie wusste, er war kein Genie, nur eben ein guter Manager in Kriegzeiten. Aber mein Vater hielt sich selber für grossartig.

Im Alter von elf, zwölf oder dreizehn glaubte ich immer, mein Vater sei ein grosser Mann. Die Probleme der Nazizeit wurden mir nie bewusst. Ich wusste, er war ein wichtiger Mann gewesen, und er hatte einen hohen Rang gehabt. Als ich vom Krieg erfuhr, ging ich nicht gleich zu meinem Vater, um das mit ihm zu besprechen. Das war unmöglich. Nie hatte mein Vater etwas besprochen, er hatte lediglich Befehle erteilt.»

Selbst in den späteren Jahren seiner Ausbildung musste Klaus feststellen, dass die Lehrer dem Nationalsozialismus gegenüber nicht sehr kritisch eingestellt waren. «Sie erwähnten nie die Gewalttätigkeiten im Osten», erinnert er sich. «Nie. Ich hatte damals nicht einmal gewusst, dass es so was gegeben hatte. Später hörte ich: ‚Hör mal, das ist alles gelogen. Sieh Dachau an, da ist nichts passiert. Nur dass zum Ende hin die Versorgung etwas knapp wurde, sonst war es nicht so schlimm‘. So oder so ähnlich redeten die Leute im Allgemeinen.»

Auch Karl jun. stellte fest, dass die meisten seiner Lehrer recht wohlwollend über den Nationalsozialismus sprachen. «Sie waren ältere Leute, und da sie diese Zeit erlebt hatten, erinnerten sie sich an sie etwas nostalgisch. Und als ich so zehn, elf Jahre alt war, hatte ich eine ziemlich positive Einstellung zu meinem Vater und seiner Stellung. Ich wusste, er war im Krieg gewesen, und es tat mir leid, dass er so schwer arbeiten musste, um die Familie zu ernähren, und dass alles

so schwierig für ihn war. Aber das änderte sich allmählich, als ich zwölf, dreizehn wurde. Ich las mehr über das Dritte Reich und sah es in einem sehr negativen Licht. Teilweise konnte man das als Auflehnung dagegen ansehen, wie die Lehrer es darstellten.

Da gab es aber auch ein für mich bedeutsames Ereignis, so um 1955, 1956. Im Fernsehen wurde ein Dokumentarfilm über die Ermordung der Juden gezeigt, und ich hielt mich zufällig gerade bei einem Freund auf und sah ihn. Für mich war das alles neu, und es hatte grossen Einfluss auf meine Gedanken über das Reich. Am nächsten Tag erzählte uns sogar ein Lehrer, ein evangelischer Pfarrer in den Vierzigern, dass er den Dokumentarfilm gesehen und der ihn schockiert habe. Er sagte, er habe nie von diesen Morden gewusst, bevor er von ihnen im Fernsehen erfuhr. Der Film hatte eine tiefe Wirkung auf alle, die ihn sahen.» Aber in den fünfziger Jahren machten sich Karl und Klaus nicht allzu viele Gedanken über die Rolle ihres Vaters im Krieg. Da sie mit ihrem Vater zusammenwohnten, machten sie sich eher Gedanken über seine Rolle als Vater. Und ein guter war er nicht. Die Probleme in der Familie liessen sich teilweise auf ein schlechtes Verhältnis zwischen Saur und seiner Frau zurückführen. Die beiden waren sehr verschieden. Saur war Frühaufsteher, ein Landmann, liebte sportliche Betätigung. Veronica war genau das Gegenteil. «Von 1936 bis '45 ging das in Ordnung, denn er war ein mächtiger Mann und besass soviel Geld, wie man nur haben konnte, und er war jung und äusserst erfolgreich», sagt Klaus. «Aber nach dem Krieg spielte sich in ihrer Ehe nichts mehr ab. Und alles, was er vermisste, fand er in seiner Sekretärin. Sie passten sehr gut zueinander.»

«Mein Vater liebte das Familienleben», sagt Karl, «aber er lebte wie ein Single, der zufällig auch eine Familie hat. Ich halte das Verhältnis meiner Eltern zueinander für nicht so schlecht, wie Klaus es beschreibt, aber ich weiss, es gab echte Differenzen zwischen ihnen.»

Nun, die familiären Probleme mögen zum Teil von der schlechten Stimmung in der Ehe hergerührt haben, zum anderen lagen die Schwierigkeiten allerdings im diktatorischen Wesen des alten Saur.

«Meine Mutter riet mir immer: ‚Geh, bevor er kommt, dann hast du keine Probleme‘», erinnert sich Klaus. «Aber nie hätte sie ihm gesagt: ‚Bitte, hör damit auf.‘ Sie haben nie diskutiert. Mein Vater tat das nie.

Er erteilte eben nur Befehle. Eine Diskussion war nie möglich. Es kam häufig vor, dass wir morgens und abends alle nur etwas Marmelade zu essen hatten, während mein Vater Schinken und Käse und immer etwas Kalbfleisch bekam. Wir hatten so etwas nie, nur an Sonntagen. Und es gab stets ein grosses Drama, weil uns das Geld für einen Kühlschrank fehlte und er sein Bier eiskalt wollte. Also mussten wir es ihm jeden Abend holen, mussten ihm kühles Bier aus einer einen halben Kilometer entfernten Kneipe heranschaffen. Aber montags hatte die Kneipe geschlossen. Also trug er uns auf, zwei Flaschen unter fliessendes kaltes Wasser zu stellen. Meistens vergassen wir das. Und das endete immer ganz schlimm für uns. Wir sassen dann stumm da. Wenn wir etwas angestellt hatten, kriegten wir Dresche von ihm.

Ich denke noch daran, wir sassen in diesem einzigen Zimmer, und ich bat meine zweitälteste Schwester, mir in Mathe zu helfen, und sie sagte: ‚Oh, ich kann das auch nicht.‘ Mein Vater hörte das mit, und er war sehr gut im Rechnen, aber ein äusserst schlechter Lehrer, denn bei ihm hiess es lediglich: ‚So und so ist das, verstanden? Wiederhol jetzt.‘ Ich wiederholte es nicht besonders gut, und da gab er mir eine schallende Ohrfeige. Daran kann ich mich noch gut erinnern. Wir wurden eben ganz engstirnig erzogen.» «Er war wie ein Diktator», sagt Karl. «Dabei hatte ich es bei ihm besser als Klaus oder meine Schwestern. Von allen Kindern behandelte er mich am besten. Ich glaube, ich stand ihm am nächsten. Trotzdem hielt ich ihn für sehr schwierig.»

Mit achtzehn Jahren, im Jahre 1959, mochte Klaus die repressive Atmosphäre in der Familie unter der uneingeschränkten Herrschaft des Vaters nicht mehr ertragen. Nach Abschluss der Realschule und eines zweijährigen Studiums an der Handelsschule verliess er als erstes der fünf Kinder das Haus. «Im Jahr darauf wurde mein Vater Grossvater, und das machte ihn ein bisschen menschlicher», erinnert er sich. «Aber in Bezug auf den Krieg blieb er derselbe. Er erteilte immer noch nur Lektionen. Nie las er Bücher über die Zeit. Einmal nannte er einen Zeitungsreporter ein Schwein, weil er im Krieg für die Nazis gearbeitet hatte und nun gegen sie schrieb.

Damals hatte ich meine ersten echten Diskussionen über dieses Thema, über die negative Seite, auf einer Tagung des Börsenvereins in Düsseldorf. Man muss wissen, der Name ‚Saur‘ war nicht so bekannt, und die Leute sprachen mit mir wie mit jedem anderen. Ich sel-

ber sah die Zeit allmählich viel kritischer. Immer kritischer wurde ich bei dieser Neubewertung, bis ich schliesslich den Nationalsozialismus verabscheute.»

Im Jahre 1960 brachte eine Kölner Zeitschrift einen vernichtenden Artikel über Saur. Klaus' erste Reaktion war, den Vater zu verteidigen, und er bemühte sich erfolglos, zu dem Journalisten Verbindung aufzunehmen. Er war davon überzeugt, dass der Autor irrte. «Aber er hatte recht», sagt Klaus. «Heute weiss ich, dass er recht hatte.»

Während sich Klaus' Ansichten über seinen Vater änderten, kehrte er 1963 nach dreijähriger Abwesenheit nach Hause zurück. Er hatte den Vater in dieser Zeit nur sporadisch gesehen, aber noch immer hielt er es für unmöglich, bei seinem starrköpfigen einundsechzigjährigen Vater das Thema Krieg anzusprechen. Nach seiner Rückkehr übernahm er das Verlagsgeschäft der Familie. «Ich lehnte dreimal bessere Angebote ab», erzählt er, «um in der Familienfirma zu arbeiten. Ich hätte lieber die anderen Stellen angenommen und hatte wirklich kein Interesse, nach München zurückzugehen. Es fiel mir sehr schwer, all meine Freunde aufzugeben und mit meinem Vater zu arbeiten. Aber die Firma hätte sonst nicht überlebt.»

Er fand bald heraus, dass das autoritäre Verhalten des Vaters dem Geschäft geschadet hatte. «Ich bereiste Buchläden und Bibliotheken, und ich bin ein sehr optimistischer Mensch, sonst hätte ich das nicht durchgestanden, denn überall hörte ich nur ganz negative Bemerkungen über meinen Vater, sowohl über sein Auftreten als auch über seine Produkte. Ich war froh, dass die meisten Bibliothekare fünfundsechzig waren und kurz vor der Rente standen, so dass es nur wenige Jahre dauern konnte, bis alle diese Leute mit schlechten Erinnerungen an meinen Vater aus dem Geschäft aussteigen würden.»

Als Klaus 1963 wieder ins Familiengeschäft einstieg, war Karl jun. bereits darin tätig. Klaus war 1959 nach Düsseldorf gegangen, und Karl hatte auf Drängen des Vaters die Schule aufgegeben, um in der Firma zu arbeiten. Als Klaus eintraf, hatte Karl jun. das Unternehmen bereits mehrere Jahre am Rand des Bankrotts entlangstolpern sehen. «Klaus machte es ganz anders und half der Firma über den Berg», meint Karl. «Einerseits freute Vater sich, dass es dem Unternehmen besser ging, andererseits, denke ich, war er auch etwas eifersüchtig, dass sein Sohn Erfolg haben sollte, wo er selber versagt hatte.»

Ein Jahr nach Klaus' Rückkehr war Karl jun. Zeuge der einzigen Auseinandersetzung in der Familie über ein Problem, das mit der Kriegszeit zusammenhing. «Sie fand zwischen Klaus und unserer Mutter statt. Im Fernsehen hatten sie eine Diskussion über den Krieg gesehen, und man hatte einen jüdischen Interviewpartner befragt. Meine Mutter hatte eine typische deutsche Redensart gebraucht: ‚Den hätte man vergasen sollen‘. Mein Bruder wurde wütend und sagte, es sei dumm, so etwas zu sagen. Sie war richtig erschrocken über seinen Wutausbruch. ‚Das ist nur so eine Redensart, das will nichts bedeuten¹, sagte sie. ‚Du weisst, ich meine damit nichts Schlimmes‘. Aber Klaus blieb ganz hart. «Solche blöden Sätze haben schliesslich zu den Geschehnissen im Krieg geführt¹, entgegnete er.

Er hat mich ziemlich stark beeindruckt. Ich fühlte genauso, aber ich hätte damals meinen Eltern nicht so begegnen können. Ich fand es sehr gut, dass er es konnte. Natürlich war unser Vater nicht dabei, und ich glaube nicht, dass er in seiner Anwesenheit irgendein Wort gesagt hätte.‘»

Der rechtsradikale britische Schriftsteller David Irving besuchte Saur 1964 und 1965 und führte eine Reihe von Interviews mit ihm, die ersten, die der einstige Rüstungsbeamte gewährte. Klaus nahm an vielen dieser Gespräche teil. «Das waren die besten Informationen, die ich je über meinen Vater erhielt.» Für Klaus bewahrheitete sich, dass sich der Vater der historischen Konsequenzen seines Dienstes für das Reich nicht bewusst war. «Er hielt Himmler für einen klugen Mann², erinnert sich Klaus. «Er hielt [Robert] Ley [Leiter der nationalsozialistischen Arbeitsfront] für einen erfolgreichen und klugen Mann. Und er bewunderte Hitler sehr. Er war wohl sehr angetan von Hitlers Persönlichkeit.

Über Leute wie Eichmann, Mengele oder [Julius] Streicher [Begründer der antisemitischen Nazizeitung *Der Stürmer*] dachte er nie nach. Nie verteidigte er sie. Er dachte eben, in einer so wunderbaren und phantastischen Bewegung wie dem Nationalsozialismus habe man immer ein paar schlechte Elemente.

Er vermochte seine Rolle in der Geschichte nicht gut zu beurteilen. Kurz vor Speers Entlassung aus Spandau im Jahre 1966 fragte er zum Beispiel seine ehemalige Sekretärin: ‚Was tun wir, wenn Speer entlassen wird? Sollten wir uns gleich mit ihm treffen oder erst abwarten?‘¹ Speer hätte einem Zusammentreffen mit meinem Vater nie zugestimmt, und das hätte ihn schockiert.

Aber diese Erfahrung blieb Saur erspart, denn er starb noch vor Speers Freilassung.»

Klaus entsinnt sich, dass sein Vater auch nach Israel reisen wollte, ohne je zu ahnen, dass er wegen seiner Nazivergangenheit wohl sofort verhaftet worden wäre. Schliesslich wollte Saur seine Memoiren veröffentlichen und führte Gespräche mit einem neonazistischen Verleger. Einmal planten sie eine dreizehnteilige Reihe über die Geschichte der Rüstung im Dritten Reich, dann wieder eine zweibändige Ausgabe, einen Band über die Rüstung, einen anderen über Saur's Begegnungen mit Hitler. «Obwohl man sich mit Handschlag auf die Veröffentlichung einigte und es einen Vorschuss von zweitausend Mark gab, schrieb er vor seinem Tod nichts mehr», erinnert sich Klaus, «zu meiner grossen Erleichterung.»

Im Juli 1966 starb der an Diabetes leidende Saur unerwartet nach einer achtwöchigen Krankheit, die er nicht ernst genommen hatte. Er war vierundsechzig. «Wir wissen immer noch nicht, ob er etwas anderes hatte, vielleicht Krebs», sagt Klaus. «Keiner kennt so richtig die eigentliche Todesursache, es geschah alles so schnell. Er starb zu Hause, mitten in der Nacht. Nur meine Mutter und ich waren da. Trotz unserer Schwierigkeiten verspürte ich Trauer.» Obwohl Saur keiner Kirche angehörte, erhielt er ein evangelisches Begräbnis, aber erst nachdem Klaus dem Pfarrer während des Gottesdienstes zugesagt hatte, seine Mutter würde sich wieder dem Glauben zuwenden – was sie aber nicht tat.

«Klaus berührte der Tod unseres Vaters mehr als mich», erzählt Karl jun. «Sein Tod kam für mich völlig überraschend, aber ich weinte nicht. Ich meinte, mein Bruder müsse beinahe erleichtert über den Tod sein, da es in der Firma Konflikte gegeben hatte. Mein Vater hatte das Unternehmen zwar meinem Bruder und mir übertragen, aber er wollte Vorstand bleiben. Sein Tod löste alle Probleme in dieser Hinsicht.»

Klaus und Karl arbeiteten bis 1969 zusammen. In diesem Jahr verliess Karl die Firma und gründete sein eigenes Verlagsunternehmen, aber 1971 gab er sein neues Projekt auf und begann stattdessen ein Journalistik-Studium. Klaus, nunmehr der alleinige Eigentümer des Familienunternehmens, fuhr fort, das Geschäft auszuweiten.

Den Brüdern blieben in ihrer beruflichen Laufbahn gelegentliche Situationen nicht erspart, die sie an die besondere Rolle ihres Vaters im

Dritten Reich erinnerten. Im Jahre 1968 unternahm Klaus eine siebenwöchige Reise nach Israel, um den deutschen Teil einer Buchmesse zu organisieren. «Anfangs fühlte ich mich nicht sicher, ob ich dafür wohl der Richtige war, weil doch mein Vater solch ein hoher Nazi gewesen war. Nach der Naziphilosophie galt: War der Vater Jude, dann musste auch der Sohn schlecht sein. Ich befürchtete, man könnte, weil mein Vater Nazi gewesen war, von mir ähnlich denken. Aber schliesslich sagte ich mir, dass ich anders sei als mein Vater und ich es wagen sollte.» In Israel machte Klaus die Bekanntschaft wichtiger Persönlichkeiten der jüdischen Literatur und Politik. Auch besuchte er Yad Vashem, das israelische Holocaust-Denkmal. «Es überraschte mich nicht, denn ich hatte von den Schrecken erfahren. Umso mehr erschütterte es mich. Ich fand die Reise für mich ganz wichtig und gut. Sie beeindruckte mich ausserordentlich.»

Im Jahre 1974 bat man Klaus, das Journal der Deutschen Gesellschaft für Dokumentation und Information herauszugeben. Sein Vater war 1953 in die Gesellschaft eingetreten, 1954 aber ausgeschlossen worden, weil er «in Versammlungen und überhaupt so aggressiv war. Sie meinten: ‚Wir wollen nicht wieder diesen alten Nazi und sein altes Nazigeschwätz‘», sagt Klaus. «Und ich fragte mich, ob es richtig wäre, das Journal gerade dieser Gesellschaft herauszubringen. Vielleicht wäre es besser, nein zu sagen; sie haben meinen Vater ausgeschlossen, und ich will nichts mit ihnen zu tun haben. Doch dann sagte ich mir, es sind ganz andere Leute, und ausserdem hatten sie damals nicht so unrecht mit ihrer Entscheidung. Wenn sie meinen Vater schlecht behandelten, dann darf das keinen Einfluss darauf haben, wie ich mit ihnen umgehe.»

Einmal geschah es, dass jemand aus dem Buchhandel voller Bestürzung erfuhr, dass Klaus der Sohn des einstigen hohen Rüstungsbeamten war. ‚Oh, mein Gott, nein!‘ hatte der gesagt», erzählt Klaus. «Es handelte sich um jemanden, den mein Vater im Krieg ziemlich gedemütigt hatte.» Ein andermal, 1970, als Klaus die Vertriebsrechte für UNESCO-Publikationen übernahm, gab es wegen seines familiären Hintergrunds zeitweilig Bedenken. Erst als die UNESCO-Beamten feststellten, dass er ganz anders war als sein Vater und sein Unternehmen selbst aufgebaut hatte, wurde der Vertrag geschlossen.

Auf einer Buchmesse im Jahre 1987 machte Klaus die Bekanntschaft von François Genoud, einem älteren Schweizer Bankier, der ausge-

zeichnete Verbindungen zu Alt-Nazis besass und sich als Vertreter für die Tagebücher von Josef Goebbels und die persönlichen Briefe von Martin Bormann ausgab. Auf Genouds Sentenz «Ihr Vater war ein grosser Mann!» blickte Klaus dem Bankier ganz ernst in die Augen und erwiderte: «Nein, er war lediglich ein dicker Mann.» Genoud, der das offensichtlich für ein Missverständnis hielt, wiederholte das Lob. Klaus schüttelte nur den Kopf. «Nein, er war lediglich dick.» Verwirrt liess Genoud ihn stehen.

«In meinem Beruf bin ich nie mit dem Problem meines Vaters konfrontiert worden», sagt Karl jun., «aber in Gesellschaft schon.» Als Zeitungsreporter hatte Karl 1980 Kontakt zu Franz Schönhuber, einem ehemaligen Angehörigen der Waffen-SS, der einen höheren Posten beim bayerischen Fernsehen bekleidete. Schönhuber wurde später der Führer der rechtsradikalen Republikanischen Partei. «Schönhuber erzählte mir immer wieder, mein Vater sei ein hervorragender Mann gewesen, und ich könne stolz auf ihn sein. Ich entgegnete, es gebe keinen Grund, stolz auf ihn zu sein. Meine Gefühle hat er nie verstanden.» 1983 traf Karl jun. mit dem britischen Schriftsteller David Irving zusammen, der ihm ebenfalls versicherte, sein Vater sei ein grosser Mann gewesen. Wie es François Genoud mit seinem Bruder erging, so war auch Irving verduzt, dass Karl seinen Vater nicht auch für einen «grossen Mann im Dritten Reich» hielt. «Das ist so ganz anders, als ich empfinde», sagt er.

Die Brüder scheint es zu belustigen, dass einige Leute ihren Vater verehren. Solche Bewunderung ist ihnen fremd. «Sehen Sie, ich empfinde keine Liebe für ihn, und ich fühle auch keinen Stolz», sagt Klaus. «Ich habe ein paar gute Erinnerungen an meinen Vater während des Kriegs in Berlin und dann an die eine Woche im Internierungslager nach dem Krieg. Aber an die Zeit nach seiner Freilassung 1948 habe ich gar keine guten Erinnerungen. Nie hatte ich das Problem, das vielleicht andere Kinder haben, dass ich nämlich meinen Vater sehr geliebt und dann plötzlich erfahren hätte, dass er ein ganz schlimmer Nazi war. Nie hegte ich gute Gefühle gegenüber meinem Vater, also brauchte ich auch nie zu sagen: ‚Oh, er war gut zu mir‘, oder ‚Er war gut zu dem Hund‘ oder so. Er war ein lautstarker Diktator und äusserst intolerant und unfair.»

«Ich denke nicht ganz so negativ über ihn», resümiert Karl. «Aber er tut mir nicht mehr leid. Ich versuche immer, mich in ihn hineinzuver-

setzen, und frage mich, wie ich gehandelt hätte. Ich kann seine Entscheidungen nicht billigen.»

«Das finde ich interessant», sagt Klaus, «dass mein Bruder negativ über unseren Vater denkt. Es überrascht ein wenig, weil Vater meinen Bruder am meisten mochte. Er war ausgesprochen nett zu ihm, viel netter, als er je zu mir war. Meine älteste Schwester und mein jüngerer Bruder galten als die Lieblingskinder meines Vaters. Das war völlig klar. Er behandelte mich und die jüngste Schwester absolut unfair. Normalerweise neigt mein Bruder eher zu Zugeständnissen als ich, aber in dieser Frage ist er ganz streng und sagt: ‚Nein, schlecht, negativ‘.

Eine Schwester starb an Krebs; sie hätte gut über ihn gesprochen. Meine älteste Schwester ist noch heute so. Sie widersprach mir einmal auf einer Firmenfeier, als ich meinte, Vater sei so laut. Sagte man zu ihr: ‚Dein Vater war ein bedeutender Nazi, er hat all die Waffen hergestellt«, dann gab sie zurück: ‚Nein, er war ein guter Mann‘. Und meine zweite Schwester denkt gar nicht über das Problem nach, dass Vater ein Nazi war. Sie sagt: ‚O ja, er war ein Nazi, aber das ist überhaupt nicht von Belang.›

Dennoch sind sich die Brüder, trotz ihrer Kritik, nicht sicher, was sie getan hätten, wäre ihr Vater nach dem Krieg wegen Kriegsverbrechen angeklagt worden und geflohen. «Mich hätte es viel härter getroffen, wäre mein Vater in der SS und in einer Position wie Heydrich oder Kaltenbrunner gewesen», meint Klaus. (Reinhard Heydrich war Chef des Sicherheitsdienstes der SS; nach seiner Ermordung 1942 übernahm Ernst Kaltenbrunner den Posten.) «Es ist auch so schwer genug. Aber wenn er geflohen wäre, würde ich nicht wissen, ob ich ihn ausgeliefert hätte. Ich kann Ihnen das nicht beantworten. Ich weiss einfach nicht, wie es gewesen wäre. Hätte man ihn ins Gefängnis gesteckt, wäre es durchaus möglich, dass ich mich verpflichtet gefühlt hätte, ihm zu helfen. Ich habe ihm in den letzten Jahren geholfen, und der Versuch, ihn besser zu verstehen, war schon interessant.» «Ich glaube nicht, dass ich mit ihm gebrochen hätte», sagt Karl jun. «Die Frage lässt sich nur sehr schwer beantworten.»

Während eines Flugs im Jahre 1987 fiel Klaus auf, dass der Mann auf dem Platz neben ihm in einer Werbebroschüre der Firma Dorsch blätterte. Das Maschinenbauunternehmen war von dem Mann gegründet worden, der gemeinsam mit seinem Vater als Top-Beamter im Rüstungsbereich Dienst getan hatte. ‚Arbeiten Sie für Dorsch?‘ fragte ich ihn, und er erwiderte: ‚Seit meiner Geburt. Er war Dorschs Sohn.‘

Saur und Dorsch versprachen einander, sich zu besuchen und sich über ihre Väter und ihr eigenes Leben auszutauschen. Bisher ist es noch nicht dazu gekommen. «Normalerweise interessiert mich das Thema nicht sonderlich. Andere Dinge bedeuten mir mehr. Aber ich möchte mich schon mit ihm treffen, um zu erfahren, wie das für ihn war. Unsere Väter hatten sich in jener Zeit, die sie miteinander verbrachten, gemocht.»

Klaus Saur heiratete 1987 zum zweitenmal. Ein Jahr später änderte er den Firmennamen in Saur Verlag. Er führt eine gute Ehe, und der Umsatz seines Unternehmens hat von Jahr zu Jahr kontinuierlich zugenommen. Mit Hilfe des Saur Verlags bemüht er sich, sein Nazierbe zu bewältigen. Der aktuelle Verlagskatalog enthält eine grosse Auswahl ernsthafter Werke, darunter Titel über europäische Auswanderer, jüdische Einwanderer, einen hebräischen Text von der Harvard University und eine Reihe antifaschistischer Bücher. «Ich habe Dutzende solcher Bücher publiziert und nur mit zweien oder dreien einen Gewinn gemacht», sagt er. «Aber das ist eine unerwartete Nebenerscheinung. Die Entscheidungen für diese Bücher werden völlig unabhängig von den Entscheidungen für andere Titel getroffen. Gewinn ist nicht die Motivation. Diese Bücher sind schwierig und kompliziert, aber das ist mein Weg, etwas zu unternehmen, weil meine Familie mit einer Naziervgangenheit belastet ist. Es ist mein persönlicher Beitrag zur Wiedergutmachung dessen, was mein Vater getan hat.»

Karl jun. ist bereits fünfundzwanzig Jahre lang verheiratet und hat drei Kinder grossgezogen. Seine Laufbahn als Journalist war bislang sehr erfolgreich, und kürzlich wurde er zum Kulturredakteur des führenden deutschen Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* ernannt. «Ich habe mich bemüht, meine Kinder ganz anders zu erziehen, als mein Vater uns erzogen hat. Mein ganzes Leben ist anders verlaufen.

In meiner beruflichen Laufbahn habe ich versucht, zu zeigen, dass man Programme und Artikel über den Krieg und die Ereignisse damals braucht. Die Leute müssen die Wahrheit begreifen. Zu viele reden in Deutschland von den ‚guten‘ Dingen, die Hitler vollbracht hat, und über das Schlimme reden sie dann, als seien nur ein paar Kriminelle dafür verantwortlich gewesen. Sie haben das Gefühl, dass das Dritte Reich all dieses Licht abstrahlte und es somit nur natürlich sei, dass es hier und da auch Schatten gab. Das ist falsch. Sie begreifen

nicht, dass das gesamte Regime in seinem täglichen Wirken dunkel war. Mein Vater hat sich schuldig gemacht, mitgeholfen zu haben, diese Schatten zu erzeugen. Er muss für seine Taten verantwortlich gemacht werden.»

- ¹ Während der Generaldirektor, Dr. Bartscherer, die Nazis ablehnte, gehörte Fritz Thyssen, der als Erbe der berühmten Gründerfamilie das Unternehmen leitete, zu Hitlers ersten und einflussreichsten Förderern.
- ² Wernher von Braun war deutscher Raketenwissenschaftler. Nach dem Krieg wurde er von den Vereinigten Staaten angeworben und bildete mit weiteren Wissenschaftlern des untergegangenen Dritten Reichs die Kernmannschaft der NASA auf dem Gebiet der Forschung und Entwicklung.
- ³ Saur war nicht der einzige hochrangige Mitarbeiter Speers, der sich der Anklage entzog. Dorsch wurde nicht nur auf freien Fuss gesetzt, er baute auch ein ausserordentlich erfolgreiches Maschinenbauunternehmen mit Niederlassungen in New York, Tokio, Neu Delhi, Südkorea und Lateinamerika auf.

KAPITEL 5

Der alte Finanzzauberer

ienstag, 1. Oktober 1945. Der Nürnberger Gerichtssaal war zum Bersten voll; die internationale Presse drängte sich neben den Vertretern der Alliierten und den Verteidigern zu zehnt hintereinander. Es war der Tag der Urteilsverkündung. Die Richter fuhren in kugelsicheren und von Jeeps mit Maschinengewehren und heulenden Sirenen eskortierten schwarzen Limousinen vor. Ein zusätzliches Kontingent Wachsoldaten befand sich überall im Gebäude in Alarmbereitschaft. Die meisten Angeklagten hatten in der Nacht davor nicht schlafen können. Göring, Frank, Dönitz und Schirach verbargen ihr Gesicht hinter dunklen Brillengläsern, als sie zusammen mit den übrigen siebzehn Angeklagten zum letztenmal auf der Anklagebank Platz nahmen. Pünktlich um neun Uhr dreissig begann man mit dem Verlesen der Urteile über die in der vorderen Reihe sitzenden Angeklagten. Zuerst kam Göring: Schuldig in allen vier Anklagepunkten. Die Hauptrichter wechselten sich ab mit der Urteilsverkündung. Die nächsten neun Angeklagten teilten Görings Schicksal: «Schuldig». Nach jedem Urteilsspruch verharrte der Gerichtssaal in tiefem Schweigen, die Angeklagten starrten nach vorn und mieden den Kontakt zueinander. Dann griff der amerikanische Richter Francis Biddle nach einem neuen Papierstapel und richtete seine Aufmerksamkeit auf den letzten Angeklagten der ersten Reihe, Dr. Hjalmar Schacht. Der hochgewachsene bebrillte Schacht mit seinen achtundsechzig Jahren galt als der Währungsfuchs, der Finanzzauberer, der Anfang der dreissiger Jahre Deutschland im Alleingang vor dem finanziellen Bankrott bewahrt hatte. Der einstige Reichsbankpräsident zuckte nicht mit der Wimper, als Biddle zu ihm gewandt verkündete: «Das Gericht stellt fest, dass Schacht in den ihm zur Last gelegten Punkten der Anklage nicht schuldig ist.» Ein Gemurmel zog durch den Saal, und Biddle fuhr fort: «... und verfügt, dass er durch den Gerichtsmarschall auf freien Fuss gesetzt wird, sobald diese Sitzung beendet ist.» Alle starrten auf Schacht, und Speer beugte sich nach vorn, um ihm zu gratulieren. Schacht blickte nur unbewegt zum Richtertisch hinüber und behielt seine, wie er es nannte, «eiserne Maske» bei.

Schacht gehörte zu den drei Angeklagten, die in jenem Oktober Nürnberg als freie Männer verliessen. Sie befanden sich schon nicht mehr im Gefängnis, als Göring Selbstmord beging, die zehn anderen gehängt und die restlichen sieben Gefangenen nach Spandau überführt wurden. Von all den in Nürnberg Angeklagten hatte Schacht als einziger unverrückbar auf seinen Freispruch vertraut. «Er zweifelte nicht einen einzigen Moment an seiner Freilassung», sagt Cordula Schacht, die Jüngere seiner beiden Töchter aus zweiter Ehe. «Er hatte grosses Vertrauen, dass Gott ihm helfen würde. Während seines Lebens hatten sich zuweilen Selbstzweifel eingestellt, doch war er in all seinen Handlungen stets sehr zuversichtlich gewesen.»

Cordula ist eine erfolgreiche Münchner Anwältin. Sie wurde am 25. Februar 1943 geboren, als Schacht bereits sechsundsechzig Jahre alt war; da er allerdings dreiundneunzig wurde, hatte Cordula im Unterschied zu den Kindern, die ihre Väter infolge lebenslänglicher Haft oder durch Hinrichtung verloren, die Gelegenheit, ihren Vater kennenzulernen. Mehrere Jahrzehnte erforschte sie ihn gründlich. Sie entdeckte dabei einen faszinierenden Menschen, der im Dritten Reich anscheinend eine widersprüchliche Rolle spielte, den sie aber sehr liebte.

Hjalmar Horace Greely Schacht wurde am 22. Januar 1877 in Nordschleswig als zweites Kind einer armen protestantischen Familie geboren. Seine Eltern waren nach fünfjährigem Amerika-Aufenthalt gerade wieder nach Deutschland übergesiedelt. Sein Vater, Lehrer und Journalist, hatte die amerikanische Staatsbürgerschaft erworben, und die Eltern hatten 1872 in New York geheiratet. Schacht wäre auch Amerikaner geworden, hätten seine Eltern nicht Heimweh bekommen und sich, als die Mutter schwanger wurde, entschlossen heimzukehren. In den Vereinigten Staaten hatte der Vater jedoch den Eigentümer des New Yorker *Herald Tribune*, Horace Greely, so bewundert, dass er sich schwor, seinen nächsten Sohn nach ihm zu nennen. Nur weil die Grossmutter darauf beharrte, wurde noch in letzter Minute ein «Hjalmar» angehängt.

Die Familie Schacht zog mehrmals um und liess sich schliesslich in Hamburg nieder, wo Hjalmar den grössten Teil seiner frühen Bildung erhielt. Der zeitweilig arbeitslose, dann wieder Gelegenheitsarbeiten verrichtende Vater ernährte die Familie, doch fristete sie eine sehr bescheidene Existenz. Schacht erwies sich als ausgezeichneter Student. Er studierte an fünf Universitäten nacheinander Medizin, Ger-

manistik und Volkswirtschaft. Ferner studierte er Wirtschaft und Handel in Paris und London und erwarb schliesslich den Dokortitel, allerdings in Philosophie, da diese Möglichkeit für das Wirtschaftsfach in Kiel noch nicht bestand.

Im Jahre 1903 nahm er eine Stellung in einer der führenden deutschen Banken an, der Dresdner Bank, und erklimmte rasch die Karriereleiter, um am Ende des ersten Weltkriegs, mit einundvierzig Jahren, bereits Generaldirektor zu werden. Nun lernte Schacht führende deutsche Bankiers und Industrielle kennen. Zu Beginn seiner Bankierslaufbahn, als sein Leben finanziell abgesichert war, heiratete er nach siebenjähriger Bekanntschaft auch seine erste Frau, Luise Sowa. Mit ihr hatte er zwei Kinder, und sie blieben verheiratet bis zu Luisens Tod im Jahre 1940. Cordula Schacht hat erfahren, dass sie sich am Schluss ihrer siebenunddreissigjährigen Ehe auseinandergeliebt hatten. Doch in den frühen Jahren ihrer Ehe hatte es keinerlei Spannungen gegeben. Die Schachts unternahm Urlaubsreisen in viele Länder, auch in die Vereinigten Staaten, und Hjalmar Schachts berufliche Entwicklung verlief so erfolgreich, dass man sich eine kleine Villa in Gühlen, nicht weit von Berlin, ausbaute.

Am Ende des ersten Weltkriegs begab sich der einundvierzigjährige Schacht in die Politik und wurde Mitbegründer der rechtsgerichteten Deutschen Demokratischen Partei, einer antibolschewistischen Gruppierung von Industriellen und Finanziers. Bald schon nahm ihn das am stärksten drückende Tagesproblem gefangen: die Hyperinflation, die die nationale Währung lähmte und das Kapital von Millionen deutscher Familien vernichtete. Innerhalb von fünf Jahren sank die deutsche Reichsmark auf den fünfhundertmilliardsten Teil ihres ursprünglichen Werts. In dieser Zeit wurde Schacht zunächst zum Reichswährungskommissar und dann zum Präsidenten der Reichsbank ernannt. Wenige Leute in Deutschland rissen sich um diese Positionen; sie galten als unsicher, da die Wirtschaft ausser Kontrolle geriet. Doch Schacht bewies wirtschaftliches Talent. Er arrangierte entscheidende Darlehen aus Grossbritannien und ergriff eine Reihe von Massnahmen, die die Mark merklich stabilisierten.

Während die Deutschen Lobeshymnen auf ihn sangen, meinte Schacht stets, ihm werde nicht genügend Dankbarkeit entgegengebracht. Er galt als Egoist und wies seine Gegner oft mit beissenden

Sarkasmen zurecht. «Er war ganz sicher kein Egoist», nimmt Cordula ihn in Schutz. «Der Einzelne interessierte ihn nicht, abgesehen von Familienangehörigen und Freunden. Er war es gewohnt, in riesigen Mengen zu denken. Er fühlte sich nicht einmal imstande, mit kleinen Zahlen zu rechnen.»

Aus Protest gegen die Wirtschaftspolitik der Regierung, die ihm nicht passte, trat er 1930 von seinem Posten zurück. Im selben Jahr wurde Schacht zum erstenmal auf Hitlers Nationalsozialisten aufmerksam, als die Zahl ihrer Abgeordnetensitze bei den Reichstagswahlen im September von zwölf auf hundertneunzehn in die Höhe schnellte.

Beim Studium des Programms der Nationalsozialisten stellte er fest, dass er viele ihrer Ansichten über die Wiederbewaffnung, über die Eindämmung linker Tendenzen, über die Beseitigung des drückenden Reparationenplans von Versailles und über die Notwendigkeit der Kontrolle durch eine totalitäre Regierung teilte. Im Dezember 1930 nahm Schacht an einem Abendessen teil, zu dem ein ehemaliges Vorstandsmitglied der Deutschen Bank eingeladen hatte; Hermann Göring war Ehrengast. Schacht fand den Luftwaffenchef «weltmännisch und angenehm» und nahm eine Einladung Görings zu einem Essen mit Hitler für den Januar an. In seinen Memoiren entsinnt sich Schacht, dass Hitlers Beredsamkeit und mitreissender Elan ihm «Eindruck machten». In den folgenden Wochen führte Schacht Telefonate mit Politikern, in denen er diesen nahelegte, die Nationalsozialisten in eine Regierungskoalition aufzunehmen. In den Nazis sah er ein Werkzeug, mit dessen Hilfe man die von ihm verachtete schwache Weimarer Republik beseitigen konnte. Aber seinen Bemühungen um eine Regierungskoalition wurde eine Abfuhr erteilt. Nichtsdestotrotz bedeutete seine generelle Befürwortung der Nazis für Hitler einen grossen Propaganda-Coup. Der dreiundfunfzigjährige Schacht galt als einer der angesehensten deutschen Bankiers; er besass ausgezeichnete Verbindungen zu kapitalkräftigen Industriellen und Finanziers, zu denen Hitler keinen Zugang hatte.

«Wenn mein Vater eine Schwäche hatte, dann keine berufliche, sondern eher eine menschliche», sagt Cordula. «Es war sein mangelndes Gespür, Menschen zu beurteilen. Nicht nur, dass mein Vater Hitler unterschätzte, er überschätzte auch seine eigene Macht, Hitler unter Kontrolle zu halten. Es war beides. Er hielt sich für klug genug und meinte, mit Hitler zurechtzukommen und auf diese Weise – denn ich

weiss von verschiedenen Leuten, dass Hitler meinen Vater beruflich achtete – einen gewissen Einfluss auf Hitler ausüben zu können. Doch war dieser Einfluss nicht stark genug, und er erkannte das zu spät.»

Im Januar 1933 wurde Hitler Reichskanzler und als solcher gewissermassen eine Gailionsfigur; Schacht und einige seiner Kollegen glaubten, Hitlers Kooperationsbereitschaft gewonnen zu haben, indem sie ihn machtlos liessen. Zu ihrer Überraschung mussten sie beobachten, wie der Österreicher vom Lande bald das gleiche Talent in der Machtpolitik bewies wie Schacht in der Wirtschaft. Anstatt auf das Abstellgleis geschoben zu werden, wurde Hitler in kurzer Zeit zum mächtigsten Mitglied der neuen Regierung. «Mich überrascht das nicht», meint Cordula. «Meinen Vater interessierte hauptsächlich die Wirtschaft und nicht die Politik. Er war davon überzeugt, dass die Wirtschaft über die Politik herrscht und nicht umgekehrt. Im politischen Intrigenspiel war er nicht so gut bewandert.»

Schacht half Hitler auch weiterhin. Anfang 1933 stellte er ihn Angehörigen der deutschen Wirtschaftselite vor. Beeindruckt von seinem antikommunistischen Eifer, spendeten sie den Nazis über drei Millionen Mark. Obwohl Schacht das allen Ministern verliehene goldene Ehrenzeichen der NSDAP erhielt, trat er der Naziartei nie bei, sondern blieb eher am Rande des Geschehens. Im März 1933 wurde Schacht von Hitler für seine Arbeit belohnt, indem er seinen alten Posten als Reichsbankpräsident zurückerhielt. Knapp eineinhalb Jahre später, im August 1934, wurde Schacht auch zum Wirtschaftsminister ernannt. In diesen Funktionen gelang es ihm, Investitionen und Kredite aus dem Ausland zu beschaffen, die Wirtschaft erneut zu festigen und die heimliche Finanzierung des Programms zur Wiederaufrüstung zu organisieren. Während er die galoppierende Inflation aufzuhalten vermochte, verdreifachte er auch im Zeitraum von 1932 bis 1937 die deutschen Staatsschulden. Über ein Drittel dieser Schulden dienten dazu, das Militär wieder aufzubauen, was in Nürnberg als Anklagepunkt gegen Schacht verwendet werden sollte. «Ich erinnere mich, meinen Vater sagen zu hören, dass er in Nürnberg beschuldigt wurde, die Wiederaufrüstung finanziert zu haben», sagt Cordula. «Er erzählte mir, dass er beweisen konnte, in Wirklichkeit den dafür vorgesehenen Betrag verringert zu haben.»

In seinen Memoiren behauptet Schacht, er habe sich bemüht, die im Staatshaushalt für das Militär abgestellte Summe gering zu halten, er

habe Deutschland lediglich zu Verteidigungszwecken wiederbewaffnen wollen und sei niemals in Hitlers Pläne für einen Angriffskrieg eingeweiht worden. Doch 1937 erwies sich Schacht aus anderen Gründen als Störenfried für Hitler. Er tolerierte zwar die gegen die Juden erlassenen Gesetze, nach denen diese getrennte, aber doch gleiche Behandlung erfahren sollten, wandte sich jedoch entschlossen gegen die antisemitischen Gewalttaten, die Bestandteil der Politik der Nazis geworden waren. Er erreichte, dass sich der bösartige *Stürmer* entschuldigte, nachdem dieser mehrere Mitarbeiter der Reichsbank ihrer «jüdischen Verbindungen» wegen beschuldigt hatte. In Zusammenhang mit einem in aller Öffentlichkeit ausgetragenen Disput über den Kauf von Waren bei jüdischen Händlern schloss er eine Filiale der Bank. «Mein Vater war gewiss kein Antisemit», sagt Cordula. «Er half vielen Juden, das ist belegt. Andererseits jedoch erzählte mir meine Schwester einmal, eine jüdische Frau habe für sich und ihre Familie Hilfe erbeten, und er habe sie ihr verweigert. Man kann nicht allen helfen. Ich glaube, am Ende war es Ambivalenz. Ich musste mich einfach damit abfinden, dass beide Seiten zu meinem Vater gehörten. Ich masse mir nicht an, ihn in jeder Hinsicht zu beurteilen, dafür kenne ich ihn zu wenig. Ich habe jene Zeit nicht erlebt und muss mich eben damit abfinden, dass er einige Dinge tat, die mir gefallen, und andere Dinge, die mir nicht gefallen. Aber solange ich nicht weiss, warum er so handelte, spreche ich kein Urteil über ihn.»

Besorgt darüber, dass die Exzesse der Partei dem Bild Deutschlands im Ausland schaden könnten, drängte Schacht die Nazis wiederholt, sich in ihrer Politik zu mässigen. Er war kein Jasager, und das passte Hitler nicht. «Sie müssen wissen, mein Vater hatte sich anfangs wegen der Finanzpolitik zu den Nazis hingezogen gefühlt», sagt Cordula. «Er war nicht von Hitler begeistert. Mein Vater sagte ihm offen seine Meinung, und das wurde nicht immer geschätzt.»

Im April 1938 beklagte sich Schacht bei Göring, dass die Wirtschaft binnen eines halben Jahres ausser Kontrolle geraten würde, wenn man die Aufrüstung nicht einschränkte. Göring ignorierte ihn. Entnervt von dem Gerangel innerhalb der Regierung reichte Schacht seinen Rücktritt als Wirtschaftsminister ein, um nicht die Verantwortung für die seiner Meinung nach unvermeidliche Wirtschaftskrise auf sich nehmen zu müssen. Nach dem Hitler seine Entscheidung

über das Gesuch drei Monate lang hinausgeschoben hatte, nahm er es im November an. Schacht war vorläufig noch immer Reichsbankpräsident.

Die Kristallnacht vom 9. November 1938, in der die randalierenden Nazis ihrem Vandalismus und ihren Mordgelüsten gegen Deutschlands Juden freien Lauf liessen, rief in Schacht Empörung hervor. Er wandte sich an Hitler, verurteilte Goebbels' konzertierte Gewalt und legte einen Plan zur Lösung der „Judenfrage“ in Deutschland vor. Danach sollte der gesamte jüdische Besitz in Deutschland unter treuhänderische Verwaltung gestellt werden und der Staat dafür Wertpapiere ausgeben. Juden im Ausland wären angeregt worden, die Wertpapiere mit einer Festverzinsung von fünf Prozent zu kaufen, und das Geld hätte man verwendet, um für alle Juden, die Deutschland verlassen wollten, die Kosten der Auswanderung zu bestreiten. Hitler gab vor, Gefallen an der Idee zu finden, und beauftragte Schacht, Gespräche mit prominenten Juden in England aufzunehmen. Dort bereitete man Schacht einen lauwarmen Empfang; die meisten jüdischen Gruppierungen lehnten den Plan rundheraus ab. Seine Verhandlungen für die Nazis endeten, als Hitler ihn im Januar 1939 vom Posten des Reichsbankpräsidenten abberief. Bei einem Gespräch im grossen Gartensalon der alten Reichskanzlei teilte ihm der Führer abrupt mit: «Sie passen in den allgemeinen nationalsozialistischen Rahmen nicht hinein.» Schacht blieb bis 1943 Minister ohne Portefeuille und ohne Gehalt; auch diese Position wurde ihm in Nürnberg zur Last gelegt. Wahrscheinlich liess Hitler ihm das Ministeramt, um vor der Öffentlichkeit das Ausmass der Kluft zwischen ihnen zu verbergen. «Mein Vater glaubte wohl, er [der Ministertitel] käme seinem Zweck entgegen, wenn er Minister ohne Geschäftsbereich bliebe», meint Cordula. «Indem er den Titel behielt, konnte er eher nach seinem Gutdünken handeln und vielleicht noch einen gewissen Einfluss auf die Geschehnisse nehmen. Er hätte keinen Einfluss mehr gehabt, wenn er all seine Posten aufgegeben hätte.»

Ins Privatleben zurückgekehrt, widmete sich Schacht ausgedehnten Auslandsreisen. Auf diesen Reisen führte er regelmässig Tagebuch, das so viele negative Anmerkungen über Hitler enthielt, dass er es bei seiner Rückkehr verstecken musste, damit es nicht in einem Verfahren gegen ihn verwendet werden konnte.

Bei Kriegsausbruch 1939 machte Schacht aus seiner Opposition kei-

nen Hehl. Er entfernte sich weiter von der Naziführung, die ihn für einen intelligenten, aber wichtigtuersischen Mann hielt, der zu ängstlich war, um ein echter Nationalsozialist zu sein. Wie weit Schacht beim Regime in Ungnade gefallen war, wird am 9. Januar 1941 deutlich, als der *Völkische Beobachter*, die führende Nazizeitung, allen Errungenschaften der ersten acht Jahre des Tausendjährigen Reichs mehrere Seiten widmete. Die winzigsten Details wurden erwähnt. Doch die Propagandamaschine sorgte dafür, dass kein einziges Wort über Schacht abgedruckt wurde.

Schacht sah Hitler ein letztes Mal im Februar 1941, als er den Führer über seine bevorstehenden Heiratspläne unterrichtete. Einen Monat später heiratete er die dreissig Jahre jüngere Mancı Vogler und versuchte, durch sein Leben mit ihr auf dem Landsitz Gühlen die Nazi-regierung zu vergessen. Doch er blieb nicht lange ruhig. Im September 1941 drängte er Hitler in einem Schreiben, einen Friedensvertrag abzuschliessen und den Krieg zu beenden. Der Führer beauftragte einen Adjutanten, den Vorschlag abzulehnen. Anfang 1942 bat Schacht, ihn von seinem wertlosen Ministertitel zu befreien. Hitler weigerte sich zunächst. Im November 1942 schrieb Schacht einen langen Brief an Göring, in dem er die deutsche Kriegführung anprangerte. Der Brief bewirkte einen völligen Bruch mit den Nazis. Zuerst nahm Hitler ihm den Ministerposten. Dann rügte Göring ihn schriftlich wegen seines «defaitistischen Briefs» und wies ihn aus dem preussischen Staatsrat aus. Und schliesslich verlangte Bormann von Schacht in einem Schreiben die Rückgabe des goldenen Parteiabzeichens. «Diesem Ersuchen leistete ich mit besonderer Genugtuung Folge.»

Doch das sollte nicht das Ende der Bedrängnis sein. Nachdem man ihm die Titel aberkannt hatte, merkte er, dass die Gestapo ihn überwachte. Schacht pflegte Kontakt zu einigen Mitgliedern der Verschwörung gegen Hitler, diese aber zogen ihn nie ganz in ihr Vertrauen. Wenn auch die meisten ihn nicht für einen Freund Hitlers hielten, so sahen sie in ihm doch einen Opportunisten, dem man ihre Geheimnisse nicht anvertrauen durfte. Als man kurz vor dem 20. Juli 1944, dem Tag des Bombenanschlags auf Hitler, an ihn herantrat und ihn fragte, ob er sich an der neuen Regierung beteiligen würde, antwortete er ausweichend, er müsse erst mehr über deren Politik wissen. Die Verschwörer erbosten sich über sein mangelndes Engagement.

«Ich werte die mangelnde Begeisterung meines Vaters an der Verschwörung nicht als mangelndes Engagement, sondern als Vorsicht», sagt Cordula. «Ich betrachte meinen Vater nicht als Opportunisten. Ich glaube, er besass den guten Willen, seine Position zu nutzen, um seinen und nicht Hitlers Idealen zu dienen. Die Verschwörer mögen sich skeptisch gegenüber meinem Vater gezeigt haben, aber nur, weil sie ihn nicht richtig kannten. Ich glaube, mein Vater stimmte mit ihrem Ziel überein, aber nicht mit ihrer Methode. Er schätzte sie als nicht professionell genug ein, als zu gefährlich. Er wollte, dass Hitler getötet wird, hielt sie aber für Dilettanten.»

In der Zeit, da die Verschwörung gegen Hitler an Boden gewann, bekamen Schacht und seine neue Frau zwei Kinder. Ihre erste Tochter, Konstanze, wurde im Dezember 1941 und Cordula am 25. Februar 1943 geboren. Als Cordula zur Welt kam, war Schachts älteste Tochter aus erster Ehe vierzig Jahre alt.

Schacht blieb wenig Zeit, sich am Leben mit seinen kleinen Töchtern zu erfreuen. Am 20. Juli 1944 legte Oberst Claus von Stauffenberg die Bombe, die Hitler um ein Haar tötete. Das Attentat löste eine grossangelegte Hatz zur Brechung des Widerstands aus; seine früheren Meinungsverschiedenheiten machten Schacht verdächtig. Ein solcher Verdacht reichte in Nazideutschland aus. Drei Tage später, gegen sieben Uhr morgens, verhaftete die Gestapo Schacht im Schlafanzug und brachte ihn ins Konzentrationslager Ravensbrück. Die meiste Zeit wurde er in Einzelhaft gehalten. Die Verhöre setzten wenige Tage nach seiner Einlieferung ein. Im August wurde er nach Berlin in die Prinz-Albrecht-Strasse 9 überführt, wo sich das Hauptquartier des Reichssicherheits-Hauptamts befand. Die folgenden vier Monate brachte der siebenundsechzigjährige Schacht in einer kleinen Zelle des Kellergefängnisses zu. Im Dezember, kurz vor seiner Rückkehr ins Lager Ravensbrück, besuchte ihn seine Frau zum erstenmal. In Ravensbrück blieb er bis Februar 1945, als die russischen Truppen näherrückten. Er wurde zuerst ins Vernichtungslager Flossenbürg verlegt, dann nach Dachau und Anfang April schliesslich noch weiter nach Süden, wo amerikanische Truppen ihn schliesslich befreiten.

Was Schacht nicht wusste war, dass sich die Alliierten in London getroffen hatten, um die Pläne für den Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher auszuarbeiten. Auf der Liste standen ursprünglich hundertzweiundzwanzig Hauptkriegsverbrecher; die De-

legationen der Briten und der Amerikaner strichen sie im Laufe des Sommers zusammen. Die Amerikaner schlugen Hjalmar Schacht sowie Walter Funk, Schachts Nachfolger als Reichsbankpräsident, und Albert Speer, den Rüstungsminister, vor. Das US-Team wollte die wirtschaftlichen Aspekte der Naziaggression deutlich machen. Von den Briten, Franzosen und Russen kamen keine Einwände.

Schacht indes, der seine unverzügliche Freilassung erwartete, stellte mit Erstaunen fest, dass er in Haft blieb. Bis zum September wurde er zusammen mit anderen Prominenten des Dritten Reichs auf der Burg Kransberg, einem ehemaligen Göringschen Hauptquartier, festgehalten. Während dieser Zeit wusste er nicht, wie es seiner Frau und den Kindern ergangen war, denn die Alliierten unterbanden jeglichen Kontakt zur Familie.

Ende August hörte Schacht seinen Namen in einer Rundfunkmeldung über die zweiundzwanzig Angeklagten, die vor dem Internationalen Militärgericht erscheinen sollten. Er war fassungslos. Neun Monate besorgt um sein Leben in NS-Konzentrationslagern, sollte er nun als führender Verschwörer des Dritten Reichs angeklagt werden. Bevor er in das Nürnberger Gefängnis überführt wurde, musste er drei Wochen in einem winzigen Käfig in einem Lager nahe Oberursel zubringen. In seinen Memoiren beschreibt Schacht diese Einkerkерung als schlimmer als alles in den Konzentrationslagern der Nazis Erlebte.

Während der Nürnberger Gefangenschaft verhielt sich Schacht, als sei seine Inhaftierung ein Irrtum. Bei seiner Ankunft erzählte er dem Gefängnispsychiater, er hoffe, das Verfahren werde nur von kurzer Dauer sein, so dass man diese anderen Verbrecher hängen und ihn nach Hause lassen könne. Er verachtete seine Ankläger und glaubte unverrückbar an seine Unschuld. «Mein Vater ist immer seinen Idealen gefolgt», sagt Cordula. «Er würde zugeben, möglicherweise Fehler begangen zu haben, aber nie verhielt er sich so, dass er nicht dazu stehen konnte. Er hielt es für sehr wichtig, stets ehrlich zu sein, und meinte von sich, stets ehrlich *gewesen* zu sein. Diese Überzeugung verlieh ihm die Kraft, die KZ und den Nürnberger Prozess durchzustehen. Seiner Ansicht nach konnte man ihn nicht dafür schuldig sprechen, dass er einige Leute falsch beurteilt oder einen Fehler gemacht hatte, dessen er sich seinerzeit nicht bewusst gewesen war.»

Am 20. Oktober 1945 wurde Schacht ein Exemplar der Anklageschrift ausgehändigt. Er wurde in den Punkten eins und zwei, Teil-

nahme an der Verschwörung und Verbrechen gegen den Frieden, angeklagt. Ungläubig, dass man formal Anklage gegen ihn erhob, hielt sich Schacht von den meisten Mitangeklagten fern und strafte sie mit Verachtung. Als die Gefängnisbehörden die Angeklagten einem Intelligenztest unterzogen, schnitt Schacht mit einem IQ von 143 am besten ab. Das Ergebnis bestärkte ihn in seiner überlegenen Haltung gegenüber den Mitgefangenen. Unverblümt urteilt er über sie: Göring sei zwar hochintelligent, doch noch immer egozentrisch, unmoralisch und kriminell, der «Schlimmste» unter den Angeklagten; Streicher «ein pathologischer Monomane»; Kaltenbrunner ein «gefühlloser Fanatiker»; von Ribbentrop «sollte wegen ungewöhnlicher Dummheit gehängt werden»; Hess besitze «einundfünfzig Prozent Geisteshemmung», und Keitel sei ein «gedankenloser und verantwortungsloser Lakai seines Herrn». Während er in der ersten Reihe der Anklagebank sass, startete Schacht seine einstigen Kollegen oft mit unverhohlener Feindseligkeit an. Beim direkten Verhör gab er den Nazis die Schuld für den grössten Teil der wirtschaftlichen Probleme Deutschlands und dafür, dass die Nation in einen unnötigen Krieg geführt wurde. Er gab zu, dass Hitler ein «Massenpsychologe von geradezu diabolischer Genialität» war, bezichtigte jedoch den Führer in harten Worten des Verrats am deutschen Volk und des «hundertfachen Meineids».

«Ich denke, die grösste Charakterschwäche meines Vaters war seine Anmassung oder seine Überheblichkeit aufgrund seiner geistigen Fähigkeiten», sagt Cordula. «Die anderen sah er meistens als ihm intellektuell unterlegen an. In den meisten Fällen *war* er ihnen auch überlegen. Er besass einen starken Intellekt, eine sehr hohe Bildung, war geschickt und geistreich. Aber ich halte es für wichtig, bescheiden zu sein. Obwohl mein Vater religiös war, empfand er auf eine anmassende Weise Stolz auf seine Intelligenz.»

Der Hauptangriff der Anklage gegen Schacht richtete sich auf sein frühzeitiges Eintreten für den Nationalsozialismus und darauf, dass er Hitlers Aufstieg zur Macht bewirkt hatte, indem er Bankiers und Industrielle für ihn eingenommen habe. Die Anklagevertreter behaupteten auch, Schacht habe an der deutschen Wiederaufrüstung mitgewirkt und müsse gewusst haben, dass das Ziel in einem Angriffskrieg bestand. Zwar nahmen sie zur Kenntnis, dass er 1937 von fast allen Posten zurückgetreten war, vertraten jedoch die Ansicht, sein Rück-

tritt sei das Ergebnis von Meinungsverschiedenheiten in beruflichen Fragen und nicht eine Sache des Prinzips gewesen. Was Schachts Kontakte zum Widerstand anbelangte, hoben sie hervor, er habe «versucht, ein doppeltes Spiel zu spielen».

Während Schachts Kreuzverhör unterstützten die meisten anderen Angeklagten den amerikanischen Ankläger Robert Jackson. Schachts persönliche Denunzierungen und sein arrogantes Auftreten entfachten ihre Wut, und sie hofften, man würde ihn im Zeugenstand zu rechttrimmen. Sie wurden enttäuscht. Schacht war überzeugt davon, der einzige Zeuge zu sein, der die Fragen auf Englisch zu beantworten imstande war. Als sich Jackson auf das Territorium der Finanzen und der Wirtschaft wagte, spielte Schacht seine ganze Überlegenheit aus, und so schien das Kreuzverhör nur seine Verteidigung zu stärken.

Als man nach Abschluss des Verfahrens auf den Urteilsspruch wartete, sahen Cordula und ihre Schwester den Vater zum erstenmal seit zwei Jahren. Cordula, die erst eineinhalb Jahre alt war, als die Gestapo Schacht verhaftete, hatte keine Erinnerung an ihn.

«Meine Erinnerung an den Vater reicht nur bis Nürnberg zurück. Ich erinnere mich an den Zaun und den Wachturm des Gefängnisses, und meine Mutter ermahnte uns, nicht auf der Seite des Zauns, sondern auf der Seite zur Strasse zu laufen. Ich sah ihn im Besucherteil hinter einem Maschendraht. Neben ihm, erinnere ich mich, stand ein amerikanischer Soldat mit weissem Helm, und hinter ihm befand sich ein offenes WC. Ich sehe das noch ganz deutlich vor mir. Zum erstenmal sah ich meinen Vater ganz bewusst, und ich schaute ihn sehr lange an. Ich entsinne mich, dass ich dann sagte: ‚Ich mag dich gut leiden‘. Das ist meine früheste Erinnerung an ihn.

Ich entsinne mich der Gefühle von Sympathie und Wärme, als ich ihn so im Gefängnis sah, und als er mir sehr tief in die Augen sah, wusste ich, dass ich ihn wirklich mochte. Er sass die ganze Zeit und machte einen sehr gütigen Eindruck auf mich.

Ich erinnere mich nicht, meinen Väter noch mal im Gefängnis oder vor Gericht gesehen zu haben. Ich habe nur kleine Erinnerungssplitter aus jener Zeit, und dies ist das einzige Mal, das ich noch deutlich vor Augen habe.»

Während Schacht auf seinen Freispruch vertraute, wussten er und seine Familie nicht, dass das Gericht bei seinen Beratungen beinahe

zu gleichen Teilen gespalten war. Einige hielten Schachts Auftritt vor Gericht für ein Ausweichmanöver, obgleich er den Anschein von Aufrichtigkeit erweckte. Anfangs wollten die Engländer und Amerikaner ihn freisprechen, während die Franzosen meinten, er verdiene zehn Jahre, und die Russen ihn hinrichten wollten. Nach stundenlangem hartem Verhandeln schlossen die Richter einen Kompromiss: schuldig und acht Jahre Haft.

Dann, am folgenden Tag, nahm alles eine höchst ungewöhnliche Wendung, indem das Hohe Gericht bei Schacht als einzigem Angeklagten das Urteil revidierte. Bei Franz von Papen, der Hitler als Kanzler vorausgegangen war, hatten die Amerikaner und Briten für Freispruch gestimmt, die Russen und Franzosen für eine Verurteilung. Keine Seite wollte nachgeben. Zum erstenmal hatte man sich bei einer Abstimmung festgefahren, und nach einer ernsten Auseinandersetzung mit den russischen Delegierten wurde beschlossen, eine unentschiedene Abstimmung bedeute Freispruch. Von Papen war nicht schuldig. Binnen weniger Tage gelangte der französische Richter zu der Auffassung, Schacht sei nicht schlimmer als von Papen, und wenn von Papen freigesprochen wurde, dann sollte auch Schacht frei sein. Er änderte seine Entscheidung ab, wodurch sich ein Unentschieden ergab, und Schachts Name wurde auf die Liste der Freizusprechenden gesetzt.

Schacht sollte niemals von dem Ränkespiel während der Beratungen des Gerichts erfahren. «Er hätte Ihnen nicht geglaubt», behauptet Cordula. «Er war sich so sicher, dass man ihn freisprechen würde; ich glaube, er hätte nicht einmal vermutet, dass es eine knappe Entscheidung war.»

Nach seinem Freispruch verliess Schacht das Nürnberger Gefängnis und begab sich zu dem Haus, in dem seine Frau während des Prozesses Unterkunft gefunden hatte. Dort warteten zwei deutsche Polizisten, die ihn zum Zweck der Entnazifizierung festnahmen. Schacht meinte, keiner Entnazifizierung zu bedürfen, da er niemals in die Partei eingetreten war und das Kriegsende in einem Konzentrationslager der Nazis erlebt hatte. Er wurde zunächst unter Hausarrest gestellt, durfte aber dann Bayern in Richtung Niedersachsen verlassen, wobei er sich einen Umweg über Württemberg genehmigte. Dort wurde er erneut festgenommen und von der Stuttgarter Spruchkammer als «Hauptschuldiger» zu acht Jahren Arbeitslager verurteilt. Zwar hatte seine Berufung Erfolg, so dass man ihn am 2. September 1948 auf

freien Fuss setzte, doch wurde das Verfahren 1950 von einer deutschen Spruchkammer wiederaufgenommen, die ihn im selben Jahr freisprach.

Der dreiundsiebzigjährige Schacht hatte über vier Jahre im Zuchthaus zugebracht und sieben Jahre lang den gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen getrotzt. «Ich hielt es, als ich klein war, für normal, dass mein Vater nicht bei uns wohnte», erinnert sich Cordula.

Als er aus dem Gefängnis entlassen wurde, hatte er zwei Mark fünfzig in der Tasche und war praktisch mittellos. All seine Bankkonten und Wertpapiere bei der Reichsbank hatte er eingebüsst. Der Gühlener Besitz befand sich in ostdeutscher Hand, während drei kleine Berliner Immobilien zerbombt oder beschlagnahmt worden waren. Bei seinen Anwälten war er hoch verschuldet. Sein erstes Einkommen verdiente er sich mit der Veröffentlichung eines Buchs, *Abrechnung mit Hitler*, das er im Gefängnis geschrieben hatte. Es verkaufte sich sehr gut und gab den Schachts eine finanzielle Grundlage. Bald überliess ihm ein Hamburger Verleger im niedersächsischen Bleckede eine Wohnung, und dort lebte Schacht mit seiner Frau und den beiden Töchtern.

«Die zwei Jahre in Bleckede waren sehr glückliche», entsinnt sich Cordula. «Es war unser erstes Zuhause nach dem Krieg, in dem wir alle vier zusammen wohnten. Das ist uns nie wieder gelungen. Mein Vater schrieb eine wirtschaftliche Abhandlung [das Buch *Mehr Geld, mehr Kapital, mehr Arbeit*]. Wir wohnten über dem Büro des Verlegers, durch das wir hindurch mussten, um in unsere Wohnung zu gelangen. Vielleicht wurde meine Liebe zu den Büchern durch diesen wundervollen Geruch nach Papier und frisch gespitzten Bleistiften geweckt.»

In Cordulas Erinnerung ist der Vater liebevoll, aber zugleich streng. «Er zeigte seine Zuneigung nicht offen. Die Norddeutschen machen nicht viele Worte und noch weniger Gesten. Dennoch verstanden wir beide deutlich, dass wir einander gern hatten. Er konnte zwar sehr streng, aber auch sehr zartfühlend sein, war aber auch imstande, ziemlich aufzubrausen. In jungen Jahren geschah es, dass er sehr jähzornig wurde. Aber zu meiner Zeit wurde seine Stimme nur selten lauter, aber wenn, dann hatte es eine ziemliche Wirkung. Ich hatte nie Angst vor meinem Vater.»

Zwei Jahre später bat die indonesische Regierung Schacht, sie bei ihrem neuen Wirtschaftsplan zu beraten. Er nahm die Einladung an und

verliess Deutschland, um eine ausgedehnte Reise anzutreten, die ihn auch nach Indien, Syrien, Ägypten und in den Iran führten, für deren Regierungen er ebenfalls als Berater tätig wurde. Cordula und ihre Schwester Konstanze blieben bei einer Cousine in einem kleinen Tiroler Dorf zurück. Dort besuchten die Schacht-Töchter auch die Schule, während sie auf die Rückkehr ihrer Eltern warteten.

«Ich mochte meine Cousine sehr und sie mich auch», erzählt Cordula. «Sie war der erste Mensch, der mir sagte, ich sei klug, nett und sogar hübsch. Bis dahin hatte ich immer gedacht, meine Schwester sei viel klüger, manierlicher und intelligenter.»

Ein Jahr später kehrte Schacht nach Deutschland zurück und kaufte ein Haus in München. Während noch daran gebaut wurde, lebten Cordula und ihre Schwester in einem nahegelegenen Kinderlager. Bald verliess die Schwester sie, um in ein Internat zu gehen, und Cordula fühlte sich einsam, «denn meine Schwester war mir sehr wichtig gewesen. Ich wechselte so häufig die Schule, dass es sehr schwerfiel, in dieser Zeit Freundschaften zu schliessen. Meine Schwester war meine einzige wirkliche Freundin.»

Als das Haus fertig war, zog die neunjährige Cordula nach München und besuchte dort ihre sechste Schule. In jener Zeit hatte der Vater seine Memoiren abgeschlossen und seine eigene Bank gegründet, die Aussenhandelsbank Schacht & Co. mit Sitz in Düsseldorf. Seine Arbeit verlangte es, dass er in der Woche in Düsseldorf blieb, also sah er die Familie nur an den Wochenenden.

«Ich erinnere mich nicht an die Wochenenden mit meinem Vater in jener Zeit. Ich erinnere mich an spätere Wochenenden, weil meine Mutter Schwierigkeiten mit mir hatte, und wenn Vater zu Besuch kam, sollte er mich massregeln, und dadurch entstanden Reibungen in der Familie. Er sollte mich bestrafen, was ihm überhaupt nicht gefiel und mir natürlich auch nicht.»

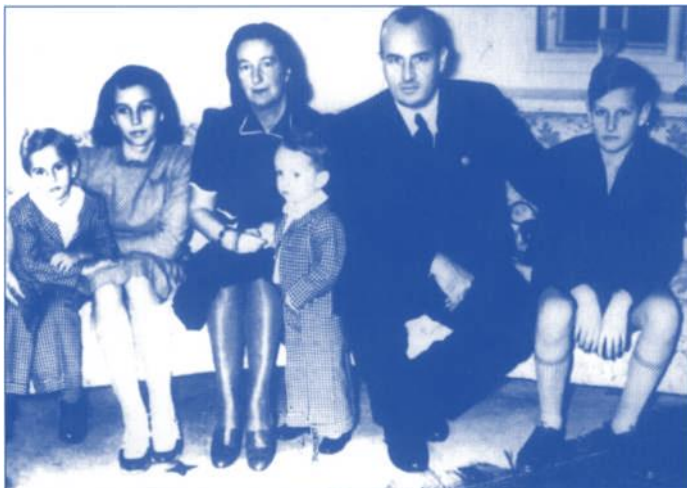
Nach einjährigem Besuch des Gymnasiums wurde Cordula auf ein Internat geschickt. Sie hasste die repressive Atmosphäre und wollte zurück nach Hause, aber die Mutter bestand darauf, dass sie blieb. So fiel Cordula absichtlich in einigen Fächern durch und durfte zurück auf eine staatliche Schule in München, ihre neunte. Dort erfuhr Cordula bald, dass sich auch Edda Göring an der Schule befand, in einer der höheren Klassen. «Sie hatte nur eine enge Freundin, und wenn

diese nicht da war, stand sie allein auf dem Flur, und alle sagten: ‚Oh, da ist Edda Göring‘. Jeder wusste, wer sie war.» Cordula blieb bis zu ihrem zwanzigsten Lebensjahr in dieser Schule. Das war 1963.

«Schon sehr frühzeitig wusste ich, dass sich meine Familie von anderen unterschied. Wir sind häufig umgezogen, lebten nicht zusammen, und ich wusste auch, dass mein Vater ein berühmter Mann gewesen war. Ich wusste es von meinen Eltern, und alle Leute, die zu uns zu Besuch kamen, taten, als sei mein Vater noch immer sehr bedeutend. Selbst auf der Strasse traten die Leute auf ihn zu. Ging man neben ihm, dann konnte man hören: ‚Da geht der Schacht‘ oder so ähnlich. Die Leute behandelten ihn mit grossem Respekt. Sie müssen wissen, er war sehr gross [etwa ein Meter neunzig], stand sehr gerade, hatte schmale Schultern und einen langen Hals, und das alles liess ihn noch grösser erscheinen. Zusammen mit seinem Geist und seinem starken Willen vermittelte er den Eindruck eines geradlinigen, aufrechten Menschen.»

Im Alter von sechzehn Jahren erfuhr Cordula in der Schule vom Krieg. «Ich wusste das bereits von zu Hause. Ich wusste, dass man ihm den Prozess gemacht, dass er hohe Positionen bekleidet, das Kriegsende in deutschen Konzentrationslagern erlebt hatte. Natürlich wurde der Name meines Vaters genannt, aber nichts an der Darstellung war anders als das, was man mir bereits erzählt hatte, nichts überraschte mich. Ich hatte den Eindruck, der Lehrer fühlte sich etwas unbehaglich mit dem Wissen, dass ich die Schacht-Tochter war. Alle wussten, wer mein Vater war.

Mit elf Jahren etwa hatte ich gelernt, was es bedeutete, seine Tochter zu sein. Mein Vater sprach mit mir darüber. Oder es kamen Besucher und fragten ihn nach der Vergangenheit. Er antwortete ihnen, und ich hörte einfach zu und bekam es mit. Mein Vater sprach sehr offen über den Krieg. Niemals machte er vor uns ein Geheimnis aus dieser Zeit.» Cordula wusste, dass ihr Vater erheblich älter war als die Eltern der meisten ihrer Schulkameraden. Sie fand ihn aber so stark, dass sein Alter ihr nie etwas ausmachte. «Ich hatte nicht den Eindruck eines alten Mannes. Und er hatte nie das Gefühl, dass die Zeit in den deutschen KZ oder in Nürnberg seine Gesundheit nach dem Krieg beeinträchtigt hätte. Das heisst, an seinem achtzigsten Geburtstag beklagte er sich natürlich, dass ihm das alles sieben Jahre seines Lebens ge-



1 Die Familie Frank 1942 (eine Tochter fehlt). Norman schmollend zur Linken des Vaters, Niklas zwischen den Eltern stehend. Als dieses Foto entstand, hatte der rücksichtslose Abtransport von 85% der polnischen Juden in die Vernichtungslager Frank den Beinamen «Schlächter von Polen» eingebracht.



*2
April 1942.
Der dreizehnjährige
Norman Frank in
der Uniform
der Hitlerjugend.
Der Vater über-
reicht ihm feierlich
ein Hitlerbild.*



3
*1944. Norman Frank im
Alter von sechzehn Jahren
mit seinem Vater.*



4
*Brigitte Frank
mit Niklas, 7,
und seiner
älteren
Schwester
Brigitta vor
dem Besuch
Hans Franks
im Nürnberger
Gefängnis
1946. Knapp
drei Wochen
später wurde
Frank
hingerichtet.*



5 Die Angeklagten im Nürnberger Prozess gegen die Hauptkriegsverbrecher. Rudolf Hess zweiter von links in der ersten Reihe gleich neben Hermann Göring. Vor den Angeklagten sitzen die Verteidiger.

6 Ilse Hess hilft Wolf Rüdiger bei seinen Schulaufgaben in ihrem Haus in Bad Oberdorf. Während dieser Zeit sitzt Rudolf Hess auf der Anklagebank in Nürnberg.





7 Wolf Rüdiger Hess, seine Mutter und seine Frau beim Verlassen des Spandauer Gefängnisses am 26. April 1985, wo sie Rudolf Hess zu seinem 91. Geburtstag besucht hatten.

8 Wolf Hess sieht seinen Vater zum letztenmal nach dem mysteriösen Tod im Jahre 1987.





9 Hjalmar Schacht zusammen mit Adolf Hitler bei einer Kundgebung Mitte der dreissiger Jahre.

10 Manci Schacht mit ihren beiden Töchtern Cordula und Konstanze auf dem Weg zum Nürnberger Gefängnis, wo sie Hjalmar Schacht einen Besuch abstatten. Cordula wird ihren Vater zum erstenmal sehen.

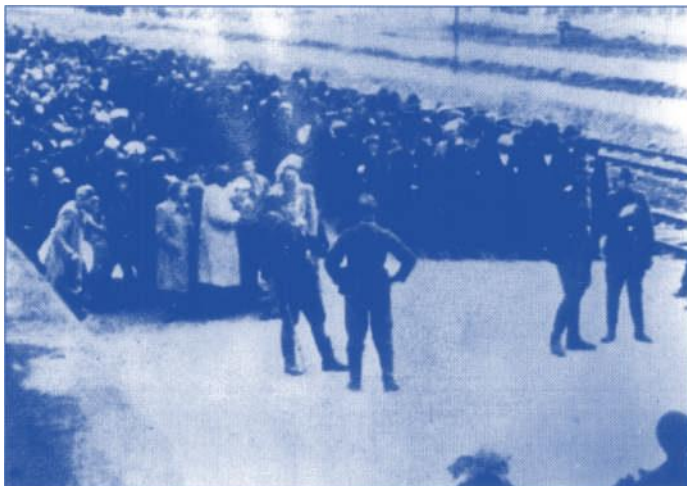




11 Schacht (im Mantel mit Pelzkragen) während der turbulenten Pressekonferenz nach seiner Freilassung.

*12 Die Familie nach dem Krieg in ihrer Bibliothek.
Von links nach rechts: Schacht, Cordula, Konstanze, Manci.*





13 Ein seltenes Foto von der Rampe des KZ Auschwitz. Die Ankömmlinge sind bereits nach Männern und Frauen getrennt worden. Überlebende haben den SS-Offizier ganz rechts als Dr. Josef Mengele erkannt.

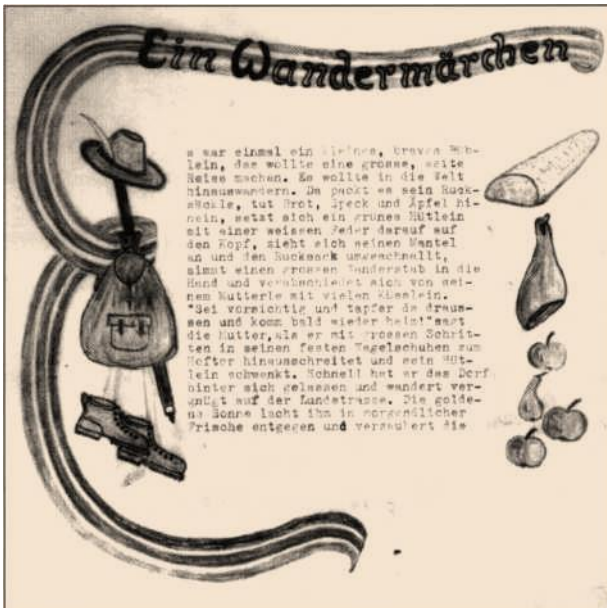


14 Rolf Mengele besucht seinen Vater 1947, als dieser unerkannt auf einem Bauernhof in Süddeutschland arbeitet.



15 Josef Mengele als «Onkel Fritz» mit Rolf (rechts) und seinem späteren Stiefsohn Karl-Heinz im März 1956 in den Schweizer Alpen.

16 Ein Märchen, das Josef Mengele in Südamerika für seinen Sohn Rolf schrieb.





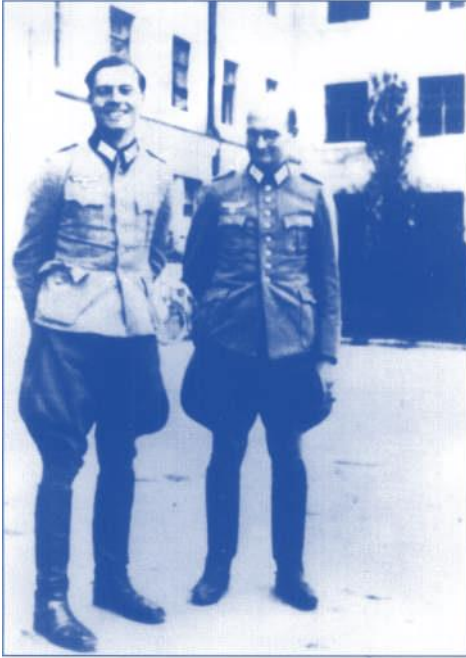
17 Adolf Hitler begrüsst den Chef der deutschen Kriegsmarine, den von ihm testamentarisch zu seinem Nachfolger bestimmten Grossadmiral Karl Dönitz zu einer Lagebesprechung.



18 Verhandlungspause im Nürnberger Prozess. Karl Dönitz im Gespräch mit Hermann Göring (links), Erich Raeder (3. von links) und Rudolf Hess (4. von links).



19
 Ursula Dönitz
 (2. von rechts)
 feiert mit der
 Familie die
 Freilassung des
 Vaters aus dem
 Spandauer
 Gefängnis am
 1. Oktober 1956.
 Links von Ursula
 Karl Dönitz'
 Frau Ingeborg,
 ganz rechts
 Ursulas Mann
 Günther Hessler.



20

Claus von Stauffenberg (links) 1942 im ukrainischen Hauptquartier der deutschen Wehrmacht.

21 Stauffenberg (mit Augenklappe) erholt sich von seiner schweren Verwundung in Nordafrika. Umgeben ist er von seinen Kindern sowie Nichten und Neffen. Ganz rechts: Franz Ludwig.

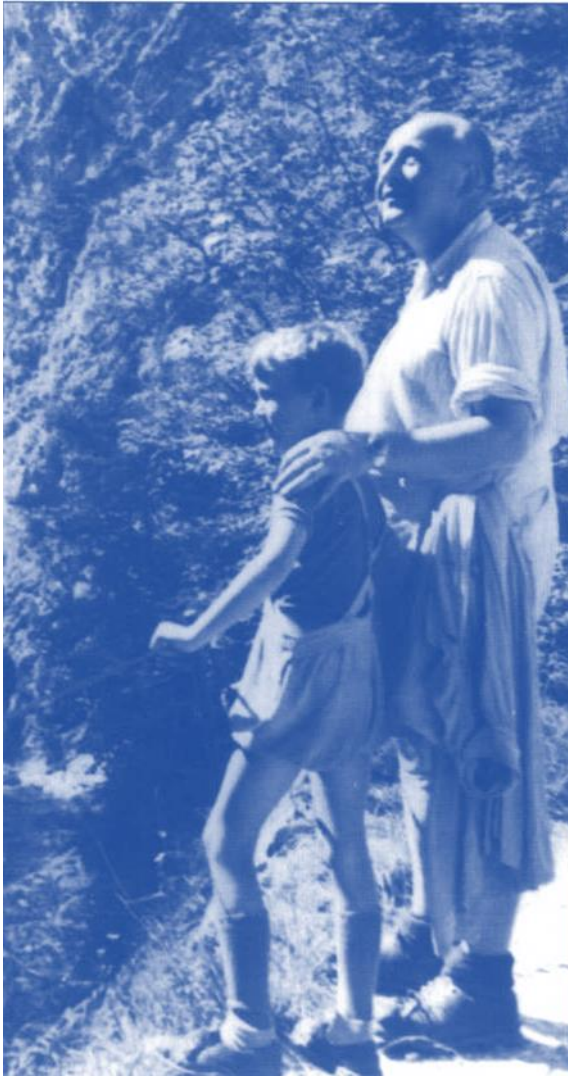




22 Karl Saur (rechts) auf einem privaten Spaziergang mit Adolf Hitler auf dem Obersalzberg, Hitlers Sommerresidenz.

23 Klaus Saur (2. von links) und Karl Saur jun. (3. von links) 1948 mit zweien ihrer drei Schwestern. Im selben Jahr wird der Vater von den Amerikanern auf freien Fuss gesetzt.





24 Karl Saur 1953 mit seinem neunjährigen gleichnamigen Sohn.



25 Die kirchliche Taufe von Edda Göring im Jahre 1937 stiess bei vielen Nazibonzen auf Ablehnung. Trotzdem nahm Adolf Hitler teil. Göring in weisser Uniform, Emmy hält die kleine Edda.

26 Adolf Hitler hält Edda nach der Taufe auf dem Arm.





27 Hermann Göring (links) und Rudolf Hess (rechts) bei der Urteilsverkündung am 30. September 1946. Vorn die Verteidiger.



*28
Abschied von Hermann
Göring auf Schloss
Fischhorn. Schnappschuss
eines GI von Emmy und
Edda Göring.*



29 Emmy (links) und Edda besuchen Hermann Göring am 26. September 1946 im Nürnberger Gefängnis.

nommen habe. Es war Zeit, die er nicht leben konnte, aber keine Zeit, die ihn zerstört hätte. Er hatte eine gute Gesundheit, nur dass er dreimal einen doppelten Leistenbruch hatte, der von der schlechten Behandlung und Nahrungsknappheit in den Lagern herrührte.»

In ihrem zweiten Lebensjahrzehnt kam Cordula ihrem Vater näher. «Ich bewunderte immer seine Intelligenz und seine Kultiviertheit. Sonntags, beim Frühstück, trug er mir Passagen aus Gedichten vor, und ich musste sagen, woraus sie sind. Und da er selber Gedichte schrieb, freute er sich immer sehr, wenn ich herausfand: Das ist ein echter Schacht und nicht Goethe oder Schiller. Ich konnte meinen Vater zutiefst verstehen, denn vielfach fühlte ich wie er, und das freute ihn.

Wir sprachen viel miteinander, wenn wir zusammen waren. Ich habe ihn immer um Rat gefragt. Einen Wendepunkt gab es für mich, als ich Übersetzerin werden und auf eine anerkannte Schule in München gehen wollte. Er wandte ein: ‚Wenn du nur Sprachen lernst, wirst du Sekretärin‘. Damals regte ich mich auf, war aber zu schwach, um mich ihm zu widersetzen, denn ich hatte kein Geld und wäre ohne seine Unterstützung nicht zurechtgekommen. Also ging ich weiter zur Schule, und aus mir wurde auch wirklich eine viel bessere Schülerin.»

Nach Abschluss des Gymnasiums im Jahre 1963 brachte Cordula, noch unentschlossen, was sie werden wollte, ein Semester an der Pariser Sorbonne zu. Im darauffolgenden Jahr heiratete ihre Schwester, «aber meinem Vater fiel es so schwer, sie aus dem Haus zu lassen, dass er eine Gürtelrose bekam und sich ausserstande sah, an der kirchlichen Trauung und der Hochzeitsfeier teilzunehmen.»

Im selben Frühjahr begleitete Cordula den Vater nach Amerika. Schacht war zu einer Vortragsreise durch mehrere Bundesstaaten eingeladen worden, und Cordula brachte die Reise eine Offenbarung. «Zum erstenmal stellte ich fest, dass mein Vater eine gewisse Angst hatte zu versagen. Das war völlig neu für mich, denn nie hätte ich gedacht, dass sich mein Vater vor irgendetwas fürchten würde.» Er fühlte eine Beklemmung, seine Reden auf Englisch zu halten, und wusste nicht, wie man sie aufheben würde. Sein erster Vortrag in Chicago endete in einer Katastrophe. Schacht hielt kaum inne in seinem einstündigen Vortrag, als man ihn nach der Hälfte der Zeit unvermittelt wissen liess, seine Redezeit sei abgelaufen. Danach legte er seine Aufzeichnungen beiseite und redete frei; seine Aufnahme wurde von Stadt zu Stadt besser. Cordula erinnert sich deutlich an ei-

ne Fernsehsendung in Washington, in der ihr Vater als Gast auftrat. «Er war dort zusammen mit der Mutter des Kennedy-Mörders Oswald und der Autorin eines Buchs, das, glaube ich, den Titel *Sex and the College Girl* trug. Die Sendung war typisch amerikanisch. Sie war auch ganz lustig, weil es plötzlich hiess: ‚Und jetzt unterbrechen wir die Sendung für einen Moment‘. Und das geschah mitten in einem Gedanken, mitten im Satz. Ich fand das unerhört und mein Vater damals auch. Aber er war zufrieden, weil es ihm bezahlt wurde; Dollars standen damals hoch im Kurs, und er konnte das Geld gebrauchen.»

Nach Deutschland zurückgekehrt, entschloss sich Cordula, Jura zu studieren, was ihrem Vater «sehr gefiel». Die beiden hielten lange philosophische Diskussionen ab, die Cordula als ein «gutes, aufregendes Geben und Nehmen von Intellekt» ansah.

In dieser Zeit, als Cordula Anfang zwanzig war, hörte sie auch die ersten negativen Aussagen über ihren Vater. «Nicht alles war positiv», erinnert sie sich. «Ich hörte Leute sagen, er habe seine Posten in den dreissiger Jahren nur ausgeübt, weil er weiterkommen wollte, er sei ein Opportunist gewesen. Man sagte das zu mir oder so, dass ich es hören konnte.

Wenn ich solche Kritik hörte, nahm ich sie mit offenem Ohr auf. Nicht, dass ich sie für wahr hielt und mich aufregte. Wenn ich etwas hörte, was ein echtes Problem aufwarf, dann fühlte ich mich als Katalysator, um meinen Vater direkt zu befragen, und er erläuterte es mir dann. Ansonsten hatte ich ja meinen Vater gründlich kennengelernt, und ich meinte herausgefunden zu haben, wie er wirklich war. Ich hatte meine eigene Vorstellung von ihm. Mir war bewusst geworden, dass sein Charakter sowohl Pluspunkte als auch Mängel aufwies. Doch ich habe immer wieder feststellen müssen, dass das Positive an meinem Vater überwog.»

Cordula hatte drei Semester Jura in Hamburg studiert, als ihre Mutter sie anflehte, für den Rest ihres Studiums nach München zurückzukehren. «Ich wollte in Hamburg bleiben und mich nach meinem Willen entwickeln. Mein Vater ermutigte mich, dort zu bleiben, aber meine Mutter sagte: ‚Komm lieber zurück, du weisst nicht, wann dein Vater stirbt‘. Also ging ich zurück und blieb, bis mein Vater starb.» Schacht befand sich in seinen letzten Lebensjahren im Vollbesitz seiner geistigen Kräfte. Er empfing noch immer Gäste, aber Cordula war

nicht immer erfreut über die Besucher. «Es gab einige, die kamen, um ihm zu schmeicheln, und ihm gefiel das. Er merkte nicht, dass sie unaufrichtig waren und nur zu seinem Bekanntenkreis zählen wollten. Das hat mich immer sehr enttäuscht.»

Cordula lebte in München die letzten vier Jahre seines Lebens mit ihm zusammen. Eines Tages im Mai 1970 stürzte er, als er sich die Hose anzog und brach sich die Hüfte. Man schlug dem dreiundneunzigjährigen Patienten die Alternative vor: natürliche Heilung, die aber mindestens acht Wochen gedauert hätte, oder eine Operation, mit der die Zeit halbiert werden konnte. Ungeduldig wie eh und je, entschied sich Schacht für die Operation. «Meine Mutter und ich mussten seine Entscheidung akzeptieren», erinnert sich Cordula. «Es hätte seinen Gemütszustand stark beeinträchtigt, wenn wir ihn gezwungen hätten, auf die langwierige Heilung einzugehen.»

Die Ärzte zeigten sich zufrieden mit der Operation und hatten ihm schon den Entlassungstermin mitgeteilt, als sich in seinem Bein ein Aneurysma entwickelte. Von dem Zeitpunkt an, als die Krankenschwester den Zustand seines Beins bemerkte, hatte Schacht nur noch wenige Stunden zu leben. Cordula und ihre Mutter waren bei ihm.

«Ich war nicht gegen seinen Tod», sagt Cordula. «Ich akzeptierte ihn. Für ihn war es die rechte Zeit zu sterben. Er litt an keiner Krankheit, geriet aber stets ausser Atem, wenn er ein paar Schritte tat. Er hörte recht schwer und trug kein Hörgerät. Ich glaube, Altwerden ist nicht so leicht.»

Hunderte kamen zu Schachts Beerdigung, auch viele aus dem Bankgeschäft, aber kein Vertreter der deutschen Regierung. «Das hätte ihn geärgert», meint Cordula. «Er zeigte sich verbittert darüber, dass ihn die Politiker seiner Zeit nicht um Hilfe baten. Es kränkte ihn sehr, dass sich die westdeutsche Regierung von ihm abwandte.»

Nach Cordulas Auskunft brachte den Vater mit zunehmendem Alter auch sein Nürnberger Martyrium auf. «Den Amerikanern oder Briten gegenüber hegte er keine Bitterkeit, nur gegenüber der Vorstellung, dass er überhaupt vor Gericht stand. Einmal hatte er ein Problem mit Israel. Während einer seiner Reisen in den Nahen Osten hatte er eine Zwischenlandung auf einem israelischen Flugplatz. Später las er in den Zeitungen, wenn man das gewusst hätte, dann hätte man ihn fest-

genommen und eingesperrt. Es machte ihn wütend, dass die Israelis so über ihn dachten, aber er war auch froh, nicht verhaftet worden zu sein.» Cordula empfindet es als einen Vorzug, die Tochter Hjalmar Schachts zu sein, sagt aber: «Es war auch eine Last. Ich gewann den Eindruck, dass mich niemand um meiner selbst willen akzeptierte, sondern nur als seine Tochter, und nach einigen Jahren hasste ich das. Einmal sagte ich sogar, er sei nicht mein Vater, aber nur einmal. Ich fühlte mich schrecklich danach. Es war schwer, meine eigene Persönlichkeit zu entwickeln. Selbst wenn ich mich verabredete, fragten mich die Jungen: ‚Was weiss oder denkt dein Vater über dieses und jenes?‘

Hätte man meinen Vater in Nürnberg verurteilt, wäre alles anders gekommen. Ich hätte wohl mehr Interesse an Geschichte gezeigt und versucht, meinen Vater zu verteidigen. So fühlt man als Kind. Da das unnötig war, hatte ich keinen Anreiz, das zu tun. Es fällt mir schwerer, ein Kind zu verstehen, das seine Eltern verurteilt. Niklas Frank zum Beispiel: Ich kann das nicht guteissen. Aber er muss eine schlimme Jugend, eine schlimme Nachkriegszeit erlebt haben.

Als ich älter wurde, stellte ich fest, dass die Leute mich immer wieder nach meinem Vater fragten. Ich habe sehr schwer daran gearbeitet, mich unabhängig zu machen, und langsam spüre ich, dass ich aus dem Schatten meines Vaters trete. Es hat lange gedauert, aber ich bin sehr froh, dass ich selbstbewusst sagen kann: Ich bin Cordula Schacht, die Tochter von Hjalmar Schacht. Jetzt ist es eine Bereicherung, diesen Vater gehabt zu haben, und keine Last mehr.»

KAPITEL 6

«Keine Richter, nur Rächer»

Am 14. Oktober 1977. Obwohl in Brasilien Frühling war, herrschte um die Mittagszeit ein heisses und feuchtes Klima. Rolf Mengele, das dreiunddreissigjährige einzige Kind von Josef Mengele, dem flüchtigen Auschwitz-Arzt, fühlte sich wie schweissgebadet. Er war müde und mit seinen Nerven am Ende, als er sich mit einem klapprigen VW-Bus durch die belebten Strassen der Stadt schlängelte. Rolf war vor zwei Tagen, aus Westdeutschland kommend, in Brasilien eingetroffen. Seine Reise diente einem einzigen Zweck. Zum erstenmal in seinem Erwachsenenleben sollte er seinen Vater, den am intensivsten gejagten Nazi der Welt, besuchen. «Ich musste mehr über ihn erfahren», erinnert sich Rolf. «Ich musste ihm persönlich gegenüber treten, um alle mich bewegenden Probleme zu besprechen. Ich dachte, bei einer persönlichen Begegnung würde ich mehr aus ihm herausbekommen.»

Der Bus bog in die Alvarenga ein, eine staubige Strasse in einem heruntergekommenen Viertel von São Paulo. Rolf hielt vor einem gelben, mit Stuck verzierten Haus. Hinter der sich legenden Staubwolke erschien nahe dem Eingangstor ein gesetzter alter Herr mit sorgfältig gekämmtem Haar. Josef Mengele schritt auf seinen Sohn zu, um ihn in die Arme zu schliessen.

Vor einundzwanzig Jahren hatten sie sich zuletzt gesehen. Damals, in den Schweizer Alpen, hatte man Rolf den Vater als einen verloren geglaubten Onkel vorgestellt, der atemberaubende Geschichten aus dem Krieg erzählte. In diesen einundzwanzig Jahren hatte sich Mengele als einer der abgefeimtesten Kriegsverbrecher erwiesen. Doch der Mann, der nun vor Rolf stand, glich nur dem Schatten des SS-Offiziers, der Auschwitz-Insassen terrorisierte und sich den Beinamen «Todesengel» verdiente. Sein Stolz und seine Selbstsicherheit waren dahin. Sein erwartungsvoller Blick, als er unbeholfen die Arme hob, schien eher mitleiderregend. «Der Mann, der vor mir stand», entsinnt sich Rolf, «war ein gebrochener Mann, eine ängstliche Kreatur.» Josef Mengele zitterte vor Erregung. Rolf bemerkte Tränen in seinen Augen. «Bei ihm war viel Emotion dabei», berichtet Rolf. «Es war für ihn ein ganz erhebender Augenblick, das einzige Mal, dass sein Sohn

kam. Ich hatte ein schlechtes Gefühl, weil ich seine Emotionen nicht zurückgeben konnte. Er kam mir wie ein Fremder vor. Ich wusste, dies war mein richtiger Vater, doch wir hatten nicht das natürliche Vater-Sohn-Verhältnis. Aber dann machte ich ein paar Gesten, um die ungewohnte Situation und die Emotion zu überwinden», sagt er, und so erwiderte er die vom Vater angebotene Umarmung.

Josef Mengele war sechsundsechzig, als sie sich im Jahre 1977 begegneten. Er wurde am 16. März 1911 als ältester von drei Söhnen einer wohlhabenden katholischen Familie in Günzburg, einer malerischen bayerischen Kleinstadt, geboren. Mengele & Söhne, ein von Josefs Vater gegründetes Unternehmen zur Herstellung von Landmaschinen, beherrschte als grösster Arbeitgeber das Städtchen. Josef Mengele wuchs in einem privilegierten, aber gefühlsarmen Hause auf. In der Schule zeigte er vorbildliche Leistungen. Er war ein apolitischer Neunzehnjähriger, als er sich 1930 entschloss, Arzt zu werden, anstatt in die Fussstapfen seiner Vorfahren zu treten und im Unternehmen zu bleiben. «Er hatte wunderbare Voraussetzungen», meint Rolf. «Vor ihm lagen so viele Möglichkeiten. Das macht es unter anderem so schwierig für mich, dass er diese Möglichkeiten vertat. Sein Leben wegwarf.»

Rolf sieht die ersten Jahre des Medizinstudiums seines Vaters als den Ausgangspunkt seiner Korrumpierung. Mengele besuchte die Universität in München, einer von Hitlers glühendem Nationalsozialismus vergifteten Stadt. Die Fakultät war stark vom Nationalsozialismus beeinflusst; an ihr wurden die halbgewalkten Theorien von der «arischen Herrenrasse» gelehrt,

Mengele studierte unter Ernst Rüdin, dem Initiator der Gesetze zur Zwangssterilisation und Verfechter der Auffassung, Ärzte sollten «unwertes Leben» vernichten. Während Mengele einen medizinischen Grad anstrebte, studierte er auch unter Professor T. Mollinson, der behauptete, er könne schon anhand eines Fotos erkennen, ob jemand jüdische Vorfahren habe; unter Mollinson erwarb er seinen Dokortitel, und Mollinson war es auch, der den sechsundzwanzigjährigen Internisten 1937 an eine Stelle empfahl, die sein Leben verändern sollte. Er wurde Forschungsassistent am namhaften Reichsinstitut für Erbbiologie und Rassenhygiene der Universität Frankfurt und in den Mitarbeiterstab eines der führenden europäischen Genetiker, Professor Otmar Freiherr von Verschuer, aufgenommen.

Von Verschuer, der sich damals vornehmlich der Zwillingsforschung widmete, war von Hitler ausgesprochen begeistert. Mengele wurde der Lieblingsschüler des Professors. Gemeinsam befanden sie sich im Epizentrum nationalsozialistischen philosophischen und naturwissenschaftlichen Denkens. Im Mai 1937 trat Mengele in die Naziartei ein und ein Jahr später in die SS, der Hüterin der Rassenreinheit der Nation. Mit von Verschuers Hilfe kletterte er in der akademischen Nazihierarchie schnell aufwärts und griff den Gedanken auf, dass sich das Erbgut einer Rasse durch geeignete Auslese verbessern lasse. Auch die Nazi-propaganda über die Juden nahm er in sich auf. «Als ich ihn besuchte», erinnert sich Rolf, «meinte er belegen zu können, dass die Juden anders oder abnorm seien. Aber er vermochte keinen überzeugenden Beweis dafür zu erbringen.»

Mengele widmete sich gewissenhaft seinen vom Nationalsozialismus geprägten Studien, nahm sich aber 1939 die Zeit, die Tochter eines Geschäftsmanns, Irene Schoenbein, zu heiraten. Versessen darauf, in den Kampf zu ziehen, verliess er von Verschuer schliesslich im August 1940, um Hitlers fanatischster Kampfteinheit, der Waffen-SS, beizutreten. Ein Jahr tat er Dienst beim Rasse- und Siedlungshauptamt der SS, wo er die rassische Eignung besiegtter Polen prüfte. Mitte 1941 wurde er in die Ukraine versetzt und im folgenden Jahr verwundet, was ihm ein Eisernes Kreuz Erster Klasse und die Rückversetzung nach Berlin und zu von Verschuer einbrachte. Sein Mentor legte ihm nahe, in einem Konzentrationslager zu arbeiten und verwies als Anreiz darauf, dass solch eine Stellung im Interesse der Wissenschaft liege. Als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin beschaffte von Verschuer während des Kriegs finanzielle Mittel für Mengeles Experimente im Konzentrationslager. Als Gegenleistung übersandte ihm Mengele in Packpapier eingewickelte und mit der Aufschrift «Eilt – Kriegsmaterial» versehene Päckchen mit Laborergebnissen, Skeletten und Körperteilen. Nach dem Krieg, als sich Mengele wegen seiner Verbrechen auf die Flucht begab, kehrte von Verschuer in die Lehre zurück. Obwohl ihm daraus keinerlei Sympathie für seinen Vater erwächst, ärgert es Rolf Mengele noch heute: «Ich kann nicht glücklich damit werden, dass der Mann, der meinen Vater nach Auschwitz schickte, der Mann, der den Befehl erteilte, dorthin zu gehen und die Untersuchungen zu führen, niemals bestraft wurde. Wer

während des Kriegs hinter dem Schreibtisch sass, hatte es nach meiner Auffassung leichter als andere. Von Verschuer trug zumindest eine moralische Verantwortung.»

Kurz nach der Beförderung zum Hauptsturmführer erhielt Mengele seinen neuen Posten. Im Mai 1943 machte er sich auf den Weg nach Auschwitz. Das Lager befand sich in einem abgelegenen Teil des Südwestpolens, den viele Einheimische für zu unwirtlich hielten, um dort zu leben. Im Sommer versengte die Sonne die Erde, und die stikige Luft war mit dem Gestank nach verbranntem Fleisch angefüllt. Im Winter fegten Schneestürme von der Weichsel herüber und suchten die Insassen heim. Zu seinen «produktivsten» Zeiten, in den Jahren 1943 und 1944, umfasste das Lager fünf Krematorien und Gaskammern, in denen täglich neuntausend Opfer vergast und verbrannt werden konnten. An klaren Tagen waren die aus den Krematoriumsschornsteinen züngelnden Flammen und der schwarze Qualm fast fünfzig Kilometer weit zu sehen. Während die Massenvernichtung den Hauptzweck von Auschwitz darstellte, lieferte das Lager auch Zwangsarbeiter an vierunddreissig deutsche Unternehmen, die im Umkreis des Lagers Arbeitsstationen unterhielten. Firmen mit so bekannten Namen wie Bayer, AEG, Telefunken, Krupp, Siemens und LG. Farben nutzten die Arbeitskraft der gepeinigten Häftlinge. Auschwitz war mit über hunderttausend Gefangenen vollgestopft, und die meisten arbeiteten, bis sie tot umfielen.

So sah die Szene aus, die Mengele willkommen hiess. In den folgenden zwanzig Monaten erwarb er sich seinen zweifelhaften Platz in der Geschichte. Während viele SS-Ärzte ihre Lagerarbeit als einen schweren, unangenehmen Auftrag ansahen, ging Mengele seinen Pflichten mit Freuden nach. Am deutlichsten wurde seine Begeisterung bei der Selektion ankommender Häftlinge. Ein SS-Arzt wurde gebraucht, um die Hunderttausende von Opfern zu empfangen, die unter elenden Bedingungen, in Viehwagen gepfercht, eintrafen. Die Neuankömmlinge marschierten am Arzt vorbei, der sie nach rechts oder links schickte. Wer nach rechts beordert wurde, wanderte in die Arbeitslager von Auschwitz. Die meisten wurden nach links ausgesondert, zu den Gaskammern.

Seine Arztkollegen empfanden die Selektionen als den anstrengendsten Teil ihrer Pflichten. Doch Mengele wartete nicht, bis er einmal in der Woche Rampendienst hatte. Er meldete sich freiwillig zum

Sondereinsatz. Überlebende haben anschauliche Berichte über ihren ersten Eindruck von Auschwitz geliefert. Mengeles SS-Uniform sass makellos, seine schwarzen Stiefel glänzten, und das Käppi hatte er verwegen in die Stirn gerückt. Er war jung und sah gut aus, seine weissbehandschuhten Hände spielten oft mit einem blanken Stöckchen, oder er rauchte eine filterlose Zigarette. Gelegentlich lächelte er, oder er pfiß eine seiner Lieblingsarien. Während man die Menge in Männer und Frauen teilte, suchte er unter den Häftlingen nach Zwillingen, seiner Spezialität bei medizinischen Experimenten. Bei diesen Selektionen an der Rampe schickte Josef Mengele vierhunderttausend Menschen in den Tod.

«Für mich reicht das aus, um zu sagen, dass er an allem schuld ist», sagt Rolf Mengele. «Allein an einem Ort wie Auschwitz gewesen zu sein, ist ein Verbrechen. Aber ich brauche nur von den Selektionen zu wissen, um sagen zu können, dass er schuldig im Sinne der Anklage, dass er verantwortlich für Mord ist. Ich habe so viele Male zu verstehen versucht, warum er dort landen konnte und tat, was er tat. Ich kann es nicht. Es ist mir so abwegig. Er kommt mir wie ein Fremder vor. Auschwitz erscheint mir als ein anderer Planet.» In dieser grotesken Lagerumgebung ging Mengele weit über seine eigentliche Rolle hinaus. Er spielte Gott, indem er auswählte, wer leben und wer sterben würde. Sein Eifer brachte ihm bald nach seinem Eintreffen die Ernennung zum Leiter des Frauen-, Kinder- und Zigeunerlagers ein. In dieser Funktion nahm er im gesamten Lager, auch in den Krankenbaracken, zu allen Tages- und Nachtstunden zahlreiche Überraschungsselektionen vor. Allein sein Erscheinen verbreitete Angst und Schrecken.

Zu seinem Ruf als Lagerarzt trug auch ein besonderes pathologisches Laboratorium bei, das man nach seinen Angaben im Krematorium Zwei von Birkenau einrichtete und wo die frisch vergasten Opfer seziiert wurden. Modern ausgestattet, wurde das Laboratorium mit seinem roten Betonfussboden von einem Sektionstisch aus geschliffenem Marmor, umgeben von mehreren Abflussbecken, beherrscht. Die Mittel für das Labor besorgte Mengeles Berliner Mentor, Professor von Verschuer. Hier nahm Mengele seine «Forschungen» vor, um die Geheimnisse der Vervollkommnung der «arischen Rasse» zu entschlüsseln. Um die Rassenreinheit künftiger Generationen von Deutschen zu gewährleisten, sammelte Mengele Tausende Zwillinge. Ein

Kind von jedem Paar verwendete er als wissenschaftliche Kontrolle. Seine «Versuchstiere» waren in Spezialbaracken untergebracht, denen man den Beinamen «der Zoo» gab.

Zu seinen Forschungen gehörten brutale chirurgische Eingriffe und schmerzhaft Tests, die fast immer ohne Anästhesie durchgeführt wurden. Es gab sinnlose Amputationen, Lumbalpunktionen, Typhusinjektionen und absichtlich infizierte Wunden, um die Reaktionen zu vergleichen. Lösungsmittel wurden unter die Kopfhaut gespritzt, um dunkles Haar blond zu färben, und Farbstoffe in die Augen injiziert, um aus braunen blaue zu machen. Starb ein Zwilling, liess Mengele den anderen unverzüglich töten, um sie gleichzeitig obduzieren zu können. Er setzte Elektroschockgeräte ein, um die Belastbarkeit von Häftlingen zu testen, wobei viele Versuchspersonen entweder starben oder ins Koma verfielen. Röntgenapparaturen wurden zur Sterilisation von Frauen eingesetzt. Einer Laune folgend, verklebte er die Brüste einer Mutter, um herauszufinden, wie lange ein Neugeborenes ohne Nahrung überleben könne. Aus Erbarmen tötete sie ihr eigenes Kind, nachdem ihr eine mitleidige Schwester Morphium und eine Spritze zugesteckt hatte.

Überlebende Augenzeugen liefern Hunderte von Beispielen für Menges Grausamkeit, die in Auschwitz alle so gut wie einmalig sind. Zuweilen gab er sich seinen Versuchspersonen gegenüber – zumeist Kinder unter zwölf Jahren – freundlich, doch dann wieder unterzog er sie im Namen der Wissenschaft grauenvollen Experimenten. Seinen Kollegen galt er als Inbegriff eines treuergebenen SS-Offiziers. Nie sprach er über sein persönliches Leben, obgleich seine Frau Irene Auschwitz zweimal besuchte. Sie führte während ihres Aufenthalts in den SS-Unterkünften ausserhalb des Lagers Tagebuch. Irene sah die ankommenden Züge, hielt Auschwitz jedoch für ein Masseninternierungszentrum für politische und Kriegsgefangene. Aus ihrem Tagebuch geht nicht hervor, dass sie von den Bedingungen im Lager oder von den Versuchen ihres Manns wusste. Er verweigerte die Antwort auf ihre Fragen, und als sie ihn auf den «süßlichen Gestank» hin ansprach, gab er zurück: «Frag mich nicht danach.» Irene behauptet, Auschwitz habe ihren Mann verändert, und er sei deprimiert, weil er sich von seinen Befehlen gefangen fühlte. «Sein Ehrgeiz war sein Verderben», bemerkte sie später.

«Es war der Beginn vom Ende ihrer Ehe», erinnert sich Rolf. «Während des Kriegs führten sie nie eine richtige Ehe, und ihr fielen im

Lager Veränderungen an ihm auf. Hier kamen ihr erste Zweifel, wenngleich sie ihn ohne Frage liebte und an ihm eine viel menschlichere Seite sah als ich.»

Am 16. März 1944, Mengeles dreiunddreissigstem Geburtstag, wurde Rolf in Günzburg geboren. Der private Mengele erwähnte die Geburt keinem seiner SS-Kameraden gegenüber. Und anstatt Urlaub zu nehmen, um seinen Sohn zu sehen, blieb er von April bis August in Auschwitz und nahm neununddreissig Selektionen immer umfangreicherer Transporte ungarischer Juden an der Rampe vor. Seinen Sohn sah er erst ein halbes Jahr nach dessen Geburt, als er sich für eine Woche vom Lager beurlauben liess.

Nach dem Krieg meinten einige von Mengeles Freunden und Angehörigen, die Geschichten über ihn seien übertrieben. Zwar sei er in Auschwitz gewesen, aber es war ein schrecklicher Auftrag, und er habe unter den schwierigsten Bedingungen das Beste getan. Rolf hörte dieselbe Entschuldigung direkt aus dem Mund des Vaters: «Mein Vater war der Auffassung, Auschwitz habe bereits vor seiner Ankunft existiert, und er sei nur ein kleines Rädchen im grossen Getriebe gewesen. Als ich ihm sagte, ich betrachte Auschwitz als eines der schrecklichsten Beispiele von Unmenschlichkeit und Brutalität, entgegnete er, ich würde nicht verstehen. Er sei dorthin gegangen, habe seine Pflicht tun müssen und Befehle ausgeführt. Jeder habe das tun müssen, wenn er überleben wollte, und Überleben sei der grundlegende Selbsterhaltungstrieb. Er sei nicht imstande gewesen, darüber nachzudenken. Persönlich fühle er sich für die Geschehnisse im Lager nicht verantwortlich.

Er behauptete, er habe Menschen im Lager helfen wollen, aber ihm waren Grenzen gesetzt. Er verglich die Situation mit der eines Feldlazarets zu Kriegszeiten. Werden zehn verwundete Soldaten in kritischem Zustand eingeliefert, muss der Arzt auf der Stelle entscheiden, wen er zuerst operiert. Wählt er den einen, muss der andere notgedrungen sterben. Mein Vater fragte mich: ‚Wenn die Leute an der Rampe anlangten, was hätte ich tun sollen? Die Leute kamen mit ansteckenden Krankheiten, halbtot‘. Niemand könne sich die Umstände dort vorstellen. Sein Job habe lediglich darin bestanden, die ‚Arbeitsfähigen‘ festzustellen. Er habe sich bemüht, möglichst viele als ‚arbeitsfähig‘ einzustufen.

Mein Vater versuchte, mich zu überzeugen, dass er auf diese Weise

Tausende Menschen vor dem sicheren Tod bewahrt hatte. Er sagte, er habe keine Befehle erteilt und sei nicht für die Vergasungen verantwortlich. Und er behauptete, Zwillinge im Lager verdankten ihm ihr Leben. Er schwor, in seinem Leben persönlich nie jemandem etwas zuleide getan zu haben.» Trotz der Beteuerung seines Vaters nimmt Rolf, als einziger der Familie Mengele, dessen Unschuldsbehauptungen nicht hin.

Als die russische Armee Anfang Januar 1945 gegen Auschwitz vorrückte, verhielt sich Mengele nicht wie ein Unschuldiger. Kameraden und Insassen erinnern sich, dass er sich stark bedrückt zeigte, weil seine Arbeit in russische Hände fallen würde. Wortlos und verdriesslich, den Kopf in den Händen verborgen, sah man ihn oft im Büro der SS-Ärzte auf und ab gehen. Einerseits hatte er seine Versuche bis zum 5. Dezember 1944 fortgesetzt, andererseits aber auch Massnahmen eingeleitet, um seine Arbeit zu verschleiern. Sein Pathologielabor wurde aufgelöst, die Krematorien und Gaskammern sprengte man. Er packte möglichst viele seiner persönlichen und medizinischen Unterlagen ein und vernichtete den Rest. Am 17. Januar 1945, als der Donner der russischen Artillerie von ferne zu hören war, floh Josef Mengele den Irrsinn von Auschwitz.

Er eilte nach Westen in Richtung Günzburg, in den sicheren Schoss seiner Familie. Doch ehe er im September 1945 an der Schwelle des Hauses seiner Frau anlangte, wurde er von der amerikanischen Armee zweimal verhaftet und unter seinem eigenen Namen in ein Internierungslager der USA eingeliefert. Obgleich er in einem Dutzend Fahndungslisten als «Hauptkriegsverbrecher» stand, lief in der Verwaltung der Alliierten alles so chaotisch ab, dass niemand etwas von Mengeles Festnahme mitbekam. Nachdem man ihn zum zweitenmal auf freien Fuss gesetzt hatte, gelangte er endlich zu seiner Familie. Diese besorgte ihm unter fremdem Namen Arbeit auf einem Rosenheimer Bauernhof. Dort, mitten in der amerikanischen Besatzungszone, brachte Mengele die nächsten vier Jahre zu. Trotz des Risikos, dass man ihr folgen könnte, besuchte ihn seine Frau Irene von Günzburg aus. Er war so niedergeschlagen, dass sie glaubte, die Bedeutung ihrer Besuche für ihn wöge schwerer als die Gefahr. Ihre Begegnungen verliefen oft stürmisch, und Mengele war heftigen Gemütschwankungen unterworfen. Sollte er sich stellen, um seine Unschuld zu beweisen? Er fürchtete, die Amerikaner könnten ihn fassen, und

war gleichzeitig empört, Knecht sein zu müssen, abgeschnitten vom normalen Leben und von der Familie. Oft stritt er mit Irene wegen ihrer Freundschaften, vor allem mit anderen Männern. «Er war krankhaft eifersüchtig», sagt Rolf. «Bei ihren kurzen Treffen im Wald machte er ihr Szenen, die sie nachgerade verbitterten. Er befahl ihr, ihre Bekanntschaften aufzugeben und ihre Freunde nicht mehr zu besuchen. Das Haus sollte sie nicht verlassen. Er wusste nicht zu schätzen, in welche Gefahr sie sich jedesmal begab, wenn sie ihn besuchte.»

Auf manche Fahrten nahm Irene Rolf mit. Mengele war glücklich, seinen Sohn zu sehen. Doch Rolf besitzt keinerlei Erinnerungen an diese Besuche. «Nichts», sagt er. «Ich schau mir die Bilder aus jener Zeit an und versuche angestrengt, meinem Gedächtnis nachzuhelfen, aber es gelingt mir nicht.» Ende der vierziger Jahre nahmen die Kriegsverbrecherprozesse Mengele völlig in Anspruch. Man erwähnte seinen Namen im Nürnberger Hauptverfahren, und einige Ärzte, die ähnliche Experimente vorgenommen hatten, wurden angeklagt und hingerichtet. Diese Entwicklungen beunruhigten Mengele so sehr, dass er sich entschloss, Deutschland zu verlassen. Mit finanzieller Hilfe seiner Familie und organisatorischer Unterstützung ehemaliger SS-Angehöriger erstand Mengele gefälschte Reisepapiere und wurde über die Alpen nach Italien geführt, um von dort aus die Reise nach Südamerika anzutreten. Irene Mengele entschloss sich, ihrem Mann nicht zu folgen. Rolf beschreibt das Dilemma, in dem sich seine Mutter befand: «Meine Mutter wollte einfach nicht mit ihm in die Wildnis gehen. Sie hing an Deutschland und an Europa, die Kultur war ihr teuer, und sie stand ihren Eltern sehr nahe. Ausserdem hatte sie 1948 ihren späteren zweiten Ehemann, Alfons Hackenjós, kennengelernt. Trotzdem bedeutete es für sie einen sehr schweren Entschluss, denn sie empfand noch immer etwas für Josef. Mit dieser Entscheidung hat sie sich bewusst bemüht, sein Bild in sich auszulösen und mit ihren Gefühlen für ihn Schluss zu machen.»

Von der Frau verschmäht und von den Alliierten gesucht, floh Mengele aus Deutschland, einsam und verbittert darüber, dass sein Dienst in Auschwitz auf diese Weise belohnt worden war. In Genua, Italien, eingetroffen, wurde er von der italienischen Polizei festgenommen, als diese seinen Rotkreuzpass als Fälschung erkannte. Zum drittenmal seit Kriegsende in Haft, wurde Mengele erst zwei Tage vor seiner geplanten Abreise nach Südamerika freigelassen, nachdem sein Va-

ter einen höheren Angestellten der Firma mit einem Bestechungsgeld von fünfhundert Dollar in Marsch gesetzt hatte. Mitte Juli ging das Schiff nach Argentinien.

In Südamerika begann Mengele, Tagebuch zu führen. Aus ihm geht hervor, dass sein Flüchtlingsleben ihn zwar in ständiger Aufregung hielt, er sich aber an Buenos Aires viel leichter gewöhnte, als er oder seine Familie angenommen hatten. Er traf unter fremdem Namen in Argentinien ein und tauchte in einer grossen und einflussreichen deutschen Gemeinde unter. Der faschistische Diktator Juan Peron gab sich unverfroren pronationalsozialistisch und hatte dem zusammenbrechenden Nazireich in den letzten Kriegstagen zehntausend argentinische Blankopässe zur Verfügung gestellt. Da der Antisemitismus im gesamten argentinischen Leben institutionalisiert war, fand Mengele das Klima angenehmer als im Nachkriegsdeutschland. Bald traf er auf andere führende Nazis, unter ihnen auch auf eine Schlüsselfigur im Fluchtnetz der Nazis, Oberst Hans-Ulrich Rudel, Hitlers höchstdekoriertem Piloten, sowie auf Adolf Eichmann, den für den Transport der europäischen Juden in die Vernichtungszentren zuständigen SS-Obersturmbannführer. Während sich Mengele mit Rudel anfreundete und dieser ihm durch seine Flüchtlingsjahre half, sah er Eichmann als erbärmlichen Verlierer an. Sie trafen sich mehrmals in einem Cafe im Zentrum von Buenos Aires, gingen aber nie nähere Beziehungen ein. Eichmann, der für seine Frau und drei Söhne zu sorgen hatte, war Vorarbeiter in der Mercedes-Fabrik. Er wirkte stets unterwürfig, was Mengele missfiel.

Mengele hatte ganz andere Vorstellungen von seinem neuen Leben. Nachdem er wichtige Kontakte im Naziuntergrund hergestellt hatte, richtete er sein erstes Geschäft ein und verkaufte in Argentinien und Paraguay landwirtschaftliche Maschinen des Familienunternehmens. Bald wurde er Besitzer einer Zimmermannswerkstatt und investierte dann in ein Pharmaunternehmen. Während sich Mengele mit Erfolg an Südamerika gewöhnte, hatte sich Irene entschlossen, ihre Ehe zu beenden. Sie reichte die Scheidung ein, und er willigte ein, indem er eine Vollmacht ausstellte, mit der die Scheidung im März 1954 vollzogen wurde. Allmählich entfernte sich Irene von der Günzburger Mengele-Familie, und stolz verkündete sie, sie wolle von ihr keinen Pfennig. Kurz nach der Scheidung heiratete sie Alfons Hackenjos,

den Besitzer eines Schuhgeschäfts in Freiburg. Für den zehnjährigen Rolf wurde dieser neue Mann der eigentliche Vater: «Hacki [so nannte ihn Rolf) war für mich ein wahrer Vater. Er war wirklich ein besonderer Mensch, und wir waren wie Vater und Sohn zueinander. Wenn ich an einen Vater denke, dann ist es Hacki, den ich für meinen Vater halte, obwohl ich weiss, dass er es eigentlich nicht ist.»

Rolf fiel es leicht, eine tiefe Bindung zu seinem Stiefvater einzugehen, weil er seinen leiblichen Vater für tot hielt. «Meine Mutter und die anderen in der Familie hatten mir immer erzählt, Josef Mengele, mein Vater, sei vermisst. Er habe heldenhaft an der Ostfront gekämpft. Ich hörte Geschichten, dass er ein gebildeter Mann gewesen sei, der Griechisch und Latein konnte und tapfer für Deutschland gekämpft habe. Das ist das Bild, das ich von meinem Vater hatte. Man meinte eben, ich sollte am besten nicht wissen, dass er noch lebte, bis ich älter wäre und vielleicht besser verstehen würde.»

Im Jahre 1956 unternahm Mengele seine erste und letzte Reise nach Europa. Auf Drängen seiner Familie flog er in die Schweiz. Man wollte, dass er wieder heirate. Die Braut sollte Mengeles Schwägerin Martha sein, die Witwe von Mengeles jüngerem Bruder Karl. So gedachte man am besten die Kontrolle über das Familienunternehmen zu behalten und das Geheimnis von Josef Mengeles Leben in Südamerika unter vertrauenswürdigen Leuten zu wahren. Zur Begrüssung Mengeles im schweizerischen Engelberg waren sowohl Irene und Rolf als auch Martha und ihr Sohn Karl-Heinz, der wie Rolf zwölf Jahre alt war, angereist. Rolf erinnert sich an seine Tante Martha als an eine «hinreissende Schönheit», und er mochte Karl-Heinz, «obwohl wir uns nicht besonders nahestanden; er war nur ein Cousin, den ich an Feiertagen bei Familienzusammenkünften sah.»

Das Theater vom Tod des Vaters setzte sich während dieser Begegnung fort; zum erstenmal nach über sieben Jahren hatte Josef Mengele seinen Sohn Rolf gesehen. Man erzählte Rolf, der schneidige Besucher aus Südamerika sei «Onkel Fritz». «Ich dachte wirklich nicht viel darüber nach», erinnert sich Rolf. «Ich war erst zwölf Jahre alt, und mir erschien es als nicht ungewöhnlich, dass es noch einen Verwandten gab, der weit entfernt von Deutschland lebte. Ich hielt ihn für einen Onkel väterlicherseits. Ich glaube, er kam mir nicht wie ein Fremder vor. In den Jahren davor hatte ich mehrere Briefe von ‚Onkel

Fritz' bekommen. Sie waren nett, aber nichts Besonderes. Ich erinnerte mich vor allem deshalb an ihn, weil er mir Briefmarken aus Argentinien geschickt hatte.»

Mengele brachte viel Zeit mit Rolf und Karl-Heinz zu und verwöhnte die Jungen mit Abenteuergeschichten über südamerikanische Gauchos und seine vorgeblichen Erlebnisse im Kampf gegen die Partisanen im zweiten Weltkrieg. «Er war sehr interessant», erzählt Rolf, «und hatte viel Verständnis für uns, war stets zum Spassen aufgelegt. Er lief gern und sehr gut Ski. Zum Essen kam er gut gekleidet, ganz förmlich, und immer gab er Karl-Heinz und mir Taschengeld, mein erstes. Wenn wir in ein Restaurant gingen, durften wir beim Kellner alles bestellen, was wir trinken oder essen wollten. Auch das war für uns neu, denn meine Mutter und der Stiefvater hatten uns weismachen wollen, Kindern sei es nicht erlaubt zu bestellen.

Auch war er, erinnere ich mich, der erste, den ich über den Krieg sprechen hörte. Damals sprach niemand über den Krieg. Es galt als tabu, und natürlich fanden wir Jungen es aufregend, von all den Kämpfen und Schlachten zu hören. Ich mochte ihn sehr – als Onkel.» Zwar blieb es Rolf nicht verborgen, dass sein «Onkel Fritz» sich Martha gegenüber besonders aufmerksam zeigte, doch hielt er das für eine normale verwandtschaftliche Zuneigung. Nach einer Woche in der Schweiz stattete Mengele seiner Heimatstadt Günzburg einen ebenfalls einwöchigen Besuch ab und fuhr dann nach München, wo er in einen Autounfall verwickelt wurde. Die Polizei befragte ihn im Zusammenhang mit seinen südamerikanischen Ausweispapieren und trug ihm auf, die Stadt nicht zu verlassen, bis man ihn näher überprüft habe. «Mein Grossvater fuhr nach München und gab der Polizei etwas Geld, damit sie das mit dem Unfall vergässe», sagt Rolf. Zum viertenmal seit Kriegsende entging Josef Mengele seiner Gefangennahme entweder wegen bürokratischer Schlamperei oder durch Bestechung.

Nach Südamerika zurückgekehrt, entschloss sich Mengele, sein Flüchtlingsleben aufzugeben und sich auf Marthas und Karl-Heinz' Eintreffen vorzubereiten. Im Jahre 1956 fühlte er sich sicher genug, um wieder als Josef Mengele aufzutreten. Zwar befand er sich auf den Fahndungslisten, aber offiziell hatte man noch keine Anklage erhoben. Die westdeutsche Botschaft in Buenos Aires stellte ihm eine Urkunde auf seinen richtigen Namen aus. Niemand in der Botschaft

fragte den vierundfünfzigjährigen Besucher, warum er die ersten sieben Jahre in Argentinien unter einem anderen Namen gelebt hatte. Bei den argentinischen Gerichten beantragte er die Umwandlung des falschen Namens in den richtigen, und niemand stellte auch nur eine einzige Frage. Zu einer Zeit also, da er auf einem Dutzend Fahndungslisten geführt wurde, stellte man ihm sogar einen westdeutschen Reisepass auf seinen eigenen Namen aus.

Im Oktober 1956 siedelten Martha und Karl-Heinz zu ihm nach Buenos Aires über. In den folgenden vier Jahren übernahm Mengele die Vaterrolle für Karl-Heinz, und zwischen den beiden entstand eine enge Beziehung, eine viel engere Beziehung als zu seinem Sohn Rolf, den er nur bei wenigen Gelegenheiten gesehen hatte. „Jahre später schalt er mich, ich sei nicht so gut wie Karl-Heinz“, sagt Rolf. «Stets verglich er mich mit Karl-Heinz und fragte, warum ich dieses oder jenes nicht so gut könne wie mein Cousin.»

Mengele fühlte sich sicher in seinem neuen Leben. Er liess die Aktien seiner Firma an der Börse notieren, nahm eine Hypothek auf und heiratete, alles unter seinem richtigen Namen. 1958 stand er sogar im Telefonbuch. Ein Nazi-Jäger hätte durch einen Anruf bei der Auskunft den flüchtigen Arzt ausfindig machen können, doch niemand suchte in Buenos Aires nach ihm.

Gerade als die schlimmste Wegstrecke von Mengeles Flüchtlingsleben bewältigt schien, leitete man sowohl in Westdeutschland als auch in Israel ernsthafte Bemühungen ein, ihn vor Gericht zu stellen. Im August 1958 nahm ihn die Bundespolizei von Buenos Aires unter dem Verdacht fest, ohne Lizenz eine ärztliche Tätigkeit ausgeübt zu haben. Der Hauptkommissar, der den Fall bearbeitete, gab später zu, fünfhundert Dollar als Bestechung angenommen, ihn auf freien Fuss gesetzt und die Akte geschlossen zu haben.

Doch diese erste Berührung mit der argentinischen Polizei hatte Mengele in Angst versetzt; er fürchtete, seine Auschwitzer Vergangenheit könnte aufgedeckt werden. So richtete er sich jenseits der Grenze, im rechtskonservativen Paraguay, General Alfredo Stroessners sicherem Hafen, geschäftlich ein. Im Mai 1959 zog er dorthin und kehrte nur gelegentlich nach Argentinien zurück, um Martha und Karl-Heinz zu besuchen. Es erwies sich, dass er dabei eine glückliche Hand gehabt hatte. Am 5. Juni 1959 stellte ein Landgericht in Deutschland aufgrund schonungsloser Fakten, die ein einzelner Überlebender des La-

gers zusammengetragen hatte, endlich einen Haftbefehl aus und legte eine siebzehn Punkte umfassende Anklageschrift wegen vorsätzlichen Mords vor. Die Deutschen konzentrierten ihre Bemühungen auf Argentinien; sie wussten nicht, dass Mengele bereits fortgezogen war. Auch im darauffolgenden Jahr hatte er Glück, als ein Team des israelischen Geheimdienstes Adolf Eichmann vor seiner Wohnung in Buenos Aires überwältigte und ihn nach Israel schmuggelte. Dort machte man ihm den Prozess und hängte ihn. Die Israelis suchten auch nach Mengele und tauchten bei seinen früheren Anschriften auf. Dabei fanden sie Martha vor, aber nicht den Flüchtling.

Die Entführung Eichmanns und die westdeutsche Anklageschrift hatten zur Folge, dass Josef Mengeles Verbrechen nun der Öffentlichkeit bekannt waren. Die Presse interessierte sich für ihn, und so war Mengele in den Nachrichten.

Die Familie konnte die Wahrheit vor dem sechzehnjährigen Rolf nicht länger verbergen. «Mein Stiefvater nahm mich beiseite, um es mir zu sagen», erinnert sich Rolf. Er übernahm die Verantwortung und erzählte mir, dass mein Vater eigentlich lebte, dass es Onkel Fritz sei und dass gegen ihn diese Beschuldigungen erhoben würden. Ich fand alles sehr sonderbar. Hacki war zu mir wie ein Vater, doch nun erfuhr ich, dass mein leiblicher Vater noch lebte, und ich wusste nur wenig über ihn aus seinen spärlichen Briefen und von unserer Begegnung in der Schweiz. Ich hatte nicht das Gefühl, er wäre mein Vater. Jetzt, da ich die Wahrheit kannte, wünschte ich, ich hätte einen anderen Vater.»

Rolfs Familie versuchte den Eindruck dieser Offenbarung zu mildern, indem sie die gegen seinen Vater vorgebrachten Anschuldigungen verharmloste. «Sie sagten zu mir, das sei nicht wahr. Er habe in den Lagern nicht gemordet, nicht persönlich, eigenhändig. Wir wussten, es war Auschwitz, ein Konzentrationslager, kannten all diese Dinge, aber er sei eben nur ein kleines Rädchen in dem grossen Getriebe gewesen, und ich verdränge den Rest, alle Fragen oder alle Gedanken.

Aber es bewegte mich dennoch sehr. Ich hatte gemeint, einen Vater gehabt zu haben, der als Soldat heldenhaft in Russland gekämpft hatte. Nun begriff ich, er war in Auschwitz gewesen. Und obwohl man mir erzählte, er habe dort nicht eigentlich getötet, hatte er doch dazu gehört. Das war nicht leicht für mich. Die Leute redeten darüber. Man hänselte mich in der Schule. Andere Kinder in der Schule zogen

mich auf: ‚Oh, hier kommt Mengeles Sohn. Dein Vater ist ein Verbrecher‘, ‚kleiner Nazi‘ oder ‚SS-Mengele‘, so in der Art. Die Lehrer beschimpften mich nie, nur die Schüler. Das ging einige Zeit so, und es ärgerte mich. Ich erzählte das zu Hause, und man sagte, ich solle das nicht so schwer nehmen. Sie versuchten, mir darüber hinwegzuhelfen. Nach dem Gymnasium bin ich nie mehr so direkt auf diese Art Vorurteil gestossen. Nie wieder so direkt.»

Während sich Rolf bemühte, die Neuigkeit zu verarbeiten, dass sein Vater nicht nur lebte, sondern ein gesuchter Kriegsverbrecher war, entschlossen sich Martha und Karl-Heinz, nach Deutschland zurückzukehren. Martha liebte Mengele zwar, doch wollte sie nicht die Frau eines Flüchtlings sein. Im November 1960 liess sie ihn in seinem neuen brasilianischen Versteck zurück. Ihre Wiederkehr verstärkte noch Rolfs Verwirrung über seinen echten Vater: «Karl-Heinz hatte mit meinem Vater gelebt. Er mochte meinen Vater sehr und erzählte mir, wie wunderbar er sei, und ich dachte, ‚Das ist nicht sein Vater, es ist meiner‘». In der Schule beklagten sich Rolfs Lehrer über seine Faulheit, die sie einem «Vatertrauma» zuschrieben.

Josef Mengele ahnte nichts von den Schwierigkeiten seines Sohns, ihn als Vater zu akzeptieren. Er zog sich, unterstützt von einer ungarischen und dann österreichischen neofaschistischen Familie, in neue Verstecke in Brasilien zurück. Zunehmend wendete er sich seinen Tagebuchaufzeichnungen und seinen Briefen zu. Er begann, einen autobiografischen Roman zu schreiben, so dass «meine Söhne R und K [Rolf und Karl-Heinz] die Familie kennenlernen.» Bis zu seinem Tode schickte Mengele Hunderte langer Briefe an seine Familie. Viele waren an Rolf adressiert. Sie bedeuteten Kontakt mit seinem Vater, den er nicht wollte. «Ich bekam diese Briefe», erinnert sich Rolf, «und es war immer dasselbe. Es hat lange gedauert, bis ich überhaupt den Gedanken fasste, sie zu beantworten, und dann auch nur, weil mir meine Mutter oder jemand anderes sagte: ‚Er lebt da unten, und es ist richtig hart für ihn, also musst Du ihm etwas schreiben.‘ Ich schrieb an ihn, wie man an einen Gefangenen schreibt. Ich habe seine Briefe nur ungenügend beantwortet.»

Die Meinungen von Vater und Sohn stimmten in Fragen der Politik oder der Geschichte nicht überein, und oft gerieten die Briefe zu einer Lektion von Seiten Josef Mengeles und zu heftiger Ablehnung von Seiten Rolfs. «Es gab zwar auch normale Diskussionen zwischen Vater und Sohn, zwischen den Generationen. Aber was Politik oder Ge-

schichte anging, so hatten wir gegensätzliche Auffassungen. In den Briefen diskutierten und debattierten wir, doch letztlich wusste ich, es war vergebens, denn er verdrehte ständig alles und wich von seinen Standpunkten nicht ab.»

Rolfs politische Ansichten lagen ziemlich weit links von der Mitte, und viele Auffassungen seines Vaters, Zerrbilder nationalsozialistischer Theorien der dreissiger Jahre, schockierten ihn. In einem Brief an Rolf bezeichnete der Vater Hitler als den «Mann des Jahrhunderts» und verglich seine Herrschaft mit denen von Alexander dem Grossen, Karl XII. von Schweden, Friedrich dem Grossen oder Napoleon.

«Mit den Ideen meines Vaters hatte ich überhaupt nichts gemeinsam. Im Gegenteil, ich hatte diametral andere Auffassungen, so dass ich mir nicht einmal Mühe gab, ihn anzuhören oder mich mit seinen Vorstellungen zu beschäftigen. Ich habe schlichtweg alles abgelehnt, was von ihm kam. Über meine persönliche Einstellung zu tages- und welt-politischen Fragen gab es deshalb auch keine Zweifel.»

Josef Mengele missfielen diese Diskussionen mit seinem Sohn, er nahm sie allerdings eher als Beweis dafür, dass sich Rolf noch nicht so weit entwickelt hatte wie der ihm angenehmere Karl-Heinz. Selten wurde der Cousin in einem Brief an Rolf nicht erwähnt, und wenn dessen Name auftauchte, wurde er in den höchsten Tönen gelobt. Nach dem Tod von Mengeles jüngerem Bruder übernahm Karl-Heinz das Unternehmen. Rolf war an dem Geschäft nicht beteiligt. Dadurch stiegen in Josef Mengeles Augen noch Karl-Heinz' Verdienste. Mengele machte Rolf ständig Vorhaltungen, indem er jedes Versagen mit Karl-Heinz' Erfolgen verglich und ihn wegen seines angeblich mangelnden akademischen Ehrgeizes aufzog. All das vergrösserte die Kluft zwischen Rolf und seinem Vater. Im Alter von zwanzig Jahren nahm Rolf 1964 sein Studium auf. Er besuchte Universitäten in Freiburg, Hamburg, München und Genf. Auch in dieser Zeit erhielt er noch Briefe von seinem Vater. «Er beschäftigte mich nicht, war niemand, an den ich dachte, solange ich keinen Brief von ihm erhielt. Die Medien schenken meinem Vater zu jener Zeit keine grosse Aufmerksamkeit, und deshalb kam ich nie wirklich in die Verlegenheit, mich mit ihm befassen zu müssen. Er war mir so fremd, dass ich einfach nicht viel an ihn dachte. Mein Studium nahm mich stark in Anspruch.» Im Jahre 1969 legte Rolf seine ersten Examen im Jurafach

ab, und nach einer dreijährigen Vorbereitungszeit erhielt er die Zulassung als Anwalt vor Gericht. Obwohl er auf die Achtung der Gesetze eingeschworen wurde, fühlte er sich nicht unter Druck gesetzt, seinen Vater, den man auf zwei Kontinenten suchte, an die Behörden auszuliefern. «Das war nicht einmal ein Thema. Das entschieden grundsätzlich mein Onkel, mein Grossvater und meine Mutter für mich. In diesem Verständnis wuchs ich auf. Es war keine Frage für mich. Aus der Sicht der Opfer wäre natürlich ein öffentliches Verfahren die beste Lösung gewesen. Doch ich wusste, dass seine Ergreifung und ein Prozess für die Familie nicht das Beste wären und dass man das am liebsten vermied. Für die Familie wäre es sehr schwer gewesen, tagtäglich die Aussagen, die Zeugenberichte, die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu hören. Würde man ihn ohne meine Hilfe fassen, dann wäre das anders. Aber ich habe viel darüber nachgedacht, seitdem er so oft in den Nachrichten genannt wurde, und selbst heute, mit all meinem Wissen über seine Verbrechen, würde ich nicht anders handeln.

Er ist immer noch mein Vater, und man kann nicht erwarten, dass ich ihn ausliefere.» Würde man den Vater ergreifen, so müsste Rolf ihn – das wurde ihm bewusst – in einem Prozess verteidigen. «Ich wäre ihm eine sehr schlechte Hilfe gewesen, aber er hat ein Recht auf Verteidigung, und wenn niemand ihn verteidigen würde, müsste ich es tun. Aber Sie sollten wissen, dass ich die Zeugenaussagen gesehen habe, und ich denke, wenn er gesund genug gewesen wäre, den Prozess durchzustehen, hätte man ihn des Mords für schuldig befunden und zu einer lebenslänglichen Gefängnisstrafe verurteilt.»

Doch 1972 dachte Rolf nicht an Josef Mengeles Not. Er beschäftigte sich Vielmehr mit seiner Karriere und den Plänen für seine erste Heirat. Aber selbst hier fand Josef Mengele Anlass zur Kritik. Als; Kommentar zu den Hochzeitsfotos, die Rolf ihm geschickt hatte, bemerkte er: «Leider kenne ich diese fast nicht oder von ihr nur so viel, wie ein paar Bildchen preisgeben. Aber kenne ich den Sohn denn wirklich viel besser? ... Mit den Kommentaren zu den Photos hättest Du Dir etwas mehr Mühe machen können. Ich wäre nämlich selbst darauf gekommen, dass Du mit Deinen ‚Freunden‘ und nicht mit Deinen ‚Feinden‘ aufs Standesamt gehst!» Dann konnte Mengele nicht widerstehen, den Sohn an sein eigenes schmähhliches Geschick zu erinnern:

«Einen kleinen, ideellen Beitrag aber will ich doch leisten zum Neubeginn: Ich will meinen Schmerz und die Bitterkeit vergessen, die jahrelange ... Nicht-Benachrichtigungverursachte.» Rolf ignorierte die Beschwerden. Sie waren ihm zur Gewohnheit geworden.

Zu dem wenigen, worauf sie sich einigten, gehörte Rolfs Entschluss, seine junge Frau über das Flüchtlingsdasein seines Vaters zu unterrichten. «Ich meinte sie sehr gut zu kennen, wir wollten immerhin heiraten, also vertraute ich ihr einfach», erinnert sich Rolf. «Sie hatte ein Recht darauf, es zu wissen, bevor sie sich mit mir einliess.» Rolf tat recht, ihr zu vertrauen. Obwohl sie sich binnen eines Jahres wieder scheiden liessen, behielt sie das Geheimnis von Josef Mengeles Aufenthalt standhaft für sich. Josef Mengele indes gab die Scheidung Anlass, seinen Sohn weiter zu drangsalieren: «Es kann Dir und mir wohl kaum zum Trost sein, dass ich dieses Ende Deiner Ehe vorausgeahnt hatte. Die fertige Tatsache hat mich dann natürlich doch schmerzlich überrascht. Über das Tempo, mit dem Ihr Eure Ehe zunichte gemacht habt, könnte man insofern beruhigt sein, als die Auflösung einer Ehe ohne Kinder eine viel unkompliziertere Angelegenheit ist denn einer mit diversen Stammhaltern ... Ich persönlich verliere an Irmi [Rolfs Frau] einen Brieffartner, der mich indirekt auch mit Dir verband. Allzuviel war das auch nicht, aber wer so wenig hat, leidet unter jedem Verlust.»

Sodann wandte er sich Rolfs Entschluss zu, seine Dissertation aufzugeben. Der Dokortitel hatte mehr als ein Jahr lang einen wunden Punkt dargestellt, und nun war er davon überzeugt, dass Rolfs «Faulheit» die Wurzel des Problems bildete. Er zürnte Rolf dafür, dass er ihn in dem einzigen Wunsch enttäuschte, «mit dem ich in meinem ganzen Leben an Dich herangetreten bin.» Er fuhr fort: «Ob mich der Anwaltsberuf befriedigen könnte, weiss ich nicht zu sagen. Vergleiche ich ihn mit dem des praktischen Arztes oder sonst eines Allround-Doktors, dann komme ich doch zu negativen Ergebnissen.»

Ihr Verhältnis verschlechterte sich weiter, als Rolf seinem Vater kurz nach Eröffnung seiner Anwaltspraxis mitteilte, er könne ihn nicht finanziell unterstützen. Mengele gab verärgert zurück: «Auch die Sorge um mich kann ich Dir abnehmen, indem wir es weiterhin so halten wie bisher. Jedenfalls wird Dir daraus nach wie vor keine finanzielle Belastung erwachsen. Ein oder zwei Briefe pro Jahr wirst Du schon schaffen.»

Fast immer enthielten Mengeles Briefe an seinen Sohn eine Spitze oder eine Beschwerde. Er machte ihn weiterhin wegen des Abbruchs seiner Dissertation schlecht. Als die Firma, bei der Rolf angestellt war, in Konkurs ging, fand der Vater neuen Anlass zur Zurechtweisung. Rolf empfand die briefliche Kommunikation zunehmend als Enttäuschung. Meinungsverschiedenheiten wurden offenkundig übertrieben anstatt beigelegt.

Die Enttäuschung darüber führte Rolf zu dem Schluss, nur ein persönliches Treffen könne die Mauer abtragen, die sich zwischen ihm und seinem Vater aufgebaut hatte. «Das war eigentlich ganz natürlich», sagt Rolf. «Briefe waren sinnlos. Ich wollte mit ihm von Angesicht zu Angesicht sprechen. Ich dachte, im persönlichen Gespräch mehr aus ihm herauszubekommen. Das war der Hauptgrund, warum ich den Besuch wollte. Anfangs war meine Familie nicht so erpicht darauf, dass ich führe. Wir hatten uns darauf verständigt, kein Risiko einzugehen, nie direkt mit ihm Kontakt aufzunehmen. Wir hatten keine Ahnung, wie angestrengt die Deutschen und andere nach ihm suchten. Auch musste ich meine Familie davon überzeugen, dass ich kein dummer Junge war, dass alles gut und mit Bedacht ablaufen würde, dass ich hinfahren würde und die Risiken minimal seien.»

Es dauerte über drei Jahre, bis die Vorkehrungen endgültig getroffen waren. In dieser Zeit widmete sich Rolf weiterhin seiner Anwaltslaufbahn in Süddeutschland, während der Vater nach São Paulo in den Schutz einer neuen österreichischen Familie zog. In gelegentlichen Briefen versuchte Rolf, die Agenda für die Reise festzulegen. In einem kritisierte er die rassistischen Auffassungen des Vaters, was diesen dazu veranlasste, Rolfs didaktische Erklärungen über das Fehlen von Rasseunterschieden bei der menschlichen Spezies ins Lächerliche zu ziehen. Er habe für Rolf ein langes Exposé über das Thema ausgearbeitet. Doch Mengele überlegte es sich anders und hielt es für albern, dass gerade er seinen Sohn über etwas aufzuklären habe, was die Juden bereits seit viertausend Jahren wüssten.

Abgesehen davon, dass Mengele also Einwände gegen Rolfs Themenwahl hatte, legte er Reisebedingungen fest, die militärischen Befehlen glichen. Zu ihnen gehörte auch, dass sich Rolf einen gefälschten Pass und ein «wasserdichtes Alibi» beschaffen sollte. Während Mengele darauf wartete, dass sein Sohn ihn besuchte, vertrieb er sich die Zeit mit Fernsehserien und der *Wonderful World of Disney*, die er sich mit

seinem sechzehnjährigen brasilianischen Gärtner ansah. Nur wenige seiner südamerikanischen Freunde hielten es in seiner Nähe aus; seine extreme Launenhaftigkeit machte ihn unerträglich. Erschöpft von einem Leben auf der Flucht, fiel er in immer tiefere Depressionen. «Er war so unglücklich mit seinem Leben in Südamerika», erinnert sich Rolf. «Er empfand es als sehr hart, von seiner Familie und seinem Land abgeschnitten zu sein. In São Paulo zu leben war kein Luxus für ihn, kein Leben, das er sich selbst ausgesucht hätte. So viele unterschiedliche Kulturen in diesem Schmelztiegel verschiedener Rassen bedeuteten für ihn nicht die Zivilisation. Er empfand das als Strafe. Nicht als eine Strafe wie die Hinrichtung, sondern eher als eine persönliche, eine, die er aber sehr ernst nahm. Für ihn war es, als verbringe er ein nutzloses Leben, ohne Familie, ohne Kultur, ohne Wissenschaft. Dreissig Jahre auf der Flucht hatten ihn irgendwie zerstört.» Den Brief an einen deutschen Freund, Hans Sedlmeier, beendete er 1975 mit den Worten, nichts könne seine Stimmung heben. Er sprach von Selbstmord und wünschte sich eine gnädige Erlösung von seinen Schmerzen und seiner Pein und einer Welt, die sich nicht um ihn kümmere. Im Mai des darauffolgenden Jahrs führte Mengeles wachsende Angespanntheit zu einem Schlaganfall. Dieser war zwar nur leichter Art, doch brachte die Krankheit des Vaters Rolf zu der Überzeugung, dass die Reise keinen Aufschub mehr duldete. «Er war krank, und ich hatte nicht den Eindruck, dass es ihm wesentlich besser gehen würde», sagt Rolf. Er hatte kein leichtes Leben geführt, und für ihn war es wichtig, mich zu sehen. Ich dachte, es könnte die letzte Gelegenheit sein. Also musste ich es tun. Ich war der schriftlichen Streitereien überdrüssig und wollte ihm persönlich gegenüberreten.» Die Möglichkeit, dass Rolf ihn nach einundzwanzigjähriger Enthaltung besuchen würde, verlieh Mengele Kraft zu genesen. So begierig war er darauf, seinen Sohn zu sehen, dass er sich sogar zu den Gesprächen bereit erklärte, auf die Rolf aus war – mit gewissen Einschränkungen. In einem Brief Mengeles heisst es: «Du wünschst Dir den Dialog mit mir, das Spiel: Frage und Antwort. Natürlich ist Aussprache immer die beste Möglichkeit des Gedankenaustausches, wenn auch oft in der Diskussion Positionen aus Prestige Gründen verteidigt werden, weil man sich nun mal in der Wechselrede darauf festgelegt hatte ...» Und an anderer Stelle schreibt er, er könne nicht auf Verständnis für seinen Lebensweg hoffen, denke aber nicht im Ge-

ringsten daran, seine Entscheidungen und Handlungen, sein Verhalten zu rechtfertigen oder sich gar dafür zu entschuldigen. Sollte die Rede auf unanfechtbare traditionelle Werte kommen, so habe seine Toleranz Grenzen. Zwar fürchtete Mengele die Auseinandersetzung mit seinem Sohn, doch hoffte er andererseits auch, der Besuch möge nicht zu kurz ausfallen. Er könne nur schwer ausdrücken, schrieb er, wie sehr er sich auf die Begegnung freue. Sie bedeute das nächste Ziel in seinem Leben. Deshalb bitte er Rolf, seinen Aufenthalt nicht zu kurz zu bemessen.

Trotz dieser aufrichtigen Bitte vermochte Mengele nicht zu widerstehen, Rolf im selben Brief einen Seitenhieb zu versetzen. Obwohl Rolf dem Flüchtling zu seinem sechsundsechzigsten Geburtstag Grüße übermittelt hatte, rügte ihn der Vater, der Geburtstag seiner Mutter sei ihm wichtiger als seiner [Mengeles]. Er beklagte sich auch, dass man ihn nicht über einen kürzlichen Autounfall Irenes informiert habe. Rolf sah das lediglich als Beweis dafür, dass sich sein Vater, obwohl er den Anschein erweckte, er sehne sich sehr nach ihm, nicht grundlegend verändert hatte.

Die Reise wurde schliesslich in aller Heimlichkeit und mit Präzision geplant. Doch hätte die Familie solche Vorsichtsmassnahmen gar nicht zu treffen brauchen; die westdeutschen Behörden hatten keinen einzigen Angehörigen der Familie Mengele überwachen lassen. Rolf flog am 12. Oktober 1977 von Frankfurt aus nach Brasilien. Er reiste mit einem Pass, den er einem ihm sehr ähnlich sehenden Freund entwendet hatte. Nach etwa einer Stunde Flug kamen ihm Bedenken: «Ich erinnere mich, bei mir gedacht zu haben: ‚Hätte ich wirklich fahren sollen? Es ändert sowieso nichts‘. Doch diese Bedenken waren nur die Nerven. Ich wusste, es würde keine Umkehr geben, sobald ich in Brasilien war. Ich musste das einfach tun. Zu lange hatte ich darüber nachgedacht.»

Auch Mengele sehnte die Ankunft seines Sohns voller Unruhe herbei. Sein Freund Hans Sedlmeier hatte ihn in einem Brief gewarnt, er würde in Rolf den Vertreter einer neuen deutschen Generation entdecken, dessen Weltanschauung und Werte sich von seinen eigenen völlig unterschieden. Sedlmeiers Worte mussten Mengele als schroff erscheinen. Die Welt, schrieb jener, habe sich vor allem in Deutschland gewaltig verändert, und diese Veränderungen seien an Mengele vorübergegangen. Mengele habe diese Zeiten eben nicht miterlebt und kein Recht, von fern zu kritisieren. Die Vorbedingungen, die er

als Grundlage aller Handlungen und Gedanken nehme, existierten einfach nicht mehr. Mengele sei bei den Vorstellungen der alten Tage stehengeblieben, die leider, ja, er gebrauche das Wort leider, nicht mehr gültig seien.

Diese Mahnung war berechtigt, doch für Mengele, den ein halbes Leben auf der Flucht zu einem Starrkopf gemacht hatte, kam sie zu spät. So wenige Tage vor der Ankunft seines Sohns vermochte er sein Fühlen nicht mehr zu ändern. Das merkte auch Rolf, sobald er sich im Häuschen seines Vaters einquartiert hatte. Ihre Gespräche begannen vorsichtig. Rolf erinnert sich an jene Tage sehr deutlich. «Ich erzählte meinem Vater, dass mich seine Zeit in Auschwitz interessierte. Was bedeutete Auschwitz aus seiner Sicht? Was hatte er dort getrieben? Hatte er eine Rolle bei den Dingen gespielt, derer man ihn bezichtigte? Aus taktischen und psychologischen Gründen ging ich dieses Thema sehr vorsichtig an, versuchte es zu analysieren und die eher obskuren und komplexen Argumente, die sich mein Vater hineinzu-bringen bemühte, auszusondern.»

Nacht für Nacht wurde die Befragung fortgeführt. Mengele wich von Wesentlichem ab, rechtfertigte seine rassistischen Theorien, füllte seine Argumente mit philosophischem und pseudowissenschaftlichem Wortwust an und trug Rolf sogar eine tiefgehende Kritik der Evolution vor. «Auf viele Fragen konnte er keine Antwort geben», sagt Rolf. «Seine Argumente, warum er einige Rassen anderen für überlegen hielt, waren ziemlich unwissenschaftlich. Er schwafelte in einem fort, als ich ihn fragte, warum viele Krüppel und Verunstaltete einen hervorragenden Geist besäßen. So sehr fühlte er sich in jeder Hinsicht im Recht, dass ich ihn fragte, warum er sich nicht gestellt habe. Mein Vater erwiderte: ‚Es gibt keine Richter, nur Rächer‘.»

Bei solchen Wortwechsellern wurde Mengele wütend. Einmal, als er Rolfs Ungläubigkeit spürte, schrie er ihn an: «Erzähl mir nicht, du, mein einziger Sohn, dass du etwa glaubst, was über mich geschrieben wird! Beim Leben meiner Mutter, ich habe nie jemandem etwas zuleide getan!» An dieser Stelle waren sich Vater und Sohn einig, dass es zwecklos sei, die Debatte fortzusetzen. Rolf erläutert: «Mir wurde klar, dass dieser Mann, mein Vater, einfach zu starrköpfig war. Bei all seinem Wissen und Intellekt wollte er einfach nicht die Basis und die Regeln für schlichteste Menschlichkeit in Auschwitz erkennen.

Er begriff nicht, dass allein seine Anwesenheit ihn zu einem Helfershelfer im reinsten Sinne der Unmenschlichkeit gemacht hatte. Weiterzumachen war sinnlos, ich musste mich mit der Tatsache abfinden. Er versprach, alles aufzuschreiben, und sagte immer wieder, wenn ich Zeit hätte nachzulesen, was er meinte, dann könnte ich ihn vielleicht verstehen. Aber leider hat er es nie getan.»

Am Ende sei es unmöglich gewesen, Begriffe wie Böses und Schuld zu diskutieren, weil sein Vater keine Schuld fühlte: «Ich bemühte mich. Diese Behauptungen, diese Tatsachen machten mich sprachlos. Ich hoffte, er würde sagen, ‚Ich habe mich um eine Versetzung an die Front bemüht, ich tat dies, ich tat das‘. Aber nicht einmal darauf konnten wir uns verständigen. Mir wurde leider klar, dass er in meiner Gegenwart nie irgendwelche Reue oder ein Gefühl der Schuld äussern würde.»

Die beiden statteten Mengeles Freunden einen Besuch ab und fuhren auch ins Land, um sich die beiden Orte anzuschauen, an denen der Vater vorher gelebt hatte. Doch bei alledem wusste Rolf, dass er die Mauer um das Thema Auschwitz nie würde abtragen können. Nach zwei Wochen beschloss er, dass es an der Zeit sei, abzureisen. Der Abschied auf dem Flughafen von São Paulo fiel kurz und förmlich aus. Mengele hatte zu grosse Angst, beobachtet zu werden. ‚Wir versuchen, uns sehr bald wiederzusehen, wir alle‘, waren seine letzten Worte», erinnert sich Rolf. «Doch ich wusste, ich würde ihn nie wiedersehen.»

Nach Deutschland zurückgekehrt, nahmen Rolf die Vorbereitungen zur Heirat seiner neuen Braut Almuth ganz in Anspruch. Wieder schrieb ihm sein Vater, doch dieses Mal ohne ihn so zu kritisieren wie bei seiner ersten Heirat. Die Reise hatte Mengeles Meinung über seinen Sohn verändert. Da Rolf seinem Einfluss entzogen war, meinte Mengele den Grund in schlechter Erziehung, Nachkriegspropaganda und im Einfluss eines schwachen Stiefvaters zu sehen. Seinen Sohn machte er nicht mehr dafür verantwortlich. Er war stolz auf ihn und betrachtete ihn wie einen Soldaten, der erfolgreich von einer Aufklärungspatrouille zurückgekehrt ist. Seine Empfindungen fasste Mengele in der abschliessenden Briefzeile zusammen: «Nun kann ich in Frieden sterben.»

Während sich ihr Verhältnis für Josef Mengele verbessert hatte, konnte Rolf das keinesfalls behaupten. Zwar hatte er mit dem Besuch seinen Blutsbindungen als Sohn Genüge getan, doch hatte die Reise keinen der Konflikte gelöst, die sich während der zwanzig Jahre

schwieriger Korrespondenz herausgebildet hatten. «Ich wollte herausfinden, dass an den Anschuldigungen nichts Wahres war oder dass es eine menschliche Seite gab, die ich noch nicht entdeckt hatte. Nein, er hinterliess mir nichts. Er bereute nicht.»

Sechzehn Monate später erlitt Josef Mengele, als er mit seinen österreichischen Freunden Urlaub machte, beim Schwimmen in den sanften Wellen des Strands von Bertiooga, südlich von São Paulo, erneut einen Schlaganfall. Obgleich man ihn aus dem Wasser zog und sich abmühte, ihn mit Mund-zu-Mund-Beatmung wiederzubeleben, war es zu spät. Der meistgesuchte Nazi der Welt starb im Alter von siebenundsiebzig Jahren. Rolf reagierte auf den Tod seines Vaters mit ungeheurer Erleichterung. «Es war im Grunde genommen ein unlösbarer Konflikt entstanden», sagt er. «Er war einerseits der Vater, andererseits waren diese Vorwürfe, waren diese schrecklichen Bilder von Auschwitz da. Ich war sehr erleichtert, dass es diese Lösung gab und nicht eine andere, etwa einen Prozess, so wichtig das sicher gewesen wäre.»

Josef Mengele wurde auf dem Friedhof Nossa Senhora do Rosario im brasilianischen Embü unter dem Namen eines seiner einstigen Beschützer, Wolfgang Gerhard, begraben. Neun Monate nach dem Tod seines Vaters reiste Rolf erneut nach Brasilien. Er verbrachte das Weihnachtsfest mit den Freunden seines Vaters und überliess ihnen das heruntergekommene Haus, in dem der Vater seine letzten Jahre gelebt hatte. Mit sich nahm er die goldene Uhr des Vaters, Briefe, Tagebücher und Bilder. Ehe er sich auf die Rückreise nach Deutschland begab, machte er in Rio Station und stieg im Nobelhotel Othon Palace ab, wo er zwei Jahre zuvor unter falschem Namen logiert hatte. Dort erlebte er einen seiner unangenehmsten Augenblicke. Diesmal reiste er unter seinem richtigen Namen. Bei der Anmeldung sagte der Hotelportier: «Ah, Mengele. Wissen Sie, dass Ihr Name hier ganz berühmt ist?» Rolf rang sich ein Lächeln ab, doch innerlich war er völlig verwirrt. Er versteckte seinen mit den persönlichen Dokumenten seines Vaters vollgestopften Matchbeutel auf dem Hängeboden seines Hotelzimmers. «Bei jeder professionellen Durchsuchung wäre das Material in weniger als einer Minute gefunden worden», erzählt Rolf. «Aber etwas Besseres fiel mir nicht ein.»

Da Mengeles Tod ein Familiengeheimnis blieb, wurde die Jagd auf

ihn mit unverminderter Intensität fortgesetzt. In den folgenden sechs Jahren brannte langsam eine Zündschnur ab, bis der Fall weltweit Aufmerksamkeit in den Medien fand. Zwischen 1984 und 1986 bildete Mengele das Thema Dutzender Titelgeschichten in Zeitschriften und Fernsehdokumentationen. Er wurde zu so einer berühmten Persönlichkeit, dass die Zeitschrift *People* eine Titelgeschichte abdruckte und Mengele in der Jahresausgabe als einer der «fünfundzwanzig interessantesten Leute des Jahres» aufgeführt wurde. Es wurde zu einem beliebten Sport, Mengele gesichtet zu haben; das Magazin *Life* und die New Yorker *Post* berichteten, er wohne in einem Privathaus nahe einer *yeshiva* (eines jüdischen Seminars oder einer Tagesschule) in Bedford Hills, dreissig Meilen nördlich von New York City. Selbst internationale CIA-Berichte trugen zu dem Mythos bei, indem sie spekulierten, Mengele sei zu einer Schlüsselfigur im internationalen Drogenhandel geworden. Ernstzunehmender war, dass die Regierungen Westdeutschlands, Israels und der Vereinigten Staaten ihre erste gemeinsame Aktion zur Ergreifung eines Nazis einleiteten. Regierungen und private Organisationen setzten für Informationen, die zu Mengeles Ergreifung, lebend oder tot, führten, Belohnungen von insgesamt über dreieinhalb Millionen Dollar aus. Man muss es als eine Ironie des Schicksals ansehen, dass solch notwendiger Enthusiasmus und eine abgestimmte Aktion die Jagd auf Mengele erst beflügelten, als dieser bereits tot war.

Inzwischen schien die Mengele-Story ein Eigenleben zu führen. Doch das Interesse der Öffentlichkeit brachte Probleme für Rolf und die anderen Angehörigen der Familie Mengele mit sich. Karl-Heinz beunruhigte, dass die negative Öffentlichkeit dem Familienunternehmen, das weiterhin unter dem Namen Mengele & Söhne auftrat, Schaden zufügen könnte. Die Familie hatte sich 1979 entschlossen, über den Tod nichts verlauten zu lassen, um die südamerikanischen Familien, die Mengele geholfen hatten, zu schützen. Doch jetzt, da die unvermindert negative *publicity*, die mit dem Namen verbunden war, die Profite bedrohte, kamen Karl-Heinz Bedenken. Am 23. März 1985 rief er Rolf nach Günzburg. Dort schlug er in Anwesenheit eines weiteren Cousins, Dieter Mengele, vor, die Nachricht über Josefs Tod durchsickern zu lassen, solange die Familie nicht belastet würde. Er war davon überzeugt, dass die Jagd bis ins Unendliche fortgesetzt würde, solange die Nachricht vom Tod nicht an die Öffentlichkeit

dränge. Dieter hegte einen weithergeholten Plan. Er wollte in São Paulo die Knochen ausgraben und sie dem deutschen Staatsanwalt mit der Nachricht vor die Tür kippen: «Dies sind die Überreste von Josef Mengele.» Rolf lehnte das rundheraus ab. «Ich sagte: Und wer soll hinfahren und die Knochen holen? Vielleicht ich? Denn er war ja mein Vater. Nein, danke.» Rolf wandte sich gegen jede Information. Für ihn stand die Sicherheit jener, die seinem Vater geholfen hatten, obenan. «Wenn die tot sind, können wir es bekanntgeben», redete er auf seine Cousins ein.

Doch auch ohne die Hilfe der Familie Mengele machten die Behörden Fortschritte bei ihren Untersuchungen. Am 31. Mai 1985 nahmen sie bei Mengeles langjährigem Freund, Hans Sedlmeier, eine Hausdurchsuchung vor und fanden nach stundenlangem Suchen mehrere Briefe Mengeles, die im doppelten Boden eines Kleiderschranks versteckt waren. Die Briefe wiesen die Spur nach São Paulo und zu Mengeles Beschützern. Am 6. Juni versammelten sich die Ermittler mit einem kleinen Kreis von Presseleuten um die Grabstelle von Embü. Sobald das Skelett freigelegt war, entbrannte eine grosse Debatte zwischen Regierungen und privaten Nazi-Jägern darüber, ob die Knochen Josef Mengele gehörten. Mehrere Expertenteams von Gerichtsmedizinern wurden zusammengestellt, damit sie nach Brasilien flögen und die sterblichen Überreste untersuchten.

Mengeles Sohn hätte als einziger den Tod seines Vaters beweisen können. Doch Rolf ahnte nicht, was sich ereignet hatte, da er sich zusammen mit Frau und Kind, fast zwei Wochen lang, von Zeitungen und Fernsehen abgeschnitten, in einem Wohnmobil auf Urlaub in Spanien befand. Er hatte keine Route festgelegt, so dass ihn die Familie nicht erreichen konnte.

Am Freitag, dem 7. Juni 1986, kehrte Rolf spätabends in seine Freiburger Wohnung zurück, schaltete den Fernsehapparat ein und sah die Spätnachrichten. Sofort wurde ihm klar, dass das Geheimnis gelüftet war. «Ich dachte mir: ‚Das ist ernst‘», erinnert sich Rolf. «Ich glaubte, Dieter habe es ausgeplaudert, und alles sei schiefgelaufen.» Doch ein Telefongespräch mit Dieter brachte schnell die Gewissheit, dass er nicht die Quelle des Verrats gewesen war. Bald schlug ein Fernsehteam von NBC vor Rolfs Haus seine Zelte auf, und in einem fort pochten Zeitungsreporter an die Tür oder riefen in seinem Büro an. «Es kam alles heraus», sagt Rolf. «Alle in Südamerika redeten. Da früher

oder später doch alles ans Licht kommen musste, schlug ich der Familie vor, eine Erklärung abzugeben. Aber Dieter und Karl-Heinz weigerten sich. In Günzburg fühlte sich jedermann einfach gelähmt.» Rolf entschloss sich, an die Öffentlichkeit zu gehen. «Ich hatte lange genug gewartet», sagt er. «Selbst nach dem Tod meines Vaters hatte das Schweigen einen Konflikt ausgelöst. Während ich Schweigen denen gegenüber, die ihn beschützt hatten, als erste Pflicht empfand, war ich mir auch dessen bewusst, dass die Opfer ihn noch immer suchten, und ich fühlte mich schlecht bei dem Gedanken, dass sie ihre Kräfte vergeudeteten, wo er doch bereits tot war. Es war nicht leicht, doch ich hielt den Mund. Dieses jedoch war zuviel, es war Zeit, zu reden.»

Rolf gab eine kurze öffentliche Erklärung ab, in der er gestand, 1979 nach Brasilien gereist zu sein, um sich Gewissheit über die Todesumstände seines Vaters zu verschaffen. Auch traf er Vorkehrungen, die persönlichen Briefe und das Tagebuch seines Vaters der in München ansässigen Illustrierten *Bunte* unter der Bedingung zu überlassen, dass man eine Artikelserie nur dann veröffentlichen dürfe, wenn man den Erlös aus den erhöhten Verkaufsziffern den Opfern des Konzentrationslagers zukommen lasse.¹ «Dieter und Karl-Heinz wandten sich entschieden gegen eine Ankündigung, und sie sprachen sich vor allem dagegen aus, dass ich mit *Bunte* an die Öffentlichkeit trat», erzählt Rolf. «Ihre Haltung war noch immer, dass die Familie keinesfalls darin verwickelt werden sollte ... Seitdem haben sie nicht mehr mit mir gesprochen. Als ich Dieter 1985 die Geburt unserer Tochter ankündigte, sandte er mir den Brief ungeöffnet zurück. Er hatte unseren Namen auf dem Umschlag gesehen. Meine Tante Martha tut, was ihr Sohn wünscht, und unterhält keinen Kontakt mit mir. Sie lehnen mich vollkommen ab, weil ich über meinen Vater geredet habe. Mir gefällt der Bruch nicht, es ist nie gut, wenn man ausgegrenzt wird. Aber sie haben es nicht gern, wenn man seinen eigenen Weg geht. Sie haben mich zu bestrafen versucht, indem sie mich fallenliessen.»

Rolf hat sich als einziger in der Familie Mengele bemüht, dem Ausmass der Taten seines Vaters ins Auge zu sehen. Während der Rest des Günzburger Clans Mengeles Rolle in Auschwitz versachlicht und davon überzeugt ist, dass einige Anschuldigungen übertrieben werden, verurteilt Rolf ihn uneingeschränkt. Als einziger der Familie hat

er sich öffentlich für die Verbrechen seines Vaters entschuldigt und zugegeben, dass er sich schäme, sein Sohn zu sein. Die fundamentalen Gegensätze bei der Beurteilung von Mengeles Verbrechen lassen der Familie kaum Spielraum zur Versöhnung.

Rolf teilt nicht das «Mitleid», das andere Kinder prominenter Nazis für ihre Eltern empfinden. «Er tut mir nicht leid», sagt Rolf. «Ich denke, er hat das Los bekommen, das er verdiente. Ich habe kein Mitleid mit ihm als meinem Vater, sondern höchstens damit, dass er sein Leben vertan hat. Er hat es vertan, weil er so geblendet war oder weil ... Ich weiss nicht, was mit ihm passiert ist. Ich kann ihn nicht verstehen. Er hat es nicht gelernt, Vater zu sein, einen Sohn zu haben und diese Erfahrung tatsächlich zu machen. Und ich weiss aus seinen Briefen, dass er das so sehr wollte und darunter litt, diese Erfahrung eben nicht gemacht zu haben.»

Doch Rolf will sich nicht auf Niklas Franks Position drängen lassen, der seinen Vater hasst. «Das erscheint mir als zu endgültig. Hass ist so ein starkes Wort. Mag sein, er empfindet so, doch zumindest für mich ist das etwas zuviel. Ich stehe meinem Vater eher indifferent gegenüber. Ich empfinde ihm gegenüber nicht stark genug, um ihn zu hassen.» In scharfem Gegensatz zu den Kindern von Hess, Dönitz und anderen, die es als einen Vorzug ansehen, als Kind eines prominenten Nationalsozialisten aufgewachsen zu sein, betrachtet Rolf das als «einen entschiedenen Nachteil. Es ist anders, wenn man der Sohn oder die Tochter eines berühmten Nazimilitärs ist, das ist nicht so schlimm, nicht solch ein Nachteil», sagt Rolf. «Nach der Wiederaufrüstung in Deutschland hatte man nichts gegen die Wehrmacht, doch die SS stand stets ausserhalb. Es ist schlimmer, wenn man das Kind eines Parteimitglieds von niederem Rang ist, wenigstens ist es besser, wenn dein Vater bedeutend war. Aber am schlimmsten ist ein Parteimitglied wie mein Vater, der mit der Vernichtung und all den Lagern zu tun hatte. Sehen Sie, nach dem Krieg fiel es der übergrossen Mehrheit der Bevölkerung, die in die Nazipartei und all das verwickelt war, leicht zu sagen, sie hätten damit nichts zu tun gehabt. Sie sagten: Ja, wir haben Hitler gewählt, aber nur, weil wir die Strassen verbessern wollten und so, und es ist möglicherweise auch für die Juden sehr schlimm gewesen, aber die Leute, die das taten, waren Mengele und Eichmann, und das waren nur wenige, die waren die Bösen'. Also lastet selbst in Deutschland das Problem auf uns wenigen.

Aus meiner Sicht war es für mich sehr nachteilig, Mengeles Sohn zu sein. Der einzige Vorteil, den ich darin sehen kann, dass dieses Erbe auf meinen Schultern lastet, besteht darin, dass ich ständig über das Wesen des Lebens und den Konflikt zwischen Gut und Böse nachdenken musste. Aber ich bin sicher, achtzig Prozent von dem, was mir als Ergebnis dessen im Leben und im Beruf widerfuhr, ist mir verborgen geblieben. Zum Beispiel habe ich mich immer für Politik interessiert, aber ich habe mich stets ferngehalten, weil ich nicht wollte, dass die Leute mir wegen meines Vaters den Mund verbieten. Es gibt viele negative Aspekte, wenn man solch ein Sohn ist. Ich empfinde es als mein Schicksal, Josef Mengeles Sohn zu sein, wie es das Schicksal anderer ist, eine Krankheit oder körperliche Behinderung zu haben. Also Vorzug-Nachteil in einem allgemeinen Sinn, wirtschaftlich, beruflich, ich weiss nicht genau. Wenn man gemieden wird oder jemand kein Geschäft mit einem machen möchte, weiss man nie, ob es deshalb so ist, weil sie sagen: ‚Oh, das ist Mengeles Sohn, wir müssen uns von ihm fernhalten.‘ Manchmal habe ich mit jüdischen Geschäftsleuten oder anderen Kriegsopferten zu tun, und ich höre nie etwas von ihrer Ablehnung oder von dem Grund, weshalb ich den Auftrag nicht bekomme. Vielleicht suche ich nach Entschuldigungen für mich, wenn ich ein bestimmtes Ziel in meiner beruflichen Laufbahn nicht erreiche. Vielleicht schiebe ich das alles auf meinen Vater. Vielleicht ist das meine psychologische Ausflucht.»

Nicht nur was seine eigene Person betrifft, muss sich Rolf mit dem Erbe seines Vaters auseinandersetzen. Er hat drei Kinder und muss nun die Information an eine neue Generation weitergeben. «Das ist schwer», sagt Rolf. «Das ist sehr schwer für uns. Meine älteste Tochter [zwölf Jahre] hat uns bereits gefragt. Aber sie verstehen es, wenn wir ihnen erklären, dass auch wir noch Kinder waren. Wir befanden uns in der gleichen Lage, nur um eine Generation versetzt. Wir hatten nichts damit zu tun. Es wäre schöner, wenn wir sagen könnten, er war ein grosser Wissenschaftler oder Soldat, stattdessen müssen wir ihnen die Wahrheit erzählen. Sie müssen es von uns hören und nicht von Freunden oder in der Schule. Das ist meine Verpflichtung ihnen gegenüber.»

Im Jahre 1987 änderte Rolf um der Kinder willen seinen Familiennamen. «Sie verdienen es aufzuwachsen, ohne danach gefragt zu werden, was ihr Grossvater tat», sagt er. Er fürchtet nicht, dass etwas von

dem, was seinen Vater zu solchen Verbrechen trieb, auch in ihm oder den Kindern sei. «Wir sind anders. Wir haben unser Leben ganz anders eingerichtet. Was meinen Vater auch immer trieb, es war nicht genetisch. Unsere Umwelt ist völlig anders.»

Weil er sich so angestrengt bemüht hat, ein neues Leben aufzubauen, ist er enttäuscht, dass ihn so viele Leute lediglich mit seinem berühmten Vater in Verbindung bringen. Er vermag das Erbe nicht abzuschütteln, das ihm ein Mann hinterlassen hat, der ihm eher ein Fremder denn ein Vater war. «Wir, die Kinder dieser Eltern, müssen uns damit auseinandersetzen», sagt Rolf. «Bis heute sind wir mehr als alle anderen Deutschen mit diesen Problemen konfrontiert. Die anderen sagen: ‚Gut, es ist passiert, und es ist sehr schlimm, aber das ist vorbei, wir wollen weiterleben.‘ Es bewegt sie nicht so sehr wie uns, die Kinder der direkt Beteiligten. Ich muss offenbar immer eine Antwort darauf haben, was er tat. Er lebt nicht mehr, aber er hat mich zurückgelassen, damit ich stets auf die Fragen antworte, was er tat und warum er es tat. Er ist gegangen, aber ich muss die Last tragen.»

¹ Die *Bunte* spendete schliesslich über einhunderttausend Dollar an eine New Yorker Gruppe von Überlebenden. Als Rolf mir die Verwendung der Papiere seines Vaters in einer Biographie (*Mengele: The Complete Story*, dt.: *Mengele, Die Jagd auf den Todesengel*, Berlin 1993) gestattete, verlangte er, dass ich zwanzig Prozent meiner Einnahmen an Überlebende weitergebe. Ich spendete den Betrag einer Gruppe überlebender Zwillinge, allesamt Opfer der Experimente seines Vaters.

KAPITEL 7

Der letzte Führer

In seinen letzten Lebensstunden, am 29. April 1945, um vier Uhr morgens, setzte Adolf Hitler den Schlusspunkt hinter sein Testament, seinen letzten Willen. Die russischen Soldaten hatten sich bis auf fünfhundert Meter genähert, und das Krachen der Artillerie drang durch die dicken Mauern des Führerbunkers, als er Josef Goebbels und Martin Bormann als Zeugen zu sich rief. Sein letzter Wille erwies sich als weitschweifiges Dokument, das vor Hass auf das «internationale Judentum» strotzte, den Alliierten die Schuld für den Ausbruch des Kriegs zuschob und die deutsche Wehrmacht schmähte, weil sie den kriegerischen Konflikt verloren hatte. Während er das deutsche Volk ermahnte weiterzukämpfen, bereitete er sich auf seinen Ausstieg aus dem Kampf vor. Am nächsten Tag, entschlossen, sich nicht lebend gefangennehmen zu lassen, um nicht zu einem «von den Juden aufgeführten Spektakel zum Ergötzen der hysterischen Massen» zu werden, steckte er sich den Lauf einer Walther-Pistole in den Mund und tötete sich mit einem Schuss.

Das Dritte Reich befand sich am Rand des Zusammenbruchs, doch Hitler setzte mit seinem letzten Willen eine neue Regierung ein. Himmler und Göring, bis dahin seine wahrscheinlichsten Nachfolger, erkannte er ihre Ränge, Titel und Positionen ab. Sodann bildete er ein aus vierzehn altgedienten Nazivasallen bestehendes Kabinett. Doch der Abschnitt, in dem er seinen Nachfolger benannte, schockierte seine Berater in Berlin: In ihm wurde der zurückhaltende Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, Grossadmiral Karl Dönitz, zum nächsten Führer bestimmt, der nicht einmal Mitglied der NSDAP war. Dönitz blieb als einziger Offizier des Reichs übrig, dem Hitler es zutraute, Deutschland in die letzte Schlacht zu führen.

Während viele glaubten, Hitlers Tod würde den Krieg unverzüglich beenden, schien es anfangs so, als habe Dönitz andere Vorstellungen. Er pries bei seiner Ernennung Hitlers «Heldentod», verlangte von den Streitkräften Loyalität und schien unmissverständlich an ein Weiterkämpfen zu denken. Doch hinter der Szene zeigte er sich als Realist, der wusste, dass der Krieg zu Ende war. Besonnen hob er Hitlers Dau-

erbefehl zur Zerstörung Deutschlands auf, ordnete militärische Evakuierungen anstelle von Entscheidungsschlachten an und versuchte, genügend Zeit zu gewinnen, so dass Millionen deutscher Soldaten und Zivilisten nach Westen ziehen und der sich im Osten schliessenden sowjetischen Zange entkommen konnten. Die Regierung Dönitz währte nur eine Woche, bis General Alfred Jodl am 8. Mai die Waffenruhe unterzeichnete, wengleich die Briten Dönitz erst am 23. Mai verhafteten.

Der Mann, der Hitlers Nachfolger wurde, hatte drei Kinder. Seine beiden Söhne, Peter und Klaus, die in der Marine ihres Vaters Dienst taten, fielen im Kampfm Alter von einundzwanzig und vierundzwanzig Jahren. Seine Tochter Ursula wurde am 3. April 1917 geboren. Sie ist das älteste der für dieses Buch befragten Kinder. Sie galt auch als der Liebling des Vaters. «Ich hatte eine sehr liebevolle Beziehung zu meinem Vater», erinnert sie sich. Ursula war dreiundsechzig, als ihr Vater im Jahre 1980 starb. Während dieser sechs Lebensjahrzehnte lernte sie den Vater kennen, sein Wesen und seine Motivation begreifen.

Karl Dönitz wurde am 16. September 1891 in dem Städtchen Grünau bei Berlin, heute zu Berlin gehörig, als zweiter Sohn einer protestantischen Familie geboren. Sein Vater war Ingenieur der Optik, und als die Mutter 1895 starb, leitete der alte Dönitz den Haushalt streng preussisch. Dönitz wurde Schüler dieser strengen Philosophie, die ihm absolutes Pflichtgefühl und Gehorsam gegenüber Staat und Autorität eingab.

«Er sprach nicht viel über seine Familie», erinnert sich Ursula. «Er behielt alles für sich. Ich glaube, er fand nicht viel Liebe in seiner eigenen Familie. Als seine Mutter starb, war er erst drei. Irgendwie hat sich das auf ihn ausgewirkt. Ich denke, er unterdrückte bestimmte Dinge. Er vermochte seine Gefühle nicht zu zeigen. Ich weiss, er hatte welche, aber er verbarg sie. Um seinen Vater sorgte er sich sehr, stets stand auf seinem Schreibtisch ein Bild von ihm, das er selbst gemalt hatte. Bei Kriegsende wurde es gestohlen.»

Nach Abschluss des Realgymnasiums im Alter von achtzehn Jahren ging Dönitz zur Marine. Wie viele Deutsche zu Beginn des Jahrhunderts war er davon überzeugt, dass sein Land den Briten die Weltmacht nur streitig machen konnte, wenn es eine starke Marine aufbaute. Auf der Marineschule wurde den Kadetten eine einzige Philosophie eingebleut: Pflichterfüllung sei die höchste moralische Tu-

gend. Die Prüfung nach der Hälfte des Seekadetten-Jahrs bestand Dönitz als Zweitbesten.

Der Vater starb 1912. Karl stach gerade als Angehöriger einer multinationalen Streitmacht zu einer zweijährigen Feuertaufe in See, die auf Seiten der Türkei in den Balkankrieg eingriff. Er kämpfte tapfer, wurde hoch dekoriert und rasch befördert. Seine Vorgesetzten hielten ihn für einen mustergültigen Seemann. 1915 lernte er Ingeborg Weber kennen, die einundzwanzigjährige Tochter eines Armeegenerals, und ein Jahr später heirateten sie. Um die gleiche Zeit wurde Dönitz einem Seegefährt zugeteilt, dem für den Rest seiner Laufbahn seine Vorliebe gelten sollte, dem U-Boot. Die ersten Modelle waren enge Stahlrohre, in denen es kein Privatleben und praktisch keinen Komfort gab. Fünfzig Männer teilten sich ein Bad und eine Toilette. Jedes U-Boot führte eine Ladung billigen Kölnisch-Wassers gegen den Körpergeruch der Männer mit, die während der gesamten Fahrt oft nicht ihre Kleidung wechselten. Dönitz' Boot, U 39, erwarb schon bald den Ruf, die alliierten Schiffe in nahe Hinterhalte zu locken. Nur einmal erhielt Dönitz Heimaturlaub, zu Ursulas Geburt am 3. April 1917. Doch bald stürzte er sich wieder in den offenen Kampf, der im Mittelmeer tobte. Diesmal kostete es ihn beinahe das Leben.

Im Oktober 1918 war Dönitz Kommandant auf UB 68, als das Boot vor Sizilien von den Briten heftig angegriffen und er mit der Mannschaft gefangengenommen wurde. Die britischen Vernehmungsoffiziere beschrieben den siebenundzwanzigjährigen Oberleutnant zur See als «übellaunig und fast gewalttätig» und völlig niedergedrückt durch die Nachricht von den demütigenden Bedingungen der deutschen Niederlage. Er blieb in britischer Gefangenschaft, bis er wahnsinnig zu werden drohte, worauf man ihn kurzzeitig in eine Nervenheilanstalt in Manchester einwies und dann nach Deutschland entliess. Ursula Dönitz berichtet, ihr Vater habe ihr später gestanden, seine britischen Häscher genarrt zu haben, indem er eine Mischung von Öl und Tabak trank. Er machte sich damit selber krank, um dann geistige Probleme vortäuschen zu können. «Er sprach nie über den ersten Weltkrieg, aber einmal, als er schon älter war, erzählte er mir, wie er die Briten an der Nase herumgeführt habe, um möglichst schnell nach Deutschland freigelassen zu werden. Er wusste, er musste diese Krankheit vortäuschen, um heimkehren zu können. Das war kein echter Nervenzusammenbruch.»

Nach Deutschland zurückgekehrt, meldete er sich wieder bei der neuen Reichsmarine. Zwar hatte der Versailler Vertrag Deutschland seiner nahezu gesamten militärischen Macht beraubt, doch meinte Dönitz, diese militärischen Beschränkungen würden von kurzer Dauer sein. Im Sommer 1920 befand er sich bei der Torpedobootsflottille in Swinemünde, wohin er mit seiner Frau und Ursula, die jetzt dreieinhalb Jahre alt war, sowie seinem neugeborenen Sohn Klaus übersiedelte. Ursulas erste flüchtige Bilder vom Vater datieren aus jener Zeit.

«Ich kann mich sehr gut an Swinemünde erinnern. Es war ein hübscher Badeort, in dem die Berliner Ferien machten. Ich teilte mir damals ein Zimmer mit meinem Bruder. Wir lebten in einer komfortablen Wohnung. Mir gefiel es dort sehr.

Die ersten Erinnerungen an meine Eltern sind auch sehr positiv. Später bekam ich mit, dass sie eine gute Ehe führten, und das merkte man im Haus, obwohl ich mit der Zeit auch noch etwas anderes feststellte: Meine Mutter liess es zu, dass Vater sie etwas zu sehr beherrschte. Er bemühte sich, seinen Kindern sehr starke Werte einzuprägen. Mein Vater war streng, aber mit mir nicht so sehr. Soweit ich mich erinnere, hat er mich nur ein einziges Mal geschlagen. Und das ist interessant, weil er niemals schrie oder laut wurde – er war aussergewöhnlich beherrscht. Nur einmal, entsinne ich mich, als ich so etwa fünf war, verabreichte er mir eine schreckliche Tracht Prügel. Ich hatte ein Stück Kuchen von einem Teller genommen, und als man mich fragte, ob ich es gegessen habe, sagte ich nein. Ich nehme an, mir klebten noch die Krümel am Mund, und ich erhielt die Strafe sowohl dafür, dass ich den Kuchen gestohlen als auch dafür, dass ich gelogen hatte. Dies war eine besondere Lektion, die für mein ganzes Leben reichte, sie war sehr wichtig für mich. Mein Vater wollte mich zur Wahrheit erziehen, und das bedeutete ihm sehr viel. Seither fällt es mir schwer zu schwindeln.»

Ursula fühlte sich zu ihrem Vater sehr hingezogen, auch als junges Mädchen. «Ich kam am besten mit ihm aus. Immer wenn er missgelaunt war, schickte mich meine Mutter zu ihm, damit ich mit ihm sprach. Nicht sie, sondern ich. Ich konnte mit ihm reden, wenn er sich in schlechter Stimmung befand, und ihn daraus befreien. Niemand sonst in der Familie konnte das.» Doch trotz dieser besonderen Beziehung erinnert sie sich nicht, viel Zärtlichkeit von ihrem Vater empfangen zu haben. «Es fiel ihm schwer, Zuneigung zu zeigen.» Bei diesen Worten hält Ursula inne und wird fast melancholisch. «Ich

kann mich nicht erinnern, dass er mir jemals einen Kuss gab. Aber er nahm meine Hand und hielt sie fest. Nie sagte er: ‚Ursula, ich hab’ dich gern.‘ Aber ich wusste, er hatte mich gern. Seine ganze Natur neigte zur Schweigsamkeit. Ich hielt ihn immer für reserviert, aber später bekam ich mit, dass diese strenge innere Disziplin jede voreilige Bemerkung oder Gefühlsregung von vornherein ausschloss.»

Selbst die Kameraden bei der Marine hielten Dönitz für einen stillen Menschen. Er galt nicht als charmanter oder geistreicher Erzähler, vielmehr konzentrierte er sich auf seine Marinelaufbahn. Die Vorgesetzten schätzten seine Zielstrebigkeit. Im Jahre 1921 wurde er zum Kapitänleutnant ernannt, und 1923 kommandierte man ihn nach Kiel ab und beauftragte ihn mit der Bearbeitung der U-Bootabwehr. Seine Kieler Aufgabe fiel in die Zeit der grössten Inflation in Deutschland. Die Familie Dönitz gehörte zu den vielen, die ihr Kapital verloren. Sein Offiziersgehalt deckte kaum die Haushaltsausgaben der Familie. «Er hatte Sinn für Schönes», erinnert sich Ursula. «Er besass eine sehr gute Sammlung von Orientteppichen, die ihm viel bedeutete. Mehrere hatte er in Konstantinopel erstanden, und ein Händler hatte ihm erzählt, einer der Läufer sei mehrere hundert Jahre alt und habe Museumsqualität. ‚Man sollte ihn an die Wand hängen‘, hatte der Händler gemeint, ‚nicht darauf laufen.‘ Mein Vater hatte nicht das Geld, um einen anderen Läufer darüberzulegen. Sie müssen wissen, ein Marineoffizier verdiente nicht viel – er hatte drei Kinder, und wir waren froh, wenn sein Geld jeden Monat eintraf. Aber immerhin ging es uns nicht annähernd so schlecht wie zahlreichen anderen Familien.»

Im Jahre 1924 stieg Dönitz die Marineleiter weiter hinauf; diesmal rief ihn die Marineleitung nach Berlin, wo er Chef des Referats für organisatorische Dienstvorschriften wurde.

«In Berlin besuchte ich meine dritte Schule innerhalb von drei Jahren», erzählt Ursula. «Das heisst, ich ging, glaube ich, insgesamt auf acht verschiedene Schulen. Wir zogen ständig um, aber immer in Gegenden, wo viele Marineangehörige wohnten. Es gehörte zum Beruf meines Vaters, dass er oft zur See fuhr, und er war häufig unterwegs, als ich noch klein war. Manchmal blieb er monatelang fort. Ich empfand das als normal. Ich war zu jung, um das richtig zu begreifen und ihn zu vermissen. All meine Freundinnen stammten aus Marinefamilien, also empfanden wir das alle als normal.»

Sie führten ein einfaches Leben in Berlin. «Es war eine schöne Zeit; wir gingen ins Museum, segelten auf dem Wannsee oder gingen alle zusammen spazieren», erinnert sie sich. Ursulas Eltern verbrachten die meiste Zeit zu Hause. «Zuweilen spielte er abends Flöte. Wir besaßen ein Grammophon, aber er hielt es nicht aus, stundenlang zuzuhören. Ich kann mich nicht erinnern, dass er viel las. Er wollte sich am Abend von seiner Arbeit ausruhen. Vor dem Schlafengehen las er uns aus Gedichtbüchern vor. Wir lagen im Bett, und er las uns Balladen vor, mit viel Vehemenz und Gefühl, und zusammen mit den Bildern im Buch war der Eindruck so tief, dass ich bestimmte Strophen noch heute auswendig kann.»

1927 wurde Dönitz zu einer Aufgabe abkommandiert, die seinem Wunsch nach aktivem Dienst auf See näherkam: Navigationsoffizier auf einem Kreuzer. Zur Feier dieser neuen Stellung fuhr er mit seiner Familie in den Urlaub. «Es war unser erster gemeinsamer Urlaub», erzählt Ursula. «Wir empfanden nie so recht das Bedürfnis, irgendwohin zu fahren, weil wir fast immer an der See wohnten, aber als ich zehn war, nahm man mich auf die Nordseeinseln mit. Wir reisten mit dem Bummelzug vierter Klasse, das bedeutete Holzbänke, auf denen wir während der Fahrt schliefen.»

Während die Ferien eine angenehme Erinnerung sind, hinterliess ein Familienstreit im selben Jahr einen unerfreulichen Eindruck bei der zehnjährigen Ursula. «Mein Vater und sein einziger Bruder hatten Krach miteinander. Es war ganz schlimm, denn ich mochte meinen Onkel, der zwei Jahre älter war als mein Vater, sehr gern. Aber nach dieser langen Auseinandersetzung redeten sie nie mehr miteinander. Ich sah meinen Onkel nicht wieder, erfuhr auch nicht die Ursache des Bruchs. Mein Vater verschwieg sie mir, und ich habe ihn nie danach gefragt. Hätte er es mir erzählen wollen, dann hätte er es getan. Sein Bruder starb bei einem Bombenangriff gegen Ende des Kriegs, und mein Vater holte daraufhin seine Schwägerin zu uns. Aber niemand erwähnte das Problem zwischen den Brüdern.»

Binnen eines Jahres wurde Dönitz erneut befördert, und er erhielt sein eigenes Torpedoboot-Kommando mit etwa zwanzig Offizieren und sechshundert Mann. Solch eine Dienststellung mit siebenunddreissig Jahren einzunehmen bedeutete einen beträchtlichen Erfolg in einer Marine, der eines der ältesten Offizierskorps Europas vorstand.

Im Herbst 1928 zog die Familie wieder um, diesmal zum Marine-Oberkommando Nordsee in Wilhelmshaven. «Zum erstenmal blieben wir für längere Zeit an einem Ort», entsinnt sich Ursula. «Davor waren wir alle ein bis zwei Jahre umgezogen. Mir gefiel es dort sehr gut, es war mir die liebste Zeit im Mädchenalter. Mein Vater hatte wohl keinen Lieblingswohntort, denn das Liebste war ihm die Arbeit; wo er sie verrichtete, spielte keine grosse Rolle. Aber ich fand rundherum alles wunderbar. Auch in der Schule war es meine schönste Zeit. Ich brauchte nicht jährlich die Freundinnen zu wechseln. Es war sehr schön.»

Obwohl diese Jahre grosse Umwälzungen in ganz Deutschland brachten, hat der Nationalsozialismus in jener Zeit – behauptet Ursula – keinen Einfluss auf ihren Vater ausgeübt. «Sehen Sie, wir wohnten ständig in den Marinevierteln der Städte, und die Nazis waren in den Hafenzentren der Marine kaum präsent. Wir haben nie einen Naziaufmarsch erlebt. In unserer Gegend war die Partei sehr klein und ziemlich inaktiv. Vielleicht fällt es Ihnen schwer, das zu glauben, aber wir hatten *nichts* mit der Partei oder mit Politik zu tun. Sie wissen, mein Vater ist nie in die Partei eingetreten. Und besonders, was meinen Vater angeht in dieser Zeit, als ich zwölf, dreizehn und vierzehn war, so kann ich mich nicht erinnern, dass er je über Politik redete. Er war Seemann – wer die Politik machte, interessierte nicht.

Wenn ich rückblickend an all diese Veränderungen denke, die sich damals in Deutschland vollzogen, dann sehe ich uns als eine ganz normale, ruhige Familie. Mir wurde nicht bewusst, dass die Zeiten ungewöhnlich waren. Wenn er damals doch über Politik redete, dann erinnere ich mich nicht daran, weil es mich nicht interessierte. Als junges Mädchen hatte ich kein Ohr dafür. Ich meine, ich wusste, dass einige Dinge in Deutschland nicht gut liefen, vor allem in der Zeit der Weltwirtschaftskrise. Ich wusste damals auch, dass Versailles ein schlimmer Vertrag gewesen war, nicht nur von meinem Vater, sondern allgemein wusste jeder, dass Versailles schlecht war.»

Dönitz' Kameraden und Berichte seiner Vorgesetzten bestätigen Ursulas Erinnerungen. Während der fundamentalen deutschen Wende zum Nationalsozialismus zeigte sich Dönitz in besonderer Weise apolitisch. Als Soldat war er bereit, den Geboten eines jeden politischen Führers, der die Macht im Staat ausübte, zu folgen. Dennoch müssen ihn das ausgesprochen antikommunistische Programm der Nazis und ihre Verurteilung des Versailler Vertrags beeindruckt ha-

ben. Hitler versprach, Deutschlands Grenzen auszudehnen und eine England ebenbürtige Streitmacht aufzubauen. Zwar zeigte Dönitz damals keine Anzeichen von Antisemitismus, doch schien er später die Theorie der Nazis, die Juden bedeuteten eine innere Gefahr für Deutschland, zu akzeptieren. Ursula hat keine Erinnerung an irgendwelche Diskussionen mit ihrem Vater «über die Juden». Sie behauptet, nach der Kristallnacht habe er sich an höchster Stelle offiziell beschwert. Solch ein Protest ist nicht dokumentiert.

Im Jahre 1933 hielten Dönitz' Vorgesetzte ihn für einen so vielversprechenden Offizier, dass man ihm ein Reisestipendium für einen sechsmonatigen Auslandsaufenthalt gewährte. Das bedeutete, er befand sich nicht in Deutschland, als die Nazis 1933 die Macht übernahmen und mit ihren Feinden brutal abrechneten. Als er im Sommer heimkehrte, war eine nationale Wiedergeburt im Gange. Überall spürte man wachsende Zuversicht. Die Marine zeigte sich besonders zufrieden mit Hitler, der einen Fünfjahresplan zum Umbau der gesamten Flotte ins Leben gerufen hatte. Im Herbst ernannte man Dönitz zum Kommandanten; er erhielt eine hervorragende Beurteilung. Für einen zweiundvierzigjährigen Offizier mittleren Rangs sah die Zukunft vielversprechend aus.

Während es mit dem Vater beruflich ständig aufwärts ging, ereignete sich auch im Leben der sechzehnjährigen Ursula etwas Bedeutsames: Sie begegnete ihrem künftigen Ehemann Günther Hessler. «Er war acht Jahre älter als ich, und er gefiel mir von Anfang an. Er war in der Marine, und mein Vater kannte und mochte ihn. Wir gingen ein halbes Jahr zusammen, aber ich war zu jung zum Heiraten. Wir heirateten dann vier Jahre später. Zum Glück mochte mein Vater ihn, obwohl ich mich auch, wenn er es nicht gebilligt hätte, weiter mit ihm [Günther] getroffen hätte. Ich war ziemlich unabhängig.»

Im Sommer des folgenden Jahres – Ursula besuchte weiter die Schule – wurde das Engagement ihres Vaters für die Marine belohnt: Er erhielt sein eigenes Kommando. Am 2. November 1934 traf Dönitz zum erstenmal Hitler. Solch eine Begegnung mit Kommandanten war üblich am Vorabend des Auslaufens von Auslandskreuzern. Ursula erinnert sich nicht, ob der Vater in der Familie über dieses Treffen sprach. Jahre später erzählte er einem britischen Historiker, sein erster Eindruck vom Führer sei der eines «aufrichtigen und ehrenwerten» Mannes gewesen.

Seine Dienstfahrt dauerte fast ein Jahr. Er lief Häfen in Asien und Indien an und umfuhr Afrika. Bei seiner Rückkehr im Juli 1935 ernannte ihn der Oberkommandierende der Marine, Grossadmiral Raeder, zum Chef der kleinen U-Bootwaffe der Marine (bald wurde ihm der Titel *Führer der U-Boote* verliehen). «Mein Vater war sehr jung [43], als er der Führer der U-Boote wurde», sagt Ursula. «Er war damals nur Kommandant, und das war eine hohe Dienststellung. Ich war schon ein bisschen stolz.»

Bei der deutschen Wiederaufrüstung hatte man allerdings die U-Boote anfangs wenig beachtet. Zu Beginn des zweiten Weltkriegs besass Deutschland für den gesamten Atlantik nur zweiundzwanzig Unterseeboote, während Dönitz dreihundert forderte. Doch selbst angesichts einer solch winzigen Flotte waren die einzelnen U-Boote ausserordentlich wirksam; sie forderten von den alliierten Schiffen einen Tribut von über 21,5 Millionen Tonnen, bis moderner Radar ihren Wirkungsgrad einschränkte. Dönitz veränderte die Art des U-Bootkriegs von Grund auf, indem er die U-Boote zu tödlichen Angriffsgruppen, zu «Rudeln», zusammenfasste, deren einzige Mission darin bestand, feindliche Schiffe in einen Hinterhalt zu locken.

Um diese Zeit hatten sich seine beiden Söhne bereits zur Hitlerjugend gemeldet. Ursula musste in das Pendant für die Mädchen, den Bund Deutscher Mädchen, eintreten, trat aber während ihres letzten Jahres auf dem Gymnasium 1936 wieder aus. «Ich fand es ziemlich albern», erinnert sie sich, «zumal von meinen Eltern niemand in der Partei war. Es gefiel uns, unpolitisch zu sein. Und gegenüber der NSDAP verhielten wir uns wie die meisten Leute damals in Deutschland.»

Ursula hatte 1937 andere Dinge im Kopf als den BDM. Im November heiratete sie endlich ihren Verlobten, den jungen Marineangehörigen Günther Hessler. Obwohl er sich sehr für die Marine engagierte, war auch er kein Mitglied der Nazipartei. Ihr Vater willigte von ganzem Herzen ein. «Zur Hochzeit kam er nach Kiel. Mein Mann und ich lebten dort bis 1939. Zum erstenmal lebte ich von meiner Familie getrennt. Es war sehr aufregend für mich, verheiratet zu sein, aber ich vermisse meine Eltern. Da sie in der Nähe wohnten, sah ich sie etwa dreimal die Woche.

Ich war eine junge Frau, sollte bald Mutter werden und fühlte mich sehr glücklich. Der Anschluss des Sudetenlands und die Tatsache, dass Deutschland wieder stark war, machten uns alle sehr stolz. Es war eine sehr schöne Zeit für mich.»

Im folgenden Jahr begleiteten Ursula und ihr Mann Dönitz zu einem Skiurlaub. Trotz seines Kommandos über die U-Bootflotte hielt ihn sein relativ niedriger Dienstrang vom inneren Kreis der Nazis weit entfernt. Er lief Ski, als Hitler Österreich annektierte. «Es war unser Jahresurlaub, und diesmal erging es ihm wie vielen anderen Deutschen, nämlich dass er von den Ereignissen erfuhr, während sie stattfanden. Es störte unsere Reise überhaupt nicht. Mein Vater war ein guter Skiläufer und ich die Einzige in der Familie, die ausser ihm Ski lief. Also fuhr ich immer allein mit ihm, ohne meine Mutter oder die Brüder. Es waren sehr schöne Ferien für uns, das einzige Mal, dass mein Vater wirklich Gelegenheit hatte, sich zu entspannen.»

Doch als die Ereignisse unweigerlich auf einen ausgewachsenen Krieg zusteuerten, nahm Dönitz seinen Skiurlaub im Winter 1939 nicht wahr. Stattdessen veröffentlichte er ein Buch mit dem Titel *Die U-Bootswaffe*, eine Denkschrift, in der er darlegte, wie er im Kriegsfall seine Flotte einzusetzen gedachte. Leider gelang es der britischen Abwehr bis 1942 nicht, eines Exemplars habhaft zu werden. Zu dem Zeitpunkt hatten die Alliierten Dönitz' Taktik bereits auf offener See kennengelernt.

Kurz vor Kriegsausbruch gebar Ursula ihr erstes Kind, den Sohn Peter. Dönitz war «ausgesprochen stolz, dass er mit siebenundvierzig Jahren bereits Grossvater wurde», erzählt Ursula. Sie erinnert sich auch, dass es um diese Zeit gewesen sein muss, dass der Vater sie auf den bevorstehenden Konflikt aufmerksam machte. «Einmal fuhr mein Vater mich nach einem Besuch bei meinen Eltern abends nach Hause. Mein Mann befand sich gerade auf See, und mein Vater sagte zu mir das erste und einzige Mal: ‚Es wird Krieg geben, und er wird lange dauern. Die Briten werden nicht zulassen, dass Deutschland zu mächtig wird‘. Es überraschte mich etwas, denn ich hatte nicht geglaubt, dass das so gewiss war.»

Als im September 1939 der Krieg begann, fürchtete Ursula weder um das Leben ihres Vater noch um das ihres Manns. «Ich sorgte mich nie um meinen Vater. Nie. Ich war überzeugt, er würde wiederkommen. Das gleiche galt für meinen Mann, mit einer Ausnahme. Eines Nachts, ich erinnere mich ganz deutlich, wachte ich voller Angst auf und dachte: ‚Was, wenn er nicht zurückkommt?‘ Aber das war das einzige Mal, dass ich mich sorgte.»

In den ersten Kriegsmonaten hielt sich Dönitz' U-Bootflotte an die Prisenordnung, derzufolge vor dem Abschuss eines Torpedos eine

Warnung gegeben werden musste. Doch mit der raschen Ausweitung des Kriegs legten Raeder und Hitler dem U-Bootführer nahe, sich über die Prisenordnung hinwegzusetzen. Ab Mitte 1940 wurde der uneingeschränkte U-Bootkrieg geführt. Die Erfolge waren beeindruckend. Die Briten verloren namhafte Flugzeugträger und Zerstörer, und viele Tonnen Handelsschiffe der Alliierten wurden auf den Grund des Ozeans befördert. Hitler geriet in Ekstase über diese gefährliche Eliteflotte, die Dönitz' Stolz und Begeisterung widerspiegelte.

Im Juni 1940 fiel Frankreich. Das überzeugte viele in der Marine, dass die deutsche Weltherrschaft in unmittelbarer Reichweite sei. Ursula ist sich nicht sicher, ob der Vater die Begeisterung über den nahen Endsieg teilte. «Ich erinnere mich an ein Gespräch während des Kriegs, in dem er voller Ernst sagte: ‚Es wird ein langer, langer und sehr schwerer Krieg werden‘. Ich war erschrocken, denn für mich hatte es damals den Anschein, als verlaufe alles gut und als würden wir gewinnen. Vielleicht hegte er bereits damals Zweifel, äusserte sie nur nicht.»

Ursula vernahm als einzige einen Zweifel von ihrem Vater. Seinen Kameraden gegenüber gab sich Dönitz als der typisch optimistische Militär. In den Jahren 1940 und 1941 trieb er seine U-Bootflotte bis an die Grenze ihrer physischen Leistungsfähigkeit. Die Umschlagzeiten im Hafen hatte man auf ein Minimum verkürzt, und es wurde ein starker Druck ausgeübt, immer grössere Schiffe der Alliierten zu versenken. Aber seine Kämpfer beteten Dönitz an. Sie spürten, er war einer von ihnen, und zum Dank gelobten sie ihm unerschütterliche Treue. Die atemberaubenden U-Boot-Erfolge, gepaart mit Dönitz' gewaltiger Popularität, machten auf die Nazispitze und den Führer einen ausgezeichneten Eindruck.

Im Sommer 1942 verbrachte Dönitz mit seiner Frau und Ursula einen ausgedehnten Urlaub in Badenweiler, einem Kurort im Schwarzwald. «Diese Sommerreise dauerte drei Wochen. Da ich ihn zuvor in Kiel nicht oft gesehen hatte, freute ich mich, etwas ausgiebiger mit ihm zusammen zu sein. Er war sehr ernst, denn er hatte viel im Kopf. Also nahm ich meinen Sohn mit, und das freute ihn wirklich.»

Ursulas Mann, Günther Hessler, hatte sich in der Zwischenzeit einen Ruf als das As unter den U-Bootkommandanten erworben. Er hielt den Kriegsrekord, indem er auf einer einzigen Fahrt vierzehn Schiffe mit einer Tonnage von insgesamt 86.699 Tonnen versenkte. Nach ih-

rem Urlaub trat Hessler in Dönitz' Kommandostab beim U-Boot-hauptquartier in Frankreich ein und liess Ursula allein mit ihrem Sohn in Deutschland zurück. Beim Dienst unter seinem Schwiegervater wurde Hessler Zeuge des selben uneingeschränkten kämpferischen Tatendrangs und Enthusiasmus, den alle anderen Kameraden an Dönitz bereits kennengelernt hatten.

Im September 1942, als Dönitz für Hitler einen Lagebericht erarbeitete, ereignete sich ein Zwischenfall, der später, im Nürnberger Verfahren gegen ihn, eine Schlüsselrolle spielen sollte. Ein U-Boot versenkte einen britischen Truppentransporter, die «Laconia», mit über zweitausend Menschen an Bord. Vier U-Boote trafen zur Rettung von Überlebenden am Ort des Geschehens ein, und dichtgedrängt standen die Soldaten der Alliierten an Deck, als die Boote mit aufgezogenen grossen Rot-Kreuz-Flaggen über Wasser einen sicheren Hafen ansteuerten. Nach dreitägiger Rettungsaktion kreisten bei klarer Sicht amerikanische Flugzeuge eine Stunde lang über den Booten und bombardierten sie schliesslich. Ein U-Boot wurde schwer beschädigt. Entgegen dem Rat seines Stabs brach Dönitz die Rettungsoperation jedoch nicht ab. Als Hitler von dem Bombardement durch die Alliierten erfuhr, rief er Dönitz wutentbrannt an. Er schrie, deutsches Leben dürfe niemals zugunsten der Rettung feindlicher Soldaten gefährdet werden. Dönitz reagierte mit der später unter dem Namen *Laconia-Befehl* bekannt gewordenen Weisung, alle Rettungsversuche auf See einzustellen. Er verkündete: «Rettung widerspricht den primitivsten Forderungen der Kriegführung nach Vernichtung feindlicher Schiffe und Besatzungen.» Er schloss mit dem Aufruf an seine Soldaten, hart zu sein. Sie sollten daran denken, dass der Gegner bei seinen Bombenangriffen auf deutsche Städte keine Rücksicht auf Frauen und Kindern nehme.

Wenngleich die Anweisung nicht lautete, Überlebende seien zu erschliessen, konnte der *Laconia-Befehl* von einzelnen Kommandanten so aufgefasst werden. Die Alliierten beschuldigten Dönitz einer nicht eindeutigen Sprache. Er habe somit gehofft, seine Flotte würde die Frage zugunsten von Mord entscheiden. Ursula sprach später mit ihrem Mann über den Befehl und behauptet hartnäckig, er sei nie als Freibrief zur Tötung von Überlebenden gedacht gewesen.

Unzweifelhaft trug der *Laconia-Befehl* dazu bei, dass Dönitz bei Hit-

ler weiterhin einen guten Stand hatte. Dem Führer gefielen sein Enthusiasmus und seine ungehemmte Bereitschaft, Befehle auszuführen. Als sich der Krieg gegen die Nazis wendete, lag Dönitz' Persönlichkeit Hitler mehr als Grossadmiral Raeders förmliche und etwas schwarzseherische Zurückhaltung. Als Raeder nach erheblichen Verlusten beim Kampf gegen einen Geleitzug im arktischen Meer im Januar 1943 seinen Abschied nahm, erreichte der einundfünfzigjährige Dönitz mit seiner Ernennung zum Grossadmiral und Oberkommandierenden der deutschen Kriegsmarine durch Adolf Hitler den Zenit seiner Laufbahn. «Er war jung und von geringerem Dienstrang, als bei einer solchen Ernennung zu erwarten war», sagt Ursula. «Es überraschte mich nicht. Er überraschte mich nie mit seinen Leistungen. Ich fühlte mich glücklich und sehr stolz, obwohl mich Dienststränge oder Beförderungen nie interessiert hatten. Als ich noch jung war, redeten alle anderen Mädchen, wenn es um Jungen ging, immer nur von einem oder zwei Streifen. Ich erinnere mich noch genau an einen Tag, als mein Mann nach Hause kam und fragte: ‚Fällt dir irgendetwas auf?‘ Schliesslich streckte er seinen Arm vor und sagte: ‚Hier ist ein weiterer Streifen.‘ Mir war das egal.»

In seiner Funktion als Oberkommandierender nahm Dönitz nun regelmässig an Besprechungen mit Hitler teil. Dieser enge Kontakt verstärkte das feste Vertrauen des Führers zu ihm. Dönitz' positive Reaktion auf nahezu jede Anfrage war genau, was Hitler zur Erneuerung seiner erlahmenden Kräfte brauchte.

Als Grossadmiral zog Dönitz nach Berlin-Dahlem in ein geräumiges Haus aus der Jahrhundertwende. Mit seiner Beförderung erhielt er eine Zuwendung von dreihunderttausend Reichsmark, die er dafür ausgab, das neue Haus grosszügig einzurichten. Nunmehr rund um die Uhr von einem SS-Kontingent bewacht, gab Dönitz seinen ersten Stabsbefehl heraus. Er zeigte, dass er sich seiner preussischen Erziehung noch immer absolut bewusst war: «Unser Leben gehört dem Staat. Unsere Ehre liegt in unserer Pflichterfüllung und Kampfbereitschaft. Niemand hat das Recht auf ein Privatleben. Die Frage für uns ist, den Krieg zu gewinnen. Wir haben dieses Ziel mit fanatischer Hingabe und dem rücksichtslosesten Siegeswillen zu verfolgen.»

An dieser Unbeirrbarkeit hielt er auch in seiner Rolle als Oberkommandierender fest. Trotz seiner neuen Dienststellung veränderten sich seine harten Arbeitsgewohnheiten nicht. Ursula konnte er nur

wenige Male im Jahr besuchen. Schon bald geriet er im Zusammenhang mit dem Atlantikkrieg unter Druck. Die Deutschen ahnten noch nichts davon, dass die Briten den von U-Booten zur Nachrichtenübermittlung genutzten Enigma-Kode geknackt hatten. Die Verluste zur See stiegen ins Unermessliche. Die Zahl versenkter U-Boote schnellte hoch auf über zwanzig pro Monat im gesamten Jahr 1943. Am Ende fanden fünfundzwanzigtausend der vierzigtausend auf U-Booten fahrenden Deutschen den Tod. Unter den im Mai 1943 Gefallenen befand sich Dönitz' Sohn Peter. Der Grossadmiral zeigte keine Regung, als er von Peters Tod erfuhr. «Was kann man empfinden, wenn ein Sohn im Krieg getötet wird?» fragt Ursula.

Dönitz stürzte sich verstärkt in die Kriegsanstrengungen. In den Jahren 1943 und 1944 brachte der Grossadmiral ganze Tage im Führerhauptquartier zu. Er war kein Speichellecker in Hitlers Dunstkreis, sondern eine Führerpersönlichkeit, die lenkend in Diskussionen eingriff und dem Führer viele Zugeständnisse abrang.

Während seines Militärdienstes war Dönitz mit dem Judenvernichtungsprogramm der SS praktisch nicht in Berührung gekommen. Zwar hielt er ein paar antisemitische Reden, in denen er das «jüdische Gift im Reich» verurteilte, doch behauptete er später, die bösseren seien ihm von Goebbels' Propagandaministerium geschrieben worden, und in einigen Fällen habe er sie gar nicht gehalten. Er hatte nichts zu tun mit den Exzessen im Osten, wenngleich man ihn in Nürnberg beschuldigte, zur Beschleunigung der Bauvorhaben der Kriegsmarine zwölftausend Arbeitskräfte aus den Konzentrationslagern beschäftigt zu haben. Doch der Einsatz von Zwangsarbeitern bedeutet nicht, dass Dönitz von den Einzelheiten der Endlösung wusste. Zwar nahm er im Herbst 1943 an einer Konferenz in Posen teil, auf der Himmler Parteifunktionäre über das Vernichtungsprogramm informierte, doch sagten mehrere Minister aus, Dönitz hätte die Konferenz zum Zeitpunkt der Rede des Reichsführers bereits verlassen gehabt. Ursula behauptet, ihr Vater sei kein Antisemit gewesen, und glaubt nicht, dass er vor dem Nürnberger Prozess bereits im Einzelnen von der Endlösung gewusst habe. «Obgleich mein Vater eine hohe Dienststellung hatte, drehte sich seine Arbeit, auch bei Hitler, nur um die Marine», sagt sie. «Ich glaube, auch mein Vater war entsetzt darüber, was im Osten geschehen ist.»

Nachdem er in Nürnberg, den Kopf in den Händen verborgen, einen Film über die Konzentrationslager gesehen hatte, fragte er den Gefängnispsychiater erregt: «Wie kann man mich beschuldigen, von so etwas gewusst zu haben? Sie fragen, warum ich nicht zu Himmler ging und ihn nach den Konzentrationslagern fragte. Nun, das ist absurd! Er hätte mich rausgefeuert, genauso wie ich ihn rausgefeuert hätte, wäre er gekommen, um Untersuchungen in der Marine anzustellen! Was, in Gottes Namen, hatte ich mit diesen Dingen zu tun? Es war reiner Zufall, dass ich in eine hohe Position aufstieg, und niemals hatte ich etwas mit der Partei zu tun.» Es scheint wahrscheinlich, dass Dönitz bereit war, den Massnahmen der Nazis gegen jeden Staatsfeind Folge zu leisten, ob es sich nun um äussere Feinde handelte wie im Falle Grossbritanniens und der Vereinigten Staaten oder um innere Feinde wie Kommunisten und Juden. Was er in den letzten Kriegs(jahren) auch über das Vernichtungsprogramm hörte, er betrachtete es nicht als seine Pflicht, dem nachzugehen.

Ende 1943 hatte Dönitz andere Dinge im Kopf als die inneren Feinde des Reichs. Mit Hingabe widmete er sich Hitlers Idee der Verteidigung der «Festung Europa» gegen eine Invasion der Alliierten. Völlig von dem Gedanken beansprucht, die bevorstehende Offensive zu stoppen, gab er den U-Booten Befehle zum ‚rücksichtslosen Angriff‘, was den Befehl zum Selbstmord bedeutete. Er forderte sie auf, die Landungsschiffe der Alliierten um jeden Preis aufzuhalten, selbst um den des Verlustes der eigenen Schiffe.

Im Mai 1944, kurz vor der Invasion der Alliierten, ereilte Dönitz eine weitere persönliche Tragödie. Sein Sohn Klaus fiel vor der Südküste Englands, als ein Aufklärungsschiff, auf dem er sich als Gast des Kommandanten aufhielt, von einem französischen Zerstörer direkt getroffen wurde. Nach mehreren Tagen wurde seine Leiche an die französische Küste gespült.

Als Dönitz am 14. Mai die Nachricht erhielt, so erinnern sich seine Berater, zeigte er keine Regung und fuhr mit seiner Arbeit fort. Nach der morgendlichen U-Booteinsatzbesprechung verliess er sein Büro, um seiner Frau Mitteilung zu machen, kehrte jedoch zusammen mit ihr rechtzeitig zu einem für ein Uhr angesetzten Mittagessen mit dem japanischen Botschafter zurück. Kein Wort wurde beim Essen darüber verloren, dass die Dönitzens gerade den Tod ihres zweiten Sohns

zu beklagen hatten. Als die japanische Delegation aufbrach, erlitt Ingeborg Dönitz einen Kollaps.

Zwei Wochen später traf sich Dönitz mit Ursula und ihrer Familie zu einem Urlaub in Badenweiler. Und wieder sprach er nicht über den Tod seines Sohns. «Das Hotel, das wir für diesen Urlaub ausgewählt hatten, achtete streng darauf, dass keine Kinder zugelassen wurden», entsinnt sich Ursula. «Mein Vater sagte ihnen: ‚Ich bin der Grossvater, und wenn Sie meine Enkel nicht aufnehmen, dann können Sie auch mich nicht aufnehmen‘. Man änderte die Anweisung für uns. Er brauchte diesen Urlaub wegen seiner Sorgen und Probleme. Wir vermieden jedes Gespräch über den Krieg, denn es ging darum, meinen Vater einmal von seiner anstrengenden Arbeit ausruhen zu lassen.»

Doch Dönitz ruhte nicht aus. Am vierten Urlaubstag wurde er mitten in der Nacht geweckt. Die Alliierten waren strategisch und taktisch völlig überraschend gelandet. Ursula nahm die Landung als Anzeichen, dass der Krieg verloren war. «Zwar hörten sich alle Rundfunkberichte recht positiv an, aber das war alles Propaganda. Als die Landung in der Normandie erfolgte, konnte ich an der Reaktion meines Vaters ablesen, dass es sehr ernst stand.»

Die Nachricht von der Invasion machte Dönitz wütend. Seine U-Boote hatten keine Rolle gespielt. Aber wenn die Invasion einerseits sein Konzept von der «Festung Europa» zunichte machte, stärkte sie andererseits seine Kampfschlossenheit. Dönitz' Reden aus dem Jahre 1944 gehören zu seinen stursten. Als sich die Kriegslage verschlimmerte, echote er die Aufrufe des Führers zum Widerstand bis zum bitteren Ende. Seine preussische Erziehung liess ihn nie wanken. Je widriger die Situation, umso glänzender seine eherne Zuversicht. Sein Enthusiasmus steckte an im Führerbunker. Selbst der bissige Goebbels bemerkte, dass Dönitz stets einen «feinen, imponierenden Eindruck» machte und Hitler ihn als den besten Mann in seiner Truppengattung bezeichnete. Als Dönitz' Bedeutung zunahm, liess Hitler ihn in einem fünf Tonnen schweren gepanzerten Mercedes schützen und untersagte ihm das Fliegen, da das Risiko zu gross sei.

Dönitz erwarb sich Hitlers Vertrauen. Selbst im Februar 1945, als Albert Speer ihn während einer Besprechung beiseite nahm und ihn bedrängte, man müsse etwas tun, denn die Kriegslage sei katastrophal, weigerte er sich mit den Worten: «Der Führer weiss, was er tut.»

Im selben Monat zog Ursula mit ihren Kindern in das Haus ihrer Eltern nördlich von Berlin. «Eines Morgens stürzte ein Dienstmädchen in mein Zimmer und sagte, die Russen seien ganz nahe, und ihre Panzer rückten vor», erzählt Ursula. «Da schickte mein Vater mich und die Kinder nach Schleswig-Holstein. Niemand wollte von den Russen gefangen genommen werden. Wir alle hatten die Geschichten von den Schändungen durch die Russen gehört.

Mit vier Gepäckstücken, zwei Kindern und hochschwanger [Ursula gebar einen Monat später einen zweiten Sohn] traf ich in Schleswig-Holstein ein. Meine Mutter kam nach und half als Krankenschwester aus. Sie kam ohne etwas. Zwar hatte mein Vater etwas Silber, Teppiche und persönliche Gegenstände geschickt, aber es war nicht viel, und es wurde ohnehin alles gestohlen. Als ich auf dem Weg ins Krankenhaus entband, flogen Feindflugzeuge über uns und zwangen uns in einen Strassengraben. Der Krieg war mittlerweile überall. Mich beruhigte nur, dass mein Vater und mein Mann zusammen waren. Ich fühlte mich besser bei dem Gedanken, dass sich ihre Schicksale auf diese Weise miteinander verbanden.»

Was Ursula nicht wusste, war, dass ihr Vater im April als einziger hochrangiger Offizier Hitler optimistische Berichte lieferte. Mitte des Monats gab Dönitz eine flammende Erklärung zur Unterstützung Hitlers heraus, in der er seine Soldaten mit dem ultimativen Schlachtruf mobilisierte: ‚Jetzt geht es um Sieg oder Tod!‘ Er wies alle auf Friedensverhandlungen gerichteten Bemühungen zurück und wiederholte Hitlers Ansicht, das deutsche Volk und die deutsche Nation sollten zugrundegehen, wenn sie kapitulierten. Gewiss hat Dönitz’ grenzenloser Optimismus Hitler bewogen, ihn zu seinem Nachfolger zu bestimmen.

Am 30. April, um achtzehn Uhr funfunddreissig, sandte Bormann an Dönitz eine dringliche Botschaft. Hitlers Tod wurde in ihr nicht erwähnt; im vollen Wortlaut hiess es da: «FRR Grossadmiral Dönitz. An Stelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzt der Führer Sie, Herr Grossadmiral, als seinen Nachfolger ein. Schriftliche Vollmacht unterwegs. Ab sofort sollen Sie sämtliche Massnahmen verfügen, die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben. Bormann.»

Dönitz war sprachlos. Ursula indes zeigte sich nicht so überrascht, als sie am Tag darauf die Neuigkeit vernahm. «Ich erinnere mich nicht, wie ich von der Ernennung meines Vaters zum höchsten Mann im

Reich erfuhr. Es war nicht unmöglich damals, mit meinem Vater zu sprechen, aber es war viel schwieriger geworden. Die Nachricht von dieser Ernennung, es ist schwer zu erklären, aber was meinen Vater anging, meinte ich, er könne beinahe alles, und nun befand er sich eben nur in einer anderen Position, eben weiter oben. Zu jener Zeit ging alles drunter und drüber, und Hitlers Tod war nur eines unter vielen Ereignissen.» Wenngleich Dönitz erkannt hatte, dass der Krieg verloren war, versuchte er, die Kapitulation hinauszuschieben, so dass sich die Deutschen vor den heranrückenden Russen nach Westen absetzen konnten. Seine Regierung blieb pro forma bis zum 23. Mai im Amt, als er sich persönlich ergab. Überzeugt davon, dass er einen harten, aber fairen Kampf geführt habe, hoffte Dönitz auf eine baldige Entlassung, um sich dem Wiederaufbau Nachkriegsdeutschlands widmen zu können. «Weder ich noch er selber hatten erwartet, dass man ihn irgendwelcher Verbrechen bezichtigen würde», sagt Ursula. «An so etwas dachten wir überhaupt nicht.» Beide merkten bald, dass die Alliierten andere Vorstellungen hatten. Er wurde zunächst nach Bad Mondorf gebracht, wo man Göring und die übrigen Spitzenfunktionäre von Partei und SS festhielt. Im Spätsommer wurde er mit einigen anderen Gefangenen nach Nürnberg überführt. Erbittert, dass man ihm nicht die seinem hohen Rang gemässe besondere Behandlung als Kriegsgefangener zuteil werden liess, wartete er dort darauf, dass man ihm sein Schicksal bekanntgab.

Dönitz und seine Familie wussten nicht, dass inzwischen eine hitzige Debatte unter den Alliierten darüber entbrannt war, ob man ihn auf die Nürnberger Liste der Hauptkriegsverbrecher setzen sollte. Die britische Admiralität hatte eine lange Stellungnahme herausgegeben, derzufolge es denkbar war, Raeder, den ersten Oberbefehlshaber der Kriegsmarine, anzuklagen, nicht dagegen Dönitz, der nur einen Seekrieg in Übereinstimmung mit gültigen internationalen Regeln geführt habe. Die Briten meinten, er habe sich nicht anders verhalten als die Befehlshaber der Kriegsflotten der Alliierten. Die Franzosen und Russen waren sich unschlüssig, ob Dönitz auf die Liste gehörte oder nicht. Nur weil die Amerikaner darauf bestanden, wurde Dönitz auf die Anklagebank gesetzt. Er wurde dreier von vier Punkten bezichtigt: Verschwörung gegen den Frieden, Verbrechen gegen den Frieden und Verbrechen gegen das Kriegsrecht. Als ihm die Ankla-

gepunktete mitgeteilt wurden, spottete er: «Keine dieser Beschuldigungen betrifft mich im Geringsten; typischer amerikanischer Humor.»

Ursula erfuhr von der Anklage über das Radio und war «entsetzt. Ich wusste nicht, was ich denken oder sagen oder tun sollte. Es war alles so unnormal.» Sie versuchte, die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zu begreifen, während sie sich im Nachkriegsleben des besetzten Deutschlands einrichtete. «Wir lebten in der britischen Zone. Da war es gut. Nie kam jemand zu uns, um auch nur eine einzige Frage zu stellen. Aber ich wusste, dass in der amerikanischen Zone alle Frauen und Kinder, alle, in die Lager geworfen wurden. Die Amerikaner waren viel schlimmer. Damals erzählte man sich überall, die Amerikaner hätten einen Generalmusikdirektor ins Lager gesperrt, weil in seinem Titel das Wort ‚General‘ vorkam.

Für uns alle hatte sich viel verändert. Mein Zuhause und das meiner Eltern im Norden sahen wir nie wieder. Sie wurden uns, so wie sie waren, genommen. Unsere persönliche Habe, die wir mitgebracht hatten, wurde uns gänzlich geraubt. Es war unmöglich, sich darüber zu beschweren. Und dennoch war ich glücklich. Der Krieg hatte ein Ende, mein Vater und mein Mann lebten noch.»

Ursula machte sich Sorgen wegen der Anschuldigungen gegen ihren Vater. Aber die Staatsanwaltschaft hatte es nicht leicht mit Dönitz. Nicht nur, dass ihn einer der besten Verteidiger des Prozesses vertrat, ein junger Marineoffizier namens Otto Kranzbühler, sondern die Anklagevertretung hatte auch Schwierigkeiten, Fakten gegen ihn zu finden. Es fiel schwer, die Anschuldigung «Verbrechen gegen den Frieden» aufrechtzuerhalten, denn der Krieg hatte bereits dreieinhalb Jahre angedauert, ehe Dönitz wirkliche Macht erlangte. Also befasste man sich in der Hauptsache mit dem Nachweis von Verbrechen gegen das Kriegsrecht.

Die Schwierigkeiten waren hier unübersehbar, zumal die Gesetze der Seekriegführung unterschiedlich ausgelegt werden können. Die Anklage sprach von Mord und schlechter Behandlung der Gefangenen auf hoher See, führte jedoch keinen einzigen Fall an. Kernstück dieses Anklagepunkts wurde der *Laconia-Befehl* von 1942. Doch die Ambiguität dieses Befehls gereichte Dönitz zum Vorteil.

Kranzbühler verfolgte eine aggressive Verteidigung. Dönitz trug indes nicht viel zu seiner eigenen Verteidigung bei. Als Zeuge gab er

sich steif und machte einen überheblichen Eindruck, indem er sich oft auf einen Disput mit der Anklagevertretung einliess. Die Tatbestände im Zusammenhang mit dem Einsatz von zwölftausend Arbeitskräften aus Konzentrationslagern für die Kriegsmarine erbosten das Gericht. Zur Rechtfertigung seiner im Krieg gehaltenen Rede, in der er das «sich ausbreitende Gift des Judentums» verurteilte, führte Dönitz aus, er habe damit sagen wollen, das sich ausbreitende Gift könnte eine zersetzende Wirkung auf das Durchhaltevermögen der Bevölkerung ausüben. Diese Ansicht brachte ihm wenig Sympathie ein. Zu Dönitz' Glück lag dem Militärgericht eine andere Rede aus dem Krieg nicht vor, in der er geäußert hatte, er würde lieber Dreck essen als zulassen, dass sein Enkel in «jüdischem Geist und Filz» aufwüchse. Von den zweiundfünfzig zur Verteilung angefertigten Exemplaren waren einundfünfzig vernichtet worden. Das einzige erhaltene Exemplar fand man erst nach Nürnberg.

Während der ganzen Zeit verfolgte Ursula täglich die Rundfunkberichte. «Man brachte zusammengefasste Meldungen über den Prozess. Die deutschen Nachrichten wurden von den Briten und Amerikanern kontrolliert. Besonders an einen Korrespondenten erinnere ich mich, weil er sehr gehässig auftrat und ich es kaum ertragen konnte. Zum erstenmal hörte ich von den Ausschreitungen im Osten, dem Töten. Ich war genauso entsetzt, wie wohl mein Vater während des Prozesses gewesen sein muss.»

Ursula fasste Mut, als Kranzbühler mehrere effektive Zeugen benannte, unter ihnen auch ihren Mann Günther. «Mein Mann fuhr unter dem Schutz der Briten zum Prozess. Und nach seiner Zeugenaussage verhafteten ihn die Amerikaner ohne Grund! Sie hielten ihn über ein Jahr fest und gaben uns keine Nachricht, wo er sich befand oder warum er im Gefängnis sass. Alle ein oder zwei Monate kam ein Brief von ihm, und wenn ich zurückschrieb, befand er sich schon wieder in einem anderen Lager.» Während ihr Mann gefangengehalten wurde, erhielt der Vater in seinem Fall Unterstützung aus einer unermuteten Quelle – von Admiral Chester Nimitz, dem hochangesehenen Kriegskommandanten der Pazifikflotte der USA. Seine Auffassungen zum Seekriegsrecht galten als massgeblich. Nimitz, dem Kranzbühler Fragebogen übersandt hatte, antwortete mit beruhigenden Neuigkeiten für Dönitz. Nimitz sagte aus, die Amerikaner hätten seit dem Überfall auf Pearl Harbor am 7. Dezember 1941 im gesamten Pazifik «uneingeschränkte Kriegführung» praktiziert. US-Unter-

seeboote hatten fast die gleichen Befehle wie deutsche U-Boote: Überlebenden nicht zu helfen, wenn daraus Gefahr für das U-Boot entstände. Nimitz' Aussage versetzte der Anklage einen ziemlichen Schlag. Das Militärgericht musste sich entscheiden: Entweder hatte die Kriegsmarine beider Länder verbrecherisch gehandelt, und beide Kommandanten müssten sich somit vor Gericht verantworten, oder jede Seite hatte das geltende Recht statthaft interpretiert, und man hatte keine Kriegsverbrechen begangen.

In dieser Zeit besuchte Ursula ihren Vater in Nürnberg. «Ich sah ihn zum erstenmal nach dem Krieg. Wir wussten bereits, dass wir am Prozess nicht teilnehmen konnten, also bedeutete dies die Gelegenheit, ihn zu besuchen.

Als ich ihn sah, war ein Käfig zwischen uns, und es wimmelte von Wachposten. Links und rechts von mir stand eine Sitzreihe für die übrigen Familien aller auf der anderen Seite sitzenden als Kriegsverbrecher angeklagten Männer. Der Besuch war von kurzer Dauer, nicht einmal eine Stunde. Man liess mich nur einmal zu ihm. Ich wollte ihn öfter besuchen. Ich erinnere mich, dass wir Görings Tochter mit zurücknahmen. Sie war noch ein Kind, fand es aber ganz aufregend, in unserem Auto mitzufahren.

Bei dieser Gelegenheit traf ich auch Kranzbühler. Er war jung und wirkte sehr ernsthaft. Die Verteidigung meines Vaters betrachtete er als einen höchst bedeutsamen Auftrag. Er flösste mir Vertrauen ein.» Ursula hoffte, Nimitz' Zeugenaussage würde ihren Vater entlasten. Doch in diesem Dilemma nahmen die Richter einen unterschiedlichen Standpunkt ein. Der amerikanische Richter Francis Biddle war der Ansicht, Dönitz müsse auf Grund der Aussage von Nimitz freigesprochen werden. Biddle sagte: «Deutschland führte einen viel sauereren Krieg als wir.» Die anderen Richter indes teilten die britische Auffassung, derzufolge die Tatsache, dass beide Seiten das Gesetz brachen, Dönitz nicht entlasten könne. Von den Richtern, die Dönitz für schuldig erklärten, einen Angriffskrieg geführt und Kriegsverbrechen begangen zu haben, forderte die Mehrheit eine zehnjährige Gefängnisstrafe. Das Urteil enttäuschte Ursula zutiefst. «Ich hörte es im Rundfunk», erinnert sie sich. «Es versetzte mir einen Schlag. Schwer zu sagen, aber ich hatte gehofft, er würde freikommen. Ich hatte nicht geglaubt, man könne beweisen, dass er irgendetwas Unrechtes getan hatte. Es schien wie ein Traum, überhaupt nicht wirklich. Aber später

erfuhr ich, dass er in Wirklichkeit geglaubt hatte, man würde ihn zum Tode verurteilen.»

Das Ganze machte noch einen interessanten Schwenk, als das Tribunal Biddle, der für Freispruch gestimmt hatte, die Urteilsbegründung zu schreiben erlaubte. Es ist die schwächste des ganzen Prozesses und verursachte erhebliche Verwirrung, da aus ihr nicht die Grundlage für die Verurteilung hervorgeht, wahrscheinlich weil Biddle sie selber nicht kannte. Bei der Urteilsverkündung sandten Dönitz' Augen Zornesblitze gegen die Richter. Als man geendet hatte, schleuderte er die Kopfhörer gegen das Podium und stürmte wütend aus dem Gerichtssaal. Kranzbühler nutzte das schwach formulierte Urteil, um Berufung zugunsten seines Mandanten einzulegen, hatte damit aber keinen Erfolg.

Inzwischen versuchte Ursula, sich im Nachkriegsleben zurechtzufinden. «Meiner Familie ging es besser als den meisten anderen. Wir hatten eine Unterkunft, Brennholz und über sieben Zentner Kartoffeln. Die Kinder waren gesund, und wir lebten in einer herrlichen Landschaft, nicht in einer zerstörten Stadt.» Doch ihren Vater hatte man ebenfalls als Kriegsverbrecher verurteilt, und ihr Mann steckte noch immer irgendwo in einem Internierungslager der Amerikaner. «Meine Mutter half im nahegelegenen Krankenhaus aus», erinnert sich Ursula. «Die Familien mussten auf die Männer verzichten. Es war auch eine schwere Zeit.»

Nach den Hinrichtungen der Verurteilten blieben sieben Gefangene in Nürnberg. In seinen Erinnerungen an die Nachkriegszeit beschreibt Albert Speer Gespräche mit Dönitz im Gefängnishof. Der Admiral beklagte sich bitter über die mangelnde Gerechtigkeit in Nürnberg; er war überzeugt, dass sich die Deutschen nicht anders verhalten hätten als die Sieger.

Mitte 1947 war Ursula endlich wieder mit ihrem Mann vereint. «Kranzbühler ging zu den Engländern und sagte: ‚Er hat sich freiwillig gemeldet, um als Zeuge auszusagen, und Sie lassen es zu, dass er verhaftet wird.‘ Also begab sich ein englischer Offizier in die amerikanische Besatzungszone und suchte Lager für Lager nach meinem Mann ab. Ich lebte damals auf dem Lande, nicht einmal in einer Kleinstadt oder auf dem Dorf, und eines Nachts weckte mich Motorengeräusch, das eines Jeeps, aus tiefem Schlaf. Als ich aus dem Fenster sah, stand mein Mann da. Der englische Offizier hatte ihn mir

nach einem Jahr zurückgebracht. Mein Mann erzählte mir, die Behandlung in den amerikanischen Lagern sei nicht besonders gut gewesen.»

Im Juli 1947 wurden die Nürnberger Gefangenen nach Spandau verlegt, und Dönitz wurde Häftling Nummer zwei. «In Spandau sah er schrecklich aus», erzählt Ursula. «Meine erste Besuchsreise unternahm ich allein. Später fuhr ich mit meinem Sohn oder meiner Tochter. Mein Sohn fand das recht aufregend mit den Wachen und so. Er war erst sieben, und als ich ihm mitteilte, wir würden Grossvater im Zuchthaus besuchen, sagte er: ‚Wenn man den Krieg verliert, muss man also ins Zuchthaus‘. Er hielt das für normal.

[Mein Vater] trug Holzschuhe, und seine Kleidung war schrecklich. Wenn die Russen das Gefängnis bewachten, hungerten die Männer. Es schmerzte mich, ihn so zu sehen. Nie durfte ich meinen Arm ausstrecken und ihn berühren. Anfangs konnten wir nur eine halbe Stunde bleiben. Immer befand sich ein Wachposten in der Nähe, und wir konnten nur über die Familie oder allgemeine Dinge reden, nicht aber über Politik, welcher Art auch immer. Ich wollte nicht, dass er in diesem Gefängnis blieb. Es hat mich stark berührt.» Ursula hat es so gehasst, ihren Vater im Gefängnis zu sehen, dass sie ihn nicht oft besuchte. Sie sah ihn nur elfmal in sieben Jahren.

Obleich ihn seine Inhaftierung erzürnte und von der Familie abschnitt, fugte sich Dönitz rasch in das harte Spandauer Regime ein. Er hatte die kürzeste Strafe und war mehr als die anderen Gefangenen an ein spartanisches Leben und diszipliniertes Arbeiten gewöhnt. Und seine Stimmung besserte sich angesichts der eingeschmuggelten Nachricht, eine Organisation ehemaliger Marineoffiziere habe eine grossangelegte Kampagne in der Öffentlichkeit organisiert, um ihn vom Stigma seiner Verurteilung zu befreien und zu einem Nationalhelden zu machen. Dönitz gefielen diese öffentlichen Bemühungen, und er erwog allen Ernstes, in die Politik zurückzukehren, sogar als Staatschef.

Während für Dönitz der Tag der Freilassung noch in weiter Ferne lag, gelang es seiner Familie kaum, die monatlichen Rechnungen zu begleichen. «Meine Mutter erhielt für ihre Arbeit im Krankenhaus nicht viel Gehalt. Ich hatte einige Ersparnisse. Die Briten fragten nie, was wir besaßen.»

Ursulas Mutter Ingeborg war aufgebracht darüber, dass der Staat ihr nur eine Rente bewilligte, die dem Hauptmannsrank entsprach. Die Behörden behaupteten, Dönitz habe seine Beförderungen über diesen

Dienstgrad hinaus Hitler zu verdanken, gehabt. Als ihn diese Nachricht in Spandau erreichte, wurde er fuchsteufelswild.

Wenn ihn einerseits die Behandlung seiner Familie durch den Staat ärgerte, so gab es andererseits auch Beweise dafür, dass er in seiner Haltung gegenüber Hitler nie schwankte. Wiederholt tat Dönitz seinen Mitgefangenen kund, er würde alles genau so noch einmal tun. Einmal schalt er Speer wegen einer negativen Bemerkung über Hitler. In sein Gefängnistagebuch notierte Speer an jenem Tag: «Noch immer ist er [Hitler] für ihn der oberste Befehlshaber.»

Dönitz behielt sein seelisches Gleichgewicht in Spandau, indem er schwerer Arbeit und einer disziplinierten Erledigung von Aufgaben nachging. Aus seinen Briefen an die Familie spricht zunehmende Enttäuschung über seine Behandlung nach dem Krieg. Während der Spannungen des Kalten Kriegs, der Berlin-Blockade und der Wiederaufrüstung Westdeutschlands durch die Alliierten wähten Dönitz und weitere Gefangene, ihre Entlassung stehe unmittelbar bevor. An die Amerikaner gerichtete Gesuche um eine vorzeitige Freilassung wurden 1952 von den Russen abgelehnt; sie forderten, dass er seine Strafe bis zu Ende absitze. «Ich habe nie daran geglaubt, dass man das Urteil meines Vaters umwandeln würde», sagt Ursula.

Im darauffolgenden Jahr gab es Gerüchte über einen Versuch der Neofaschisten, Dönitz' Freiheit zu erlangen und ihn zum neuen deutschen Staatsoberhaupt zu machen. Als ihn Speer nach dem Gerücht befragte, verkündete Dönitz: «Aber das legale Staatsoberhaupt bin und bleibe ich doch! Bis ich sterbe!» Als Speer einwarf, es gebe längst ein neues westdeutsches Staatsoberhaupt, erwiderte Dönitz: «Der ist unter Besatzungsdruck eingesetzt.» Ein anderer Gefangener, Konstantin von Neurath, äusserte über Dönitz, dieser komme von seiner Idee, Deutschland zu führen, nicht mehr los.

Mitte 1953 er wachten Dönitz' Geister, als eine Meinungsumfrage in Deutschland ergab, dass sechszwanzig Prozent der Befragten eine gute und nur sieben Prozent eine schlechte Meinung von ihm hatten. (Überraschenderweise dachten noch vierundzwanzig Prozent positiv über Hitler.)

Dönitz unterhielt zu den meisten anderen Gefangenen kein besonders gutes Verhältnis. Den grössten Teil der Zeit brachte er allein zu; er las viel und dachte an seine eigenen Memoiren. Am letzten Tag seiner

Haft, dem 30. September 1956, griff er Speer an und bezichtigte ihn, ihn als Hitlers Nachfolger empfohlen zu haben. «Was hatte ich denn mit Politik zu tun! Ohne dich wäre Hitler nie auf die Idee gekommen, mich zum Staatsoberhaupt zu machen. Alle meine Leute haben wieder ein Kommando. Aber ich? Wie ein Verbrecher! Meine Laufbahn ist zerstört!» Speer herrschte Dönitz an, er solle sich mehr um seine Karriere als um die fünfzig Millionen Kriegstoten. Erst an diesem letzten Abend empfand Speer ein gewisses Mitgefühl für den ehemaligen Admiral. Dönitz ging von Zelle zu Zelle und verabschiedete sich mit Handschlag von den zurückbleibenden Häftlingen; Speer berichtet, er habe Dönitz später in der Nachbarzelle weinen gehört. Erst da sei ihm bewusst geworden, wie gross der Gefängnisdruck sein musste, wenn selbst der «nervenstarke Dönitz» in den letzten Stunden seines Gefangenendaseins still weinte. Speers Bericht lässt sich leider nicht an Dönitz' Version ihrer Gespräche überprüfen, denn der einstige Grossadmiral weigerte sich in späteren Jahren, Speers Bücher zu lesen oder in eine Diskussion über ihn gezogen zu werden. Auch Ursula hat Speers Bericht nicht gelesen, betrachtet ihn aber insgesamt mit «Skepsis».

Punkt Mitternacht wurde Dönitz entlassen. «Meine Mutter holte ihn ab, und ich sah ihn dann kurze Zeit später», entsinnt sich Ursula. «Ich fühlte mich phantastisch. Es war einer der glücklichsten Tage meines Lebens.» Doch schon bald merkte Ursula, dass die zehn Gefängnisjahre ihren Vater verändert hatten. «Ein Vorhang war gefallen», sagt sie. «Nach Spandau war er unzugänglicher, weniger irgendwelcher Gefühle fähig.»

Nach seiner Freilassung zog Dönitz in eine gemietete Zweizimmer-Wohnung in einer Villa am Rande von Hamburg. Die Wohnung war zwar nicht sehr geräumig, doch erfreute er sich an der Umgebung, und sie eignete sich gut für Begegnungen mit seinen U-Boot-Kameraden. Seine Pension hatte man auf einen Betrag angehoben, der einem Admiral zukam; das waren nur zwei Grade unter seinem letzten militärischen Rang, und wenn die Familie auch nicht über viel Geld verfügte, reichte es doch aus, um angenehm zu leben. Kaum hatte man ihn aus dem Gefängnis entlassen, begann er seine Memoiren zu schreiben. Im Jahre 1958 wurden sie unter dem Titel *10 Jahre und 20 Tage* veröffentlicht; sie handelten ausschliesslich von seinen Taten als Marineoffizier. Die Erörterung des Dritten Reichs im Buch zielte

darauf ab, die deutsche Kriegsmarine von der kriminellen Seite des Naziregimes abzutrennen und Dönitz' aufkeimende Reputation eines ehrenwerten, aber gestrengen Offiziers zu stärken. Die zahlreichen positiven Rezensionen in Grossbritannien und den Vereinigten Staaten deuten daraufhin, dass er diese Ziele weitgehend erreichte.

Zu den grössten Kritikern des Buchs gehörte Speer, der ein eingeschmuggeltes Exemplar in Spandau las. Er hielt es für «das Buch eines Mannes ohne Einsicht. Die Tragödie der Vergangenheit reduziert sich für ihn auf die armselige Frage, welche Fehler den Verlust des Krieges bewirkten.» Doch das überraschte Speer nicht.

Anfang der sechziger Jahre, als Dönitz allmählich erkannte, dass er einer Vergangenheit angehörte, mit der das moderne Deutschland nichts mehr zu schaffen haben wollte, liess er von seiner Idee ab, in das politische Leben einzusteigen. Stattdessen nahm er an vielen U-Boot-Treffen teil, besuchte alte Kameraden und gewährte zahlreichen Historikern Interviews. In Ursulas Erinnerung hatte der Vater allen Grund, Historikern behilflich zu sein. Er hoffte, einige unter ihnen würden die Vergangenheit so sehen wie er.

Im Mai 1962 verstarb seine geliebte Ingeborg. «Wenn er schon vor dem Tod meiner Mutter unzugänglich war», erzählt Ursula, «dann war es danach viel schlimmer. Rückblickend wird mir jetzt klar, dass er nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis erst glücklich war, frei zu sein. Aber dann ignorierte ihn die Bundesrepublik, und die Marine wollte nichts mit ihm zu tun haben. Das verbitterte ihn sehr. Sie verhielten sich, als gebe es ihn nicht. Sein ganzes Leben hatte er der Marine gewidmet. Selbst heute unter Kohl ist es so. Die Politiker haben wegen seiner Nürnberger Verurteilung Anweisung gegeben, ihn nicht zu beachten. Das hat ihn wirklich geschmerzt.»

Der einundsiebzigjährige Dönitz, der nun allein lebte, abgesehen davon, dass Ursula ihn drei- oder viermal im Jahr besuchte, konzentrierte sich auf seine glänzenden Kriegsjahre. «Ständig befasste er sich mit diesem Thema», erinnert sich Ursula, «aber er konnte nur schwer darüber sprechen. Stattdessen las er viele Bücher über jene Zeit und hielt sie meist für schrecklich. Dann wurde er immer verbitterter und verschloss sich noch mehr.» Seine Enttäuschung veranlasste ihn, einen neuen Memoirenband zu schreiben. *Mein ivenessvolles Leben*, eine Schmähchrift gegen das Nürnberger Verfahren, wur-

de 1968 veröffentlicht. In einem weiteren Band, *40 Fragen an Karl Dönitz*, zitiert er aus einigen von Hunderten unverlangt erhaltenen Briefen einstiger Gegner. Die Briefe zeichnen sich dadurch aus, dass die Schreiber ihr grosses Mitgefühl wegen seiner Verurteilung bekunden, die von den meisten als ein Hohn auf die Gerechtigkeit empfunden wird. Auch geniesst er die Meinung britischer und amerikanischer Marineautoritäten, er sei der gefährlichste Gegner gewesen, der ihnen je begegnet sei.

Anfang der siebziger Jahre wurde jedoch in mehreren Büchern die Rolle der Kriegsmarine bei der Führung eines Angriffskriegs neubewertet, was Dönitz' politische Rehabilitation beeinträchtigte. In ihnen wurde die völlige Identifizierung des Grossadmirals mit Hitler aufgedeckt. Als die BBC ihn 1973 für einen Dokumentarfilm über U-Boote interviewte, fand man ihn misstrauisch gegenüber allen Fragen zum Nationalsozialismus oder zu Hitler. Er weigerte sich, die meisten Fragen zu beantworten, ohne zuvor in den Büchern, die seine Wände bedeckten, nachgelesen zu haben.

Das überrascht Ursula nicht, die seinen geistigen Verfall seit Spandau verfolgte. Zu seinem intoleranten Wesen gesellte sich ein sich verschlechterndes Gehör. Nur selten stattete er den Hesslers einen Besuch ab. Ursula hatte sogar den Eindruck, dass er gern wieder allein war, wenn sie sich nach ihren gelegentlichen Besuchen verabschiedete.

Ein Höhepunkt ereignete sich 1976, als zwei amerikanische Autoren ein Buch unter dem Titel *Dönitz at Nuremberg: A Reappraisal* herausbrachten. Das für ihn höchst vorteilhafte Buch löste eine kurzzeitige Bestrebung aus, den Namen des dreiundachtzigjährigen Grossadmirals reinzuwaschen. Dönitz und seine ehemaligen Kameraden erachteten das Buch als für seine Rehabilitation unbedingt notwendig. Aber wie so oft zuvor weigerte sich die Bundesrepublik, es zur Kenntnis zu nehmen. Man gestattete ihm auch weiterhin keine Kontakte zur westdeutschen Marine, ignorierte alle Bemühungen, seinen guten Namen wiederherzustellen. Wieder erbitterte ihn die Ablehnung. Im Herbst 1980 verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand. Nach einem mehrwöchigen Krankenhausaufenthalt wurde der fast blinde, fast taube Neunundachtzigjährige wieder nach Hause gebracht. Jeden Morgen schauten treue Kameraden vom gemeinsamen U-Bootdienst vorbei, bereiteten ihm das Essen zu, lasen ihm aus den Zeitungen vor

und tippten seine Briefe. Zu Weihnachten kamen sie in Gruppen, sangen Weihnachts- und Seemannslieder.

Ursula besuchte ihn am frühen Heiligabend, als sein Herz beinahe versagte. «Ich sass an seiner Seite und strich ihm über den Kopf. Es verging einige Zeit, dann lehnte er den Kopf zurück und schlief ein, und ich wusste, er war von uns gegangen.» Ihre Stimme erstickt fast in der Erinnerung an seinen Tod. «Er hatte ein gutes Leben, aber ein schweres Leben.»

Dönitz und seine alten Soldaten hatten inständig auf ein Staatsbegräbnis gehofft. Oft hatte er seinem Pfarrer erzählt, er bete jeden Sonntag darum, dass die Regierung seinen Sarg mit der schwarz-rot-goldenen Fahne zudecken möge. Der Sarg wurde zwar mit der Fahne geschmückt, doch kein Regierungsvertreter erschien. Das Tragen von jeglichen Uniformen aus dem zweiten Weltkrieg hatte man bei der Beerdigung untersagt. «Alle Männer, die ihn kannten und noch lebten, liebten ihn», sagt Ursula. «Zu seiner Beerdigung erschienen sie in Scharen, über tausend Leute, aber kein einziges Mitglied der deutschen Regierung.» Die Trauergäste, Kameraden aus allen Bereichen der deutschen Kriegsmaschinerie und aus der Nazipartei, standen da Anfang Januar dichtgedrängt in der evangelischen Kirche des Orts. Wolf Hess nahm als einziges Kind eines weiteren prominenten Nationalsozialisten teil. Er war erschienen, um einem «treuen Soldaten» aus dem deutschen Krieg seinen Tribut zu zollen.

«Ich muss sagen, wenn ich auf mein Leben zurückblicke, dann habe ich es niemals als Nachteil empfunden, die Tochter des Grossadmirals gewesen zu sein», sagt Ursula. «Nie hat jemand zu mir ein kritisches Wort gesagt. Im Gegenteil, die Leute finden oft sehr freundliche Worte, sobald sie wissen, wer ich bin. Zahllose Menschen sind gekommen, um mir zu sagen, welch grosser Mann mein Vater war. Mein ältester Sohn, der natürlich den Namen Hessler trägt, hat im Alter von vierzehn Jahren begonnen, sich Dönitz-Hessler zu nennen. Nie im Leben entstand daraus ein Problem für ihn. Nicht das geringste Wort zuungunsten seines Grossvaters hat es gegeben. Anders wäre es gewesen, hätte mein Vater der SS angehört, obgleich nicht die gesamte SS schlecht war, aber er war in der Marine und hochgeachtet. Ich bin stolz auf meinen Vater. Niemand kann mich davon abbringen. Ich habe es nicht gern, dass mein Vater als «Kriegsverbrecher» betitelt wird, doch dagegen kann ich nichts tun. Aber für mich ist das un-

wichtig, denn ich weiss, er ist kein Verbrecher, und nur darauf kommt es an.»

Die Tochter des letzten Führers lebt in Nachbarschaft mit einer türkischen Familie; Beobachter halten die Türken für die neuen Juden Deutschlands. «Vieles hat sich seit der Zeit meines Vaters verändert», erzählt sie mir. Als ich mich das letztmal von ihr verabschiedete, fiel mir auf, dass man an die Wand der Betonunterführung in der Nähe ihres Hauses mit grossen, schwarzen Lettern «Ausländer raus!» gesprüht hatte. Vielleicht haben sich die Dinge doch nicht so sehr verändert, wie Ursula Dönitz glaubt.

KAPITEL 8

Operation Walküre

Einen Putsch gegen die Naziführung hatte der deutsche Widerstand für den März 1943 geplant. Einzelheiten der Revolte waren von zwei deutschen Generälen festgelegt worden: Nach Hitlers Ermordung sollte die Wehrmacht bereitstehen, um den Widerstand der Nazis zu brechen, die Regierungsgewalt zu übernehmen und einen Friedensvertrag mit den Alliierten zu schliessen. Entscheidend war jedoch Hitlers Tod – keine leichte Aufgabe. Umgeben von einer Eliteleibwache der SS, änderte Hitler unentwegt seinen Zeitplan, um jede denkbare Falle zu meiden. Seit 1942 hatte man ihn nicht öffentlich gesehen, und nur die vertrautesten höchsten Offiziere hatten Zugang zu ihm. Selbst seine übergrosse Mütze war mit dreieinhalb Pfund Stahlplatten ausgekleidet.

Die Verschwörer entschlossen sich, im Flugzeug des Führers eine Bombe zu legen. Der Vorteil bestand darin, dass die Explosion wie ein Unfall aussehen würde, so dass es kein Aufbegehren von Seiten der starren Hitler-Anhänger geben dürfte. Die Entscheidung war perfekt, nachdem die Verschwörer mehrere neuartige britische Bomben erstanden hatten. Eine benutzte man 1942 zur Ermordung Reinhard Heydrichs, des für die Endlösung zuständigen SS-Offiziers. Die englischen Sprengkörper galten als den deutschen überlegen, weil sie nach dem Entsichern keinen Pfeiflaut von sich gaben.

Zwei Sprengstoffpakete wurden als Weinbrandflaschen getarnt, und ein unverdächtigter Oberst nahm sie am 13. März 1943 mit an Bord des Führerflugzeugs. Als man dem Oberst die Bombe überreichte, griff ein Verschwörer in das kleine Paket und löste den Zeitmechanismus aus. Das war keine Uhr. Zu der raffinierten Konstruktion gehörte ein Fläschchen, das beim Zerbrechen eine ätzende Chemikalie freisetzte, die einen Draht durchfrass, was wiederum die entscheidende Feder der Zündkapsel entspannte. Die Explosion erwartete man eine halbe Stunde nach dem Start. Nach zwei Stunden vernahmen die verdutzten Verschwörer, dass Hitler sicher in Rastenburg gelandet sei. Die Bombe wurde nicht entdeckt, und zwei Tage später gelang es einem der Aufrührer unter hohem persönlichem Risiko, sie

sicherzustellen. Der Draht hatte sich aufgelöst, doch war der Zünder nicht aktiviert worden.

Die Verschwörer fürchteten, Himmlers SS sei ihnen auf der Spur und könnte die Bemühungen vieler Jahre zunichte machen; sie änderten unverzüglich alle Pläne, um ein neues Attentat auf Hitler vorzubereiten. Acht Tage darauf, als Hitler, Göring und Himmler an einer Feierstunde für deutsche Kriegshelden teilnahmen, bot sich Gelegenheit. Nach einer Ansprache sollte Hitler eine halbe Stunde lang erbeutete russische Kriegstrophäen besichtigen. Ein am Komplott beteiligter Oberst hatte sich zu einer selbstmörderischen Aktion verpflichtet: Er plante, zwei Bomben in seinem Mantel zu verstecken und sich dann dicht an den Führer zu halten, bis sie explodierten. Der Zündmechanismus der Bomben war auf zehn Minuten eingestellt, doch infolge der an jenem Tag herrschenden Kälte brauchte die Flüssigkeit fünfzehn bis zwanzig Minuten, um den Draht durchzufressen. Im letzten Augenblick änderte Hitler seine Pläne und beschränkte sich auf eine achtminütige Besichtigung. Die Bomben konnten nicht scharf gemacht werden.

1943 gab es noch drei «Mantelaktionen», und jede scheiterte auf ähnliche Weise. Bei drei weiteren Gelegenheiten versuchte man vergeblich, in Stabsbesprechungen Bombenanschläge auf den Führer zu unternehmen. Stets änderte Hitler in der letzten Minute seinen Zeitplan. Im späten Frühjahr 1943 befand sich die Verschwörung in der Defensive; mehrere Rebellen aus dem inneren Kreis wurden von der Gestapo verhaftet. Zwei prominente Feldmarschälle, die der Widerstand hofiert hatte, versicherten Hitler ihre Treue und Ergebenheit und trugen so zur weiteren Demoralisierung der Bewegung bei. Die Verschwörer hatten viel von ihrer Hingabe und Beherztheit eingebüßt. Sie schienen desorganisiert und unfähig, einen weiteren, erfolgreichen Versuch zu unternehmen, den Makel des Nationalsozialismus zu tilgen.

Im Herbst 1943 sollte ein Mann beinahe im Alleingang diese trostlose Situation verändern: Oberst Claus Graf Schenk von Stauffenberg. Als erstaunlich begabter sechsunddreißigjähriger Wehrmachtsoffizier setzte er seine dynamische Persönlichkeit, seinen Scharfsinn und sein bemerkenswertes Organisationstalent ein, um die Anti-Hitler-Bewegung zu neuem Leben zu erwecken. Nicht nur, dass er den nachlassenden Bemühungen zur Eliminierung des Führers neue Kraft ver-

lieh, er war es auch, der noch vor Ablauf eines Jahres den eigentlichen Tötungsversuch unternahm. Zu Recht steht sein Name heute symbolisch für die Anti-Hitler-Bewegung.

Stauffenberg hatte fünf Kinder. Franz Ludwig Schenk, geboren am 4. Mai 1938, war das dritte. Wie seine Geschwister und sein Vater trägt er den Grafentitel. Mit vierunddreissig Jahren wählte man ihn in den Bundestag, heute ist er Abgeordneter des Europäischen Parlaments und Vorsitzender von dessen Rechtsausschuss. Er erinnert sich genau an die Ereignisse während des Kriegs und hat sich eingehend mit der Rolle seines Vater in der Anti-Hitler-Bewegung beschäftigt. Analysiert hat er auch seine eigenen Gefühle als Sohn eines deutschen Offiziers, der seine Berühmtheit nicht durch das erwarb, was er für das Dritte Reich tat, sondern damit, was er tat, um ihm ein Ende zu bereiten. Seine Erfahrungen stehen in deutlichem Gegensatz zu denen der Kinder von Vätern, deren Laufbahn sich auf die Treue zum Führer gründete.

Claus Philipp Schenk von Stauffenberg wurde am 15. November 1907 als jüngster dreier Söhne einer der ältesten und vornehmsten süddeutschen Familien geboren. Durch seine Mutter, Gräfin von Uxküll-Gyllenband, war er ein Urenkel Neithardts von Gneisenau, eines der Helden des napoleonischen Befreiungskriegs und Mitbegründers des preussischen Generalstabs. Über sie bestehen auch verwandtschaftliche Beziehungen zu Yorck von Wartenburg, einem weiteren gefeierten General aus der Ära Bonapartes. Claus' Vater war beim letzten württembergischen König Oberhofmarschall gewesen. Die Familie galt als zutiefst katholisch und höchst gebildet.

Stauffenberg wuchs in einem grossen, mit Türmen verzierten Renaissanceschloss auf, einem traditionsreichen gräflichen und herzoglichen Sitz. Von auffallend schönem Äusseren und guter Statur, tat er sich sowohl in akademischen als auch in sportlichen Disziplinen hervor. Er entwickelte eine Leidenschaft für Pferde, die ihn für einen Platz in der deutschen Olympiamannschaft qualifizierte. Er bewies einen ebenso wissbegierigen wie klugen auf Kunst und Literatur gerichteten Geist und sprach fließend Griechisch und Latein.

«Mein Vater wuchs in einer Umgebung auf, die stets von humanistisch-liberalem Gedankengut geprägt war», sagt Franz Ludwig. «Ich meine nicht ‚liberal‘ im amerikanischen, sondern im kontinentaleuropäischen Sinne. Es war das Stuttgarter Umfeld mit vielen Professo-

ren und Literaten, mit Philosophen und so weiter. Sie bot meinem Vater eine ganz besondere Mischung, die, glaube ich, ziemlich wichtig für sein Denken und auch für sein Verhältnis zur katholischen Kirche war.

Es stimmt wirklich, dass mein Vater von Stefan George beeinflusst war. Er war sehr stark von ihm beeinflusst, und das bildete einen ganz wichtigen Teil seines Lebens. In seine frühen Erfahrungen beim Erwachsenwerden gingen Georges Werke ein. Ich denke aber auch, dass das Ausmass des Einflusses Georges in vielen Berichten über meinen Vater übertrieben wird. Er bildete einen ganz bedeutsamen Bestandteil seines Lebens, ist aber nicht die Erklärung für sein gesamtes Tun. Er bedeutete nicht den hauptsächlichlichen, sondern lediglich einen wichtigen Einfluss in seinem Leben.»

Eine Weile lang dachte der junge Stauffenberg an eine musikalische Laufbahn, dann interessierte er sich für Architektur; doch 1926, im Alter von neunzehn Jahren meldete er sich zu den Offizierskadetten beim berühmten Bamberger Kavallerie-Regiment 17.

In den hektischen Jahren des wirtschaftlichen Chaos in Deutschland und des Aufstiegs der Nazis zur Macht blieb Stauffenberg ein unpolitischer Offizier. Im Jahre 1930 begegnete er der siebzehnjährigen, einem alten bayerischen Adelsgeschlecht entstammenden Nina von Lerchenfeld. Nach dreijähriger Verlobung heirateten sie. «Es steht völlig ausser Zweifel, dass sie eine sehr gute Ehe führten», sagt Franz Ludwig. «Auch sie kam aus einer angesehenen Familie, mit ähnlichen Bindungen und familiärem Hintergrund wie mein Vater. Nur eins: Mein Vater war katholisch, meine Mutter lutheranisch. Andererseits war auch die Mutter meines Vaters bereits lutheranisch, so dass ihm das nicht völlig fremd oder unbekannt vorkommen musste. Die Kinder wurden im katholischen Glauben erzogen. In Familien wie der meinen galt das als Tradition. Die Religion folgte der väterlichen Seite, dem Namen, der Familientradition.»

Im Jahre 1936, als Stauffenberg an die Heeresschule in Berlin abkommandiert wurde, hatten er und seine Frau bereits eine Familie gegründet; ihr erster Sohn wurde 1934 geboren. In Berlin erregte Stauffenbergs umfassende Bildung die Aufmerksamkeit hochrangiger deutscher Offiziere, und so sah man ihn zwei Jahre später, im Alter von neunundzwanzig Jahren, als Offizier beim Oberkommando. Er war

ein treuer Patriot und, mit Franz Ludwigs Worten, «im Grunde ein Monarchist. Er war nicht dogmatisch. In der Monarchie sah er einen besseren Verfassungstyp als den der Weimarer Republik.

Er war nicht von Anfang an Hitler verfallen, obwohl ich so etwas gedruckt gesehen habe. Es würde mir aber auch keine grossen Probleme bereiten, wenn es so gewesen wäre. Für ihn als jungen Mann wäre es völlig ehrenhaft gewesen, ziemlich begeisterungsfähig zu sein und dann seine Haltung in dem Masse zu ändern, wie er neue Tatsachen aufnahm, die ihn zu einer neuen Schlussfolgerung führten. Aber es war wirklich nicht so. Mein Vater war nicht von Anfang an ein eindeutiger Gegner, doch genausowenig war er ein Jünger oder ein Gefolgsmann. Das passte nicht zum Charakter meines Vaters. Nicht zu seiner Persönlichkeit. Solches über meinen Vater zu berichten, wäre einfach unwahr.» Franz Ludwig hat recht. Seinen Vater konnte man Mitte der dreissiger Jahre zwar nicht als Gegner des Nationalsozialismus bezeichnen, doch ganz gewiss auch nicht als sklavischen Hitler-Anhänger. Erste Zweifel über die Programme der Nazis kamen Stauffenberg während der bösartigen Kampagnen gegen die Juden im Jahre 1938, als Franz Ludwig geboren wurde. Doch als im September 1939 der Krieg begann, erfüllte Stauffenberg bereitwillig seine Pflicht. Er tat es mit der ihm eigenen Energie und Begabung und erwarb sich als Offizier der Sechsten Panzerdivision sowohl beim Polen- als auch beim Frankreichfeldzug einen guten Namen. Anfang Juni 1940, kurz vor dem Sturm auf Dünkirchen, wurde er zum Oberkommando des Heeres versetzt. Und in den ersten eineinhalb Jahren der Operation Barbarossa, des Feldzugs gegen die Sowjetunion, brachte er die meiste Zeit auf sowjetischem Territorium zu. Dort wurde er selber Augenzeuge der Brutalität der SS. Sein Dienst in Russland raubte ihm alle Illusionen über das Dritte Reich.

Während seines Fronteinsatzes nahm Stauffenberg zu den wichtigsten Feiertagen Urlaub, vor allem zu Weihnachten. Franz Ludwigs erste Erinnerungen an seinen Vater gehen auf diese kurzen Besuche bei der Familie zurück. Damals, 1941, war er drei Jahre alt. «Ich erinnere mich recht gut an meinen Vater, denn es herrschte Krieg, und es war stets ein ganz wichtiges und besonderes Ereignis, wenn er zu einem Kurzurlaub oder zu Weihnachten nach Hause kam. Meine frühesten Erinnerungen reichen bis nach Wuppertal zurück, wo die Familie bis 1942 lebte. Meine Familie floh von dort, als die Gefahr von

Bombenangriffen real wurde. 1942 gelangte die Gegend in die Reichweite britischer Bomber, und da man in Süddeutschland sicherer lebte, zogen wir in das Haus meiner Grossmutter [väterlicherseits]. Es sah schön aus, war zwar kein besonderer herrschaftlicher Sitz, aber immerhin der erste Ort, den ich für mein Zuhause hielt. Ich habe sehr angenehme Erinnerungen an ihn, und ich fühle mich diesem Ort mehr verbunden als allen anderen Orten meiner Kindheit. Nach dem Krieg blieben wir dort bis 1953.

Die Zusammenkünfte im Haus meiner Grossmutter waren ziemlich grosse Familienereignisse. Wir liebten den Vater über alles. Er war unserer Meinung nach die Hauptperson in unserer Familie, denn es war stets eine seltene Gelegenheit, so etwas wie ein Festtag, wenn er kam, und soweit ich mich erinnere, schenkte er seinen Kindern recht viel Aufmerksamkeit – er ging mit uns spazieren oder spielte mit uns auf einem Spielplatz, erklärte uns verschiedene Spiele und dergleichen. Ich habe aus jener Zeit sehr schöne Erinnerungen an meinen Vater.»

Stauffenbergs Besuche bei seiner Familie bildeten eine willkommene Ablenkung von der sich verschlechternden Lage an der russischen Front. Die unnötige Katastrophe bei Stalingrad im Februar 1943 nahm Stauffenberg noch mehr gegen Hitlers Strategie ein. Sobald die Schlacht um Stalingrad beendet war, suchte er um Versetzung an eine andere Front nach, und so schickte man ihn zur Zehnten Panzerdivision nach Tunesien, gerade noch rechtzeitig, um die letzten Tage des erbitterten Kampfs um den Kasserine-Pass mitzuerleben.

Am 7. April 1943 fuhr sein Auto in ein Minenfeld, und er wurde schwer verwundet. Er verlor sein linkes Auge und erlitt Verletzungen am linken Ohr und am Knie. Auch verlor er die rechte Hand, und die Chirurgen mussten überdies einen Teil des rechten Arms sowie den Ringfinger und den kleinen Finger der linken Hand amputieren. Die Ärzte bezweifelten, dass er überleben würde. Und wenn doch, meinten sie, würde er sein Augenlicht nicht wiedererlangen. «Ich erinnere mich noch sehr gut an ihn mit seiner Verwundung, mit seiner Augenklappe und seinem Armstumpf, und die beiden Finger an der anderen Hand fehlten auch; ich weiss noch ziemlich genau, wie energisch er protestierte, wenn ihm jemand mit seinen Bandagen und Verbänden behilflich sein wollte», sagt Franz Ludwig. «Sehr lange musste er im Krankenhaus bleiben. Aber im Frühherbst 1943 kehrte er zur Genesung zu uns zurück. Die meiste Zeit hatte er in einem Wehrmachts-

hospital in München zugebracht, und es war ihm lange sehr schlecht ergangen. In jener Zeit knüpfte er seine wichtigsten Kontakte zu den Leuten, die den Putsch vorbereiteten. Als er eingewilligt hatte, Stabsaufgaben in Berlin zu erledigen, wurde er für sie wichtig.

Was die Verwundung meines Vaters anbelangte, so war ich zu jung [fünf Jahre], um mir klarzumachen, wie kritisch es wirklich um ihn stand. Wir wussten, er war schwer verwundet und befand sich im Krankenhaus, aber ich erfuhr erst viel später, wie ernst, wie lebensbedrohlich sein Zustand wirklich war. Damals wussten wir das nicht. Wir nahmen an, dass er eines Tages zurückkommen würde, und so warteten wir auf ihn. Niemand von uns, weder meine älteren Geschwister noch ich, besuchten den Vater je im Lazarett. Zumal es weit entfernt lag.

Das Wiedersehen mit meinem Vater in der Familie war nur während seiner Genesung Ende 1943 von längerer Dauer. Das heisst, im Spätsommer 1943. Das war eine schöne Erholungszeit. Ich erinnere mich, er kam Weihnachten '43 zu uns, als wir uns in Bamberg aufhielten. Er überraschte uns am Heiligabend mit seinem Kommen. Mutter wusste es schon, aber wir nicht, und es gab eine grosse Aufregung und Freude, an die ich mich noch recht gut erinnere.»

Jeder andere, der seinen Verwundungen um ein Haar erlegen gewesen wäre, hätte sich wahrscheinlich vom Militär und von der Verschwörung zurückgezogen. Nicht so Stauffenberg. Im Hochsommer schrieb er, nachdem er mit den drei Fingern seiner bandagierten linken Hand unermüdlich geübt hatte, Briefe an seine Vorgesetzten, in denen er sie über seine Absicht in Kenntnis setzte, sich binnen dreier Monate wieder seinen dienstlichen Obliegenheiten zu widmen. Im Sommer gestand er seiner Frau auch im Vertrauen, dass er sich verpflichtet fühle, etwas zur Rettung Deutschlands zu unternehmen. «Wir Offiziere des Generalstabs müssen alle unseren Teil Verantwortung auf uns nehmen», erzählte er ihr.

Im Oktober 1943 befand sich Stauffenberg als Oberstleutnant und Stabschef unter General Friedrich Olbricht wieder in Berlin beim Allgemeinen Heeresamt. Mit seiner schwarzen Augenklappe war der hochdekorierte, über einsachtzig grosse Stauffenberg inzwischen im Berliner Oberkommando zu einem legendären Soldaten geworden. Während er sich in seine neuen Aufgaben fand, erlangte er ebenso

rasch politischen Einfluss auf die entmutigten Verschwörer. Er forderte, dass die neue Regierung aus einem Antinazi-Kabinett bestehen müsse, und empfahl eine Reihe potentieller Führer. Aus der Erkenntnis heraus, dass die Verschwörung junge Männer aus dem Militär brauchte, die bereit wären, ihre Kommandos zu mobilisieren, gewann er einige der wichtigsten deutschen Offiziere für die Unterstützung des bevorstehenden Putsches.

Anfang 1944 liess ein ranghoher Offizier wissen, dass er den Verschwörern zur Verfügung stehe: Feldmarschall Erwin Rommel, der gefeierte «Wüstenfuchs». Stauffenberg und viele andere Verschwörer misstrauten Rommel und betrachteten ihn als Nazi, der sich nur deshalb von Hitler abwandte, weil der Krieg verloren war. Welche Motivation Rommel auch haben mochte, in einem wichtigen Punkt unterschied er sich von den Verschwörern. Er wandte sich gegen eine Ermordung Hitlers, weil er glaubte, das würde aus diesem einen Märtyrer machen. Stattdessen meinte er, Hitler solle wegen seiner Verbrechen vor ein deutsches Gericht gestellt werden, während gleichzeitig ein Separatfrieden mit dem Westen abgeschlossen und der Krieg gegen die Russen fortgesetzt werden sollte.

Stauffenberg und viele seiner Freunde erkannten jedoch, dass der Westen einen Separatfrieden nie akzeptieren würde. Als sich die Kriegslage verschlechterte, beschleunigten sie ihre Pläne zur Beseitigung Hitlers und zur Übernahme der Regierungsgewalt. Die neue Aktion trug den Decknamen Walküre, nach den lieblichen Jungfrauen in der germanischen Mythologie, die über die Schlachtfelder reiten und die sterbenden Krieger nach Walhall geleiten. Bei diesem Attentat sollte Hitler sterben.

Im Juni 1944 wurden Stauffenberg und eine Reihe seiner Kameraden von der erfolgreichen Landung der Alliierten an den Stränden der Normandie überrascht. Einige Verschwörer meinten, man solle die Attentatspläne aufgeben, da das Ende unaufhaltbar sei. Sie wollten nicht die Schuld für Deutschlands Niederlage tragen. Doch in hitzigen Debatten überzeugte Stauffenberg die Umstürzler davon, dass es darauf ankomme, Hitler zu töten, um das sinnlose Blutvergiessen zu beenden und der Welt zu beweisen, dass die Männer des deutschen Widerstands ungeachtet unglaublicher persönlicher Gefahren den entscheidenden Schritt gegen den Nazidiktator wagten.

Im Juli wurde Stauffenberg als Stabschef beim Befehlshaber des Ersatzheeres zum Oberst befördert. Das bedeutete eine glückliche Fü-

gung für die Verschwörer, denn es brachte ihm häufigen persönlichen Kontakt mit Hitler. Stauffenberg galt nun als der entscheidende Mann des Komplotts. Jede Erfolgchance beruhte nun auf seinem Geschick, Hitler zu töten. Diese neue Aufgabe ging er mit demselben Eifer und derselben Entschlossenheit an, die seine gesamte Laufbahn gekennzeichnet hatten. Er übte das Scharfmachen der Bomben englischer Herkunft mit seinen drei ihm verbliebenen Fingern.

Während dieser hektischen Vorbereitung zum letzten Sturm auf die Nazimaschinerie traf Stauffenberg zum letztenmal mit seiner Familie zusammen. «Ich erinnere mich deutlich an eine Wochenendfahrt zu einem alten Grossonkel in der Nähe von Bamberg. Es muss um Pfingsten gewesen sein, vielleicht etwas früher. Er hatte Kururlaub genommen, und wir konnten diese verlängerte Wochenendfahrt unternehmen. Autos sah man in jener Zeit recht selten, also musste man mit dem Zug fahren und anschliessend bergauf mit einem kleinen Pferdewagen. Es war eine ziemlich lange Expedition, und ich erinnere mich, dass er bei uns war. Es muss das letzte Mal gewesen sein.»

Am 11. Juli brachte Stauffenberg eine Bombe mit nach Berchtesgaden, und obwohl er sich eine halbe Stunde mit Hitler und Göring aufhielt, zündete er die Bombe nicht, weil Himmler fehlte. Die Verschwörer hatten beschlossen, es sei am besten, man tötete die drei führenden Nazis auf einen Schlag. Eine zweite Gelegenheit ergab sich am 15. Juli, diesmal in Rastenburg. Himmler und Göring waren nicht anwesend. Stauffenberg verliess den Raum und rief seine Mitverschwörer in Berlin an, um ihnen mitzuteilen, dass er die Bombe, obwohl nur Hitler anwesend sei, auf jeden Fall legen wolle. Als er in das Konferenzzimmer zurückkehrte, war Hitler bereits gegangen.

Am 20. Juli sollte Stauffenberg erneut Hitler begegnen, und zwar wieder in der Wolfsschanze, dem ostpreussischen Hauptquartier. Diesmal waren die Putschisten entschlossen, Hitler zu töten, einerlei, wer noch an der Beratung teilnehmen würde. Anstatt in einem unterirdischen Bunker, wo der umschlossene Raum die Detonationskraft vervielfacht hätte, fand die Beratung in der Gästebarracke statt, deren zehn Fenster wegen des warmen Wetters weit offenstanden. Auf dem Weg zur Beratung, den Stauffenberg zusammen mit Feldmarschall Wilhelm Keitel ging, entschuldigte er sich und gab vor, er habe Mütze und Gurt in einem Wartezimmer vergessen. Dort öffnete er mit seinen

drei gesunden Fingern geschwind die Aktentasche, zerbrach die Kapsel, die den primitiven Zeitmechanismus auslöste, und gesellte sich ruhig zu den wartenden Nazis. In zehn Minuten würde die Bombe hochgehen.

Im Beratungszimmer nahm Stauffenberg seinen Platz nur wenige Schritte rechts von Hitler ein. Er lehnte die Tasche gegen den Fuss des aus Eiche gefertigten Kartentisches. Vier Minuten vor der Detonation verliess Stauffenberg gelassen den Raum unter dem Vorwand, er erwarte einen wichtigen Anruf aus Berlin. Nach seinem Weggang beugte sich ein anderer Offizier über den Tisch, um die Karte besser betrachten zu können. Dabei störte ihn Stauffenbergs Tasche, die er von dem massiven Tischbein weg auf die andere Seite stellte und, ohne es zu wissen, Hitler vor der Hauptwucht der Detonation bewahrte. Die Bombe explodierte um zwölf Uhr zweiundvierzig. Stauffenberg stand nur wenige hundert Meter entfernt und beobachtete die Szene, als er das Gebäude in einem Meer von Rauch und Flammen aufgehen sah. Trümmer flogen durch die Luft, und Körper wurden aus den Fenstern geschleudert. Für Stauffenberg bestand kein Zweifel, dass alle in dem Raum entweder bereits tot waren oder sterben würden.

Zwar wurde unverzüglich Alarm ausgelöst, doch Stauffenberg redete sich an den vier bewaffneten SS-Posten vorbei. Auf dem nahegelegenen Flugfeld bestieg er ein Flugzeug, das mit angelassenem Motor wartete, und begab sich auf die dreistündige Reise nach Berlin.

Stauffenberg ahnte nicht, dass Hitler die Explosion überlebt hatte. Ein fallender Balken hatte den Führer am Rücken verletzt, an den Beinen trug er Verbrennungen davon, sein Haar war versengt, sein rechter Arm vorübergehend gelähmt und sein Trommelfell gerissen, aber er war nicht ernsthaft verwundet. Vier Männer starben, und es gab zahlreiche Schwerverletzte. Stauffenberg befand sich in der Luft, und die Verschwörer sahen sich ihres Schwungs und ihrer Führung beraubt. Die Nachricht aus der Wolfsschanze liess nicht eindeutig erkennen, ob Hitler tot oder noch am Leben war, und deshalb erteilte niemand in Berlin die Walküre-Anweisungen, um mit den militärischen Operationen zur Übernahme der Regierung zu beginnen. Alle warteten untätig auf Stauffenbergs Landung, und als er endlich in Berlin eintraf, musste er bestürzt feststellen, dass man die entscheidendsten Stunden versäumt hatte. Nicht einmal den zentralen Rundfunk oder

das Telegraphenamts hatte man besetzt. Er rief die Verschwörer zusammen, und noch am selben Tage gelang es ihnen, einige wichtige Gebäude besetzt zu halten und ein paar loyale Nazikräfte in Gewahrsam zu nehmen, doch über die offenen Kommunikationskanäle kam allmählich die Meldung, dass der Führer überlebt habe. Stauffenberg weigerte sich, es zu glauben. Als sich die Nachricht ausbreitete, zogen sich entscheidende Offiziere, die zuvor geschwankt hatten, wieder in das Lager der Hitler-Anhänger zurück. In den Nachrichten wurde auch versichert, dass treu zu Hitler stehende Kräfte sich auf einen erbitterten Kampf einstellten.

Um neun Uhr abends vernahmten die Verschwörer entsetzt die Rundfunkmeldung, Hitler werde in Kürze zur Nation sprechen. Bis elf Uhr hatte sich die bröckelnde Führung der Verschwörer ins Kriegsmministerium zurückgezogen, als ein Trupp Nazigetreuer hereinstürmte. In dem entstehenden Handgemenge erhielt Stauffenberg einen Schuss in den ihm verbliebenen Arm. Binnen einer halben Stunde verkündete sein einstiger Vorgesetzter, General Friedrich Fromm, dass Stauffenberg und drei weitere Männer von einem Standgericht zur sofortigen Hinrichtung verurteilt worden seien. Stauffenberg, dessen Ärmel von dem verwundeten Arm blutdurchtränkt war, wurde auf einen Hinterhof des Ministeriums geführt. Dort beleuchteten die Scheinwerfer eines Wehrmachtssfahrzeugs die Wand, an der sich die Verurteilten zur Erschiessung aufstellen mussten. «Es lebe das geheime Deutschland!» rief Stauffenberg, als er im Alter von sechsunddreissig Jahren tot zu Boden fiel.

«Natürlich wussten wir Kinder vor dem Putsch überhaupt nichts», sagt Franz Ludwig. „Jede derartige Information wäre absolut unverantwortlich und selbstmörderisch gewesen. So hatten wir keine Ahnung, dass etwas geschehen würde. Was geschah, war, dass am nächsten Tag, dem einundzwanzigsten, meine Mutter auf mein Zimmer kam. Es war ein grosses, dreistöckiges Haus, und unsere Zimmer befanden sich in einer Art Bibliothek, die für uns hergerichtet worden war. Wir spielten gerade, als meine Mutter eintrat und sagte, sie habe uns etwas Schreckliches zu berichten: ‚Papi ist tot!‘ Daran erinnere ich mich ganz deutlich. Natürlich brauchte ich einige Zeit, bis ich mitbekam, was das eigentlich bedeutete. Man konnte sich zwar unschwer vorstellen, was Totsein bedeutete, aber wir konnten nicht begreifen, dass es wirklich Papi war. Meine Mutter weinte nicht. Sie

sprach etwas länger mit meinem ältesten Bruder, der damals zehn Jahre alt war – natürlich erzählte sie ihm nicht die ganze Wahrheit, aber sie sagte ihm, Vater habe einen schrecklichen Fehler gemacht oder einen Irrtum begangen oder so ähnlich.

Zwei Tage später wurden meine Mutter und mein Grossonkel, der gerade bei uns war, nachts, als wir alle schliefen, abgeholt und ins Gefängnis gebracht. Wir erfuhren erst am nächsten Morgen davon, als wir zum Frühstück herunterkamen. Ein paar Tage darauf fuhr meine Tante nach Berlin, um den ältesten Bruder meines Vaters, Berthold, aufzusuchen. Aber daran erinnere ich mich nicht so gut. Stärker eingepreßt hat sich mir, dass man uns ein paar Tage später erzählte, meine Grossmutter und ihre Schwester, eine pensionierte Rotkreuzschwester, seien nun auch verhaftet und mitgenommen worden. Wieder bekamen wir nichts von ihren Verhaftungen mit, sondern erfuhren erst davon, als man es uns erzählte. Sehen Sie, es war ein grosses Haus, und wir waren insgesamt sechs Kinder, wir vier, ein Cousin und eine Cousine, und dann hatte meine Grossmutter noch ein Dienstmädchen, das auch für die Küche verantwortlich war, und es gab ein Kindermädchen für den Cousin und die Cousine – so spielte sich also viel ausserhalb der eigentlichen kleinen Familie ab.» Die Stauffenbergs, die zurückgezogen auf ihrem grossen Gut in Süddeutschland lebten, ahnten nicht, dass Hitler und Himmler einen brutalen Rachefeldzug eingeleitet hatten, um alle Überreste des Widerstands auszurotten. Es gab eine wilde Verhaftungswelle, auf die grausame Folterungen, Femegerichte und sadistische Todesurteile folgten, darunter auch das Aufhängen der Opfer an Fleischerhaken. Verwandte und Freunde von Verdächtigen wurden zu Tausenden zusammengetrieben und in Konzentrationslager gebracht. Die Verhaftungen der Stauffenbergs hatten den Beginn der Aufräumaktion in ganz Deutschland bedeutet. Innerhalb von zwei Monaten verhaftete die Gestapo über siebentausend Verdächtige, und «Volksgerichtshöfe» verurteilten viertausendneunhundertachtzig Personen zum Tode. Zu den Hingerichteten gehörte Graf Berthold von Stauffenberg, Claus' älterer Bruder. «An meinen Onkel kann ich mich erinnern», erzählt Franz Ludwig. «Ich weiss noch recht gut, wie er aussah. Auf Fotos kann ich immer erkennen, ob er gut getroffen ist oder nicht. Wir sahen ihn an bestimmten Feiertagen. Er war Anwalt und Marinerichter, und deshalb trug er eine Marineuniform, was für uns ziemlich aufregend war.»

Der dritte Stauffenberg-Bruder war Universitätsprofessor für Altertums geschich te und über jeden Verdacht erhaben. Dennoch nahm ihn die Gestapo fest, weil er ein Stauffenberg war. Nachdem zwei der Brüder tot waren und die Erwachsenen der Familie sich im Gefängnis befanden, entschlossen sich die Nazis, gegen die Kinder vorzugehen. «Genau um diese Zeit, ich weiss nicht mehr recht, ob es vor der Verhaftung meiner Grossmutter war, aber ich glaube, ja, kamen zwei Männer zu unserem Haus, und man stellte sie uns vor», entsinnt sich Franz Ludwig. «Sie übernahmen den Haushalt. Sie assen mit uns, gingen mit uns spazieren. Sie gehörten zur Gestapo. Einer war ein Schwergewicht, ziemlich gross und kräftig, ich glaube, er war der Chef. Und der andere war recht klein und schmal. In diesem Alter, denke ich, nimmt ein Kind eine Menge wahr und erinnert sich an ziemlich viel, aber ein Kind leitet nicht logisch die Bedeutung all dessen ab, was ringsum geschieht. Ein Kind nimmt einfach die Dinge, wie sie sind. Ein Kind sucht in diesem Alter nicht nach Erklärungen für die Ereignisse, sie geschehen eben, und wenn die Erwachsenen dir sagen, es habe alles seine Richtigkeit, dann nimmt man das einfach hin. Natürlich war es ungewöhnlich, und in meiner Erinnerung mochte ich die beiden eigentlich nicht, aber ich kann nicht sagen, dass ich sie hasste. Ich hatte nur das Gefühl, dass sie nicht zu uns gehörten. Aber sie rissen alles an sich und benahmen sich wie die Hausherrn. Dann, wieder nach einer Reihe von Tagen, ich weiss nicht, nach wie vielen, hiess es, wir würden in einem Auto fortfahren. Man sagte uns, es würde ein Auto sein, weil das aufregender war – ein Auto war solch eine Seltenheit.

Dann geschah etwas, was sich mir ziemlich gut eingepägt hat. Das Dienstmädchen meiner Grossmutter war eine fromme Katholikin. Sie brachte uns zum Dorfpfarrer, den wir sechs Kinder alle gut kannten, wir begleiteten sie also auf dem kurzen Gang zum Pfarrer. Er sprach mit uns, gab uns seinen Segen und meinte, auf uns würden möglicherweise schlimme oder gar grauenhafte Erlebnisse warten, und wir würden vielleicht sogar in einem Schweinestall landen. Aber was auch immer geschehe, wir sollten daran denken, dass unser Vater ein grosser Mann und, was er getan, recht gewesen sei. Natürlich war das für diesen Pfarrer ausserordentlich gefährlich und mutig von ihm, denn hätten wir Kinder die Geschichte den Gestapo-Leuten erzählt, dann hätte man ihn in ein Konzentrationslager geworfen. Ich erinnere

mich an den abendlichen Gang zu ihm und daran, dass das Hausmädchen weinte. Ich wusste, etwas sehr Bewegendes war geschehen, aber ich hatte keine rechte Vorstellung, was es war.

Am nächsten Tag kam ein Auto für uns. Eine schwarze Limousine. Ein grosses, schwarzes Ding. Einerseits war es aufregend, aber andererseits irgendwie unangenehm, weil man nicht wusste, was sich da abspielte und wohin wir fuhren. Für mich gab es einen ganz wichtigen Punkt: Ich hatte zwei ältere Brüder. Ich hielt mich einfach an sie, und sie gaben sich recht zuversichtlich. Solange sie die Ereignisse akzeptierten, war für mich alles in Ordnung. Ich glaube, es hätte anders ausgesehen, wäre ich das einzige oder das älteste Kind gewesen. Aber da ich das nicht war, konnte ich meine Gefühle daraus ableiten, wie sie reagierten, und sie reagierten nie angstvoll. Also fühlte ich mich ausreichend sicher.»

Die Stauffenberg-Kinder wurden als erste von der Gestapo abgeholt. Auf Himmlers Anweisung brachte man sie in zentrale Jugendstrafanstalten, bis sich die SS ausgedacht hatte, was mit ihnen zu geschehen habe. Franz Ludwig erinnert sich teilweise an die Fahrt in die Anstalt. «Einer der Gestapo-Leute begleitete uns, ich glaube, der kleinere, aber ich bin nicht ganz sicher. An den ersten Teil der Fahrt erinnere ich mich nur verschwommen. Ich entsinne mich, dass wir zuerst in eine Stadt fuhren. Ich glaube, nach Stuttgart. Dann gelangten wir an einen Ort, an dem wir bis nach dem Krieg blieben. Es war eine Art Kindergarten im Harz, in der Nähe von Göttingen. Der Ort heisst Bad Sachsa, eine Kleinstadt am Südhang des Gebirges, heute direkt an der Grenze zwischen West- und Ostdeutschland. Es war schön dort. Gebaut wurde die Anlage um den ersten Weltkrieg herum als eine Art Ferienlager auf dem Lande für Bremer Kinder. Es war auf einem grossen Territorium schön angelegt und umfasste mehrere Häuser, jedes für dreissig bis fünfunddreissig Kinder eingerichtet, ihrem Alter und Geschlecht angepasst.

Das ereignete sich entweder Ende Juli oder Anfang August. Es ging alles sehr schnell. Ich verbrachte dort fast ein Jahr, bis Juni 1945. Als wir dort ankamen, steckte man drei von uns, meinen zweiten Bruder, meinen Cousin und mich, in ein Haus, in die Nummer drei. Es war für unsere Altersgruppe gedacht. Mein ältester Bruder kam in ein anderes Haus, während meine Cousine und meine Schwester wiederum in ein anderes Haus einzogen. Wir kamen als erste dort an. Doch kurz

darauf füllten sich die Häuser mit mehr und mehr Kindern. Es stellte sich heraus, dass es sich ausschliesslich um Kinder von Eltern handelte, die sich am Putsch beteiligt oder mit dem Widerstand in Verbindung gestanden hatten.»

Ende 1944 begann die SS auf einmal, die Zahl der in Gewahrsam gehaltenen Kinder zu verringern. «Wir erfuhren später, dass man sie zu einer Grossmutter oder einer entfernten Tante oder wem auch immer zurückbrachte», berichtet Franz Ludwig. «Und dann blieben nur noch zehn von uns übrig, die sechs aus unserer Familie und vier andere Kinder. Wir erfuhren, dass drei der anderen entfernte Cousins von uns waren. Ihr Vater war ein direkter Cousin meines Vaters und hatte im Widerstand als Verbindungsmann zwischen Berlin und Paris gearbeitet. Er war ein echter Vertrauter meines Vaters gewesen, und natürlich brachte man auch ihn um. Dann wurden wir alle zusammen in ein Haus gelegt, und so war ich wieder mit meinen Geschwistern und Cousins zusammen.»

Im Herbst 1944 erkrankte der sechs Jahre alte Franz Ludwig an einer chronischen Mittelohrentzündung, die sich zunehmend verschlimmerte. Der Lagersanitäter bemühte sich erfolglos, ihn zu kurieren; dann stellte man ihn einem Spezialisten im nahegelegenen Nordhausen vor, und der veranlasste seine Einlieferung in das Erfurter Krankenhaus. «Ich lag vier bis fünf Wochen in der Hals-Nasen-Ohrenabteilung des Krankenhauses», erinnert sich Franz Ludwig. «Und einer der besten Spezialisten in Deutschland behandelte mich dort. Ich wurde operiert und als völlig geheilt entlassen. Rückblickend ist es seltsam, dass sie wirklich nicht wussten, was sie mit uns anfangen sollten. Anstatt einigermassen froh zu sein, einen weniger zu haben, wenn mir etwas zustossen sollte, liessen sie uns die beste medizinische Behandlung angedeihen. Vielleicht ist das typisch deutsch. Solange nicht jemand endgültig über uns entschieden hatte, nahm jeder seine Verantwortung ziemlich ernst, denn niemand wusste, was man letztendlich entscheiden und wen man zur Verantwortung ziehen würde. So erhielt ich die bestmögliche Betreuung.

Doch man lieferte mich unter falschem Namen ins Krankenhaus ein. Dieser Vorfall zeigte mir, dass wir alle im Lager unter falschem Namen lebten. Meine Geschwister und mein Cousin erhielten den Namen Meister. Ich erinnere mich sehr gut, dass ich mit anderem Namen ins Krankenhaus eingeliefert wurde, weil es nicht funktionierte. Ich war zu dumm dafür. Wir gingen zum Beispiel zum Röntgen, und

ich musste zusammen mit vielen Leuten im Wartezimmer ausharren, und dann kam jedesmal eine Schwester und sagte ‚Müller, bitte‘ oder ‚Meyer, bitte‘, und dann kam sie und sagte ‚Meister, bitte‘, und ich reagierte nicht. Und schliesslich sagte die Schwester: ‚Jetzt sind wir aber an der Reihe‘, und ich fragte: ‚Wieso hat man Stauffenberg aufgerufen?‘ Das geschah verschiedene Male. Nie wurde ich dafür bestraft. Später fand ich heraus, dass man im ganzen Krankenhaus genau wusste, wer ich war. Aber es richtete keinen Schaden an, und so gab es keine Konsequenzen. Irgendwie hat das keine Probleme bereitet, und ich war ganz glücklich.

Der Grund, weshalb sie unsere Namen änderten, war Tarnung. Inzwischen kannte jeder den Namen Stauffenberg. Stauffenberg wurde in der Propaganda zu einem Schlüsselwort für das Böse, zu einem Schlüsselwort für Verräter.»

Franz Ludwig wurde von einer freundlichen, älteren Schwester, halb Aufpasserin, halb Bedienstete, ins Krankenhaus begleitet, und er fühlte sich wohl in ihrer Gesellschaft. In Erfurt kam er inzwischen auch zum erstenmal richtig mit dem Krieg in Berührung. Erfurt galt als Ziel für Bombenabwürfe der Alliierten, und Franz Ludwig weiss noch, wenn sie vom Luftschutzbunker nach oben kamen, «dann sahen wir die Schäden in der Stadt. Es war beunruhigend, aber auch aufregend. Ich erinnere mich nicht, Angst empfunden zu haben.»

Franz Ludwig kehrte nach dem Nikolaustag, dem 6. Dezember, in das Lager Bad Sachsa zurück. In der Weihnachtszeit erhielten die bereits fünf Monate von ihrer Familie getrennten Stauffenberg-Kinder ihren ersten Besuch von einem Verwandten, einer recht aussergewöhnlichen Tante. Franz Ludwig erinnert sich an sie und ihren Besuch noch ganz deutlich. «Alexander, der Bruder meines Vaters, der Universitätsprofessor, hatte eine sehr interessante Frau geheiratet: Melitta. Wir nannten sie Tante Lita. Sie war Fliegerin, Pilotin, was damals als Beruf für eine Frau nicht gerade normal war. Man konnte sie nicht einfach als Abenteurerin bezeichnen, sondern sie hatte als Ingenieurin auch eine Reihe recht wichtiger Geräte für den Nachtflug erfunden. Nun, auch Göring galt als eine aussergewöhnliche Persönlichkeit mit den sonderbarsten Zügen, und es lässt sich kaum begreifen, wie Hitler oder Himmler ihn auch nur duldeten. Also, er war ein grotesker Mann. Ihn umgab ein besonderer Kreis von Menschen, die alle mit dem Fliegen zu tun hatten und die eine Art Teamgeist und

Kameraderie verband – nicht notwendigerweise Nazis; eine ganze Reihe von ihnen fand einen Weg, in seiner Nähe zu leben, ohne sich zu sehr von der Naziideologie anstecken zu lassen. Einige hatten nichts mit dem Nationalsozialismus gemein, waren aber leidenschaftliche Flieger.

Jeder Flieger, also jeder, der irgendetwas mit der Fliegerei zu tun hatte, kannte diese Tante. Unter ihnen besass sie zahlreiche Freunde. Als man ihren Mann verhaftete, versuchte sie, etwas zu unternehmen. Sie wurde selbst festgenommen. In treuer beruflicher Verbundenheit bemühten sich ihre Freunde, sie herauszuholen, und sie hatten Erfolg. Sie erzählten der Gestapo, sie könne nichts mit dem Stauffenberg-Komplotz zu tun gehabt haben, sie sei nur eine angeheiratete Stauffenberg, und überdies sei sie unersetzlich und würde in der Luftfahrt dringend gebraucht; niemand könne ihren Platz ausfüllen. Und als man sie freiließ, sagte sie, in Ordnung, aber sie wolle nur unter zwei Bedingungen zur Arbeit gehen. Zunächst wolle sie stets wissen, wo sich ihr Mann und die übrigen Familienangehörigen aufhielten; und sie betrachtete uns alle als ihre Familie. Zweitens solle ihr die Möglichkeit eingeräumt werden, uns alle zu besuchen. Beiden Forderungen kam man nach. Sie war sehr couragiert. Sie nahm ein grosses Risiko auf sich und hatte Erfolg. Man sagte ihr die Information nicht nur zu, sondern sie bekam sie auch. Sie wusste, wo wir festgehalten wurden, wohin man meine Mutter gebracht hatte, wo sich die gesamte Familie aufhielt, und sie besuchte jeden. Also kam sie 1944 als Weihnachtsüberraschung zu uns. Am Weihnachtsfeiertag wurden wir in das Haus der Lagerdirektorin gerufen, wir gingen hinüber, und da stand Tante Lita. Es gab einen Weihnachtsbaum, und sie wollte mit uns auf die gewohnte Weise feiern, aber da man zu jener Zeit nur schwer Spielzeug aufzutreiben konnte, war sie irgendwo hingegangen, wo man Kriegsorden hortete. Sie griff sich eine Handvoll und schenkte sie uns. Natürlich fühlten wir uns wie richtige Kriegshelden. Als Ergebnis dieses Besuchs konnte sie nun auch meiner Grossmutter berichten, wo wir uns aufhielten und dass es uns gut ging. Wir liebten sie. Sie war wahnsinnig aufregend. Die wunderbarsten Geschichten erzählte sie uns über ihr Fliegen und ihre Flugzeuge. Es war ein grossartiges Weihnachtsfest mit ihr in jenem Jahr.»

Während sich Franz Ludwig und seine Geschwister in Bad Sachsa befanden, gebar ihre zum Zeitpunkt der Verhaftung schwangere Mut-

ter noch ein Kind, eine Tochter, die im Januar 1945 zur Welt kam. Obwohl Gräfin Nina und das Neugeborene ernsthaft erkrankten, pflegte man sie in einem Potsdamer Krankenhaus allmählich wieder gesund. Melitta Stauffenberg besuchte sie im Krankenhaus und teilte ihr mit, dass sich ihre anderen Kinder in Sicherheit befänden.

Anfang 1945 hatte man Bad Sachsa zum Hauptquartier einer Heeresdivision umgebaut. Diese Umgestaltung fand Franz Ludwig «ganz aufregend». Es diente auch als Durchgangslager für Scharen von Flüchtlingen aus dem Osten. Zur Zeit seiner Internierung war ihm nicht bewusst, dass die Umstände viel schlimmer hätten sein können. Bad Sachsa galt als Jugendstrafanstalt für Kinder bis zu dreizehn Jahren. Kinder im Alter von vierzehn Jahren und darüber wurden in ein Konzentrationslager in der Nähe von Danzig gesteckt. Als die Ostfront zu nahe rückte, verlegte man die gesamte Gruppe, den Russen immer einen Schritt voraus, von einem Lager ins andere. Für eine Weile lieferte man sie auch in Buchenwald ein. Schliesslich gelangten sie in die Alpen, wo sie unter SS-Bewachung standen und durch eine ungewöhnliche Fügung von regulären deutschen Wehrmachtangehörigen befreit wurden, die sie später in Norditalien amerikanischen Truppen übergaben. Franz Ludwig besass mehrere Verwandte in dieser Gruppe von Alteren und erfuhr später von ihnen, was sie erlebt hatten.

Die Stauffenberg-Kinder indes verblieben bis Juni 1945 in Bad Sachsa, obwohl das Lager bereits in den letzten Apriltagen von den Amerikanern befreit worden war. «Wir hörten das Krachen grosser Geschütze, ein dumpfes donnerndes Geräusch, und wussten von den bei uns stationierten deutschen Soldaten, dass wir den Krieg verloren hatten», sagt Franz Ludwig. «Wir wussten, dass der Feind immer näherkam. Dann hörten wir eines Tages nahen Kampflärm und mussten in den Keller dieses Sanitätsgebäudes, in einen Raum, der als Werkstatt diente. Darin befanden wir uns, und dann kam jemand herein und sagte, Panzer seien da, und die Deutschen hätten sich zurückgezogen. Schliesslich wurde die Tür aufgestossen, und ein kleiner Soldat mit schussbereitem Gewehr trat ein, sah in die Runde, einige Leute sprachen mit ihm und sagten, hier seien nur Kinder, und dann tauchte ein zweiter Soldat auf, und sie schienen zufrieden. Das war's. Das Lager wurde von amerikanischen Soldaten besetzt, das ganze Lager, mit Ausnahme unseres Hauses. Das war das erstmal in mei-

nem Leben, dass ich Schokolade zu sehen bekam. Lange Zeit war da ein Soldat, der hatte sich mit einem Mädchen angefreundet, das ihm Wasser gebracht hatte, und solange er sich im Lager aufhielt, schenkte er ihr Süßigkeiten, die für uns einen unbeschreiblichen Luxus bedeuteten.

Meine Erinnerungen an die amerikanischen Soldaten sind absolut positiv, nicht nur wegen der Schokolade. Sie waren freundlich, unglaublich nett und alle sehr jung. Sie spielten und scherzten mit uns.»

Nach kurzer Zeit zogen die Soldaten ab. Fast unmittelbar nach ihrem Abmarsch traf Franz Ludwigs Grosstante – die Schwester seiner Grossmutter, die ehemalige Rotkreuzschwester – zusammen mit einer Freundin ein. Sie hatten die Kinder aufgrund von Melittas Information gefunden. Fast fünfhundert Kilometer waren sie durch zwei Besatzungszonen gereist, hatten sogar den örtlichen französischen Kommandeur überredet, ihnen seinen Dienstwagen mit den Erkennungszeichen der französischen Armee zu leihen. Die Grosstante verlor keine Zeit, die Kinder aus Bad Sachsa herauszuholen. Franz Ludwig erinnert sich an ihre Besorgnis und die eilige Abfahrt. «Man war damals wirklich beunruhigt darüber, wie weit die Russen vordringen würden und dass sie in Bad Sachsa einmarschieren könnten. Und die Russen bedeuteten Schrecken. Sie waren eine Bedrohung. Wenn man von den Russen sprach, dann empfanden alle Deutschen, sogar die meines Alters, absolute Furcht. Bei den Amerikanern fühlten wir uns ganz sicher und bei den Franzosen ziemlich sicher.

In Bad Sachsa wusste niemand wirklich etwas Genaues. Es gab viele Gerüchte, aber welchen konnte man trauen? So flüchteten wir voller Hast, und das war schwierig, denn wir waren jetzt etwa fünfzehn, und meine Tante hatte nur ein Auto. Also organisierte sie einen Bus, der mit Methanol fuhr und von vorn wie ein grosser Ofen aussah. Das war kurz nach dem Krieg wegen des Mangels an Erdölprodukten nichts Ungewöhnliches. Es stellte kein besonders effizientes Verbrennungssystem dar, und es ermöglichte nur eine langsame, zeitaufwendige Fortbewegung. Meine beiden Brüder und ich fuhren im Auto des französischen Offiziers. Zunächst begaben wir uns zu meiner Grossmutter nach Lautlingen. Erst mehrere Tage später kam der Bus an, und ich kann mich erinnern, dass sich meine Grossmutter in höchster Sorge befand, da der Bus so langsam fuhr und er den Russen in die Hände gefallen sein konnte.»

Während die Grossmutter unruhig auf das Eintreffen des Busses wartete, fesselte Franz Ludwig eine neue Entdeckung: Er fand endlich heraus, was sein Vater im Krieg getan hatte. «Ich erinnere mich sehr gut daran, wie mir jemand zum erstenmal von der Tat meines Vaters erzählte», berichtet er. «Es war die Frau in Begleitung meiner Gross tante, die uns in Bad Sachsa abholte. Sie fuhr mit uns dreien, meinen beiden Brüdern und mir, in dem Auto des französischen Offiziers zurück, und in meiner Erinnerung sehe ich das als eine grosse Offenbarung. Ganz erstaunlich. Sie erzählte uns, was geschehen war. Später dann, vor allem als meine Mutter zurückkehrte, erfuhr ich mehr darüber.»

Aber als Franz Ludwig bei seiner Grossmutter eintraf, konnte niemand etwas über den Verbleib der Mutter sagen. Im Juli erfuhr die Familie endlich, dass sie lebte. Kurz vor dem letzten Ansturm der Russen auf Berlin war sie einem älteren Wachposten entwischt. In einem überfüllten Zug gelangte sie nach Sachsen, und dann machte sie sich, das Baby auf dem Arm, zu Fuss auf den Weg, bis sie nach Bayern kam und auf Verwandte stiess.

«Inzwischen befanden sich meine andere Tante, Bertholds Frau, und mein Onkel Alexander auch wieder bei meiner Grossmutter», entsinnt sich Franz Ludwig. «Sie trafen in einem grossen Mercedes ein, was uns sehr beeindruckte. Er gehörte dem Kardinal von München, der für diesen Transport nach Hause zurück seinen persönlichen Wagen angeboten hatte. Aber sehr traurige Nachrichten erreichten uns über unsere andere Tante. Melitta hatte den Krieg nicht überlebt. In den letzten Kriegstagen hatte man sie in ihrem kleinen Flugzeug abgeschossen. Heute wissen wir, dass deutsche Truppen sie in Bayern absichtlich beschossen. Dem verantwortlichen Flak-Offizier hatte man mitgeteilt, wer sie war und dass sie versuche, mit dem Familienschmuck der Stauffenbergs in die Schweiz zu entkommen.»

Franz Ludwigs Trauer über Melittas Tod wurde gelindert, als er Ende August wieder mit der Mutter vereint war. Über ein Jahr hatte er sie nicht gesehen. «Es war eine herrliche Zeit, als meine Mutter wiederkehrte. Sie kam mir nicht sehr verändert vor. Das war meine Mutter, und ich war so froh, sie wiederzusehen. Im Gefängnis hatte man sie ihrer Herkunft wegen nicht allzu schlecht behandelt. Sie hatte Glück, dass sie von regulären Gefängniswärtern und nicht von der SS bewacht wurde.

Meine Mutter liess sich in Lautlingen nieder, denn das von ihren El-

tern geerbte Haus in Bamberg war schwer zerstört und dann geplündert worden. Also konnten wir dort nicht hinziehen. Ausserdem hatten es die Nazis nach dem 20. Juli übernommen und daraus eine Gestapo-Dienststelle gemacht. Die Ortsansässigen nahmen die Tatsache, dass es als Hauptquartier der Gestapo gedient hatte, als ausreichende Rechtfertigung dafür, einzudringen und mitzunehmen, was sie brauchten. Und damals konnte man alles gebrauchen. Selbst die Fensterscheiben, die Wasserinstallation, alles ging mit. Es dauerte mehrere Jahre, bis meine Mutter alles wieder in Ordnung gebracht hatte. Sie besass überhaupt kein Geld.»

Glücklicherweise hatte Franz Ludwigs Grossvater genügend Platz. Nach dem Sommer 1945 besuchten alle Stauffenberg-Kinder die Schule am Ort. Der damals achtjährige Franz Ludwig erinnert sich an den Nürnberger Prozess Ende desselben Jahres und Anfang 1946. Er konnte viel unbefangener zuhören als viele der anderen für dieses Buch befragten Kinder, deren Väter auf der Anklagebank sass. «An den Nürnberger Prozess kann ich mich noch ganz gut erinnern. Meine Grosstante – die uns aus Bad Sachsa abgeholt hatte – war an Politik immer sehr interessiert. So verfolgte sie im Radio die Ereignisse in Nürnberg. Sie hatte ein besonderes Interesse daran, weil sie in Stuttgart zusammen mit einem der Angeklagten, nämlich Konstantin von Neurath, dem einstigen Aussenminister, aufgewachsen war. Man glaubte nicht daran, dass Neurath zu irgendetwas Bösem imstande gewesen sein könnte, zweifelte aber auch an seiner Eignung als Aussenminister. Man hielt ihn für einen netten, grundständigen Jungen, doch nicht für ein grosses Genie. Man kannte ihn gut, hatte jedoch lange Zeit keinen persönlichen Kontakt zu ihm gehabt. So hörte ich ziemlich oft die Übertragungen vom Prozess, und ich erinnere mich noch daran, wie man bei der Urteilsverkündung die Gesichter der Angeklagten beschrieb.»

Obwohl die Stauffenbergs als eine betuchte Adelsfamilie galten, war die unmittelbare Nachkriegszeit hart für sie. «Es war gewiss nicht angenehm für uns», erinnert sich Franz Ludwig. «Aber verglichen mit dem Schicksal vieler anderer konnten wir einigermaßen von Glück reden. Das trifft auch für das Kriegsende im Lager Bad Sachsa zu. Damals war der Mangel gross, und sonntags bekamen wir Kohlrübenintopf zu essen, die gleichen Kohlrüben, mit denen man die Kühe fütterte, und ich hasste sie. Es herrschte Armut, und für uns gab es

keine ausreichende Kleidung, aber irgendwie kam man auf anständige Weise zurecht.

Zu Hause gab es die normalen Entbehrungen, aber sehr schnell war das Leben in der amerikanischen Zone besser und in der französischen schlechter. In der amerikanischen Zone war es am besten. Und zwischen den Zonen wurde viel geschmuggelt: Zigaretten, Zucker, Weizen, Mehl, alles. Am besten ging es in jener Zeit den Bauern. Wir besaßen keinen Hof, hatten also die gleichen Schwierigkeiten wie alle anderen. Lebensmittel wurden zugeteilt, es gab nichts Besonderes, aber wir litten keinen wirklichen Hunger. Doch dauerte es einige Zeit, bis meine Mutter an etwas Geld kam. Mein Vater war Wehrmachtsoffizier gewesen, und sie erhielt seine Rente, aber das war nicht viel für sie und fünf Kinder. Wir lebten keineswegs in grossem Wohlstand.»

Im Alter von dreizehn Jahren schickte man alle Stauffenberg-Kinder auf eine Schweizer Internatsschule nahe dem Bodensee. Franz Ludwig blieb dort bis zu seiner Abiturprüfung im Jahre 1958. In der Schule hörte er von seinem Vater, «aber ich erfuhr nichts Neues über ihn. Soweit ich es erlebt habe, hat man ihn stets positiv beschrieben. Den Namen Stauffenberg hatten alle schon einmal gehört, und die Leute wussten, wer ich war. Das Dorf, in dem ich die Grundschule besuchte, war der Ort, aus dem die Familie Stauffenberg stammte. Ich war nicht der Sohn eines Helden Stauffenberg, denn Claus Stauffenberg war auch ein Spross des Dorfs. Wir waren einfach Kinder der alteingesessenen Familie.»

Mit zwanzig Jahren ging Franz Ludwig 1958 auf die Universität nach Erlangen. Wegen Taubheit im rechten Ohr, die von seiner Mittelohrentzündung während des Kriegs herrührte, liess man ihn nicht zum Wehrdienst zu. Einer langen, hervorragenden Familientradition folgend, hätte er gern seinen Dienst in der Armee getan, und anfangs war er überrascht und enttäuscht, dass man ihm die Laufbahn eines Reserveoffiziers verwehrte.

An drei Universitäten studierte er Jura und Geschichte. Sein erstes juristisches Examen bestand er 1962, und 1965 heiratete er. 1966 absolvierte er seine juristische Abschlussprüfung. Anfangs arbeitete er fünf Jahre lang in einem Industrieunternehmen als Assistent des Geschäftsführers und Mitarbeiter der Rechtsabteilung. 1972 wurde Franz Ludwig Stauffenberg im Alter von vierunddreissig Jahren in

den Bundestag gewählt. Zwölf Jahre blieb er dort Abgeordneter, ehe er in das Europäische Parlament wechselte.

Franz Ludwigs ältester Bruder ist Brigadegeneral in der Bundeswehr; davor hatte er als Militärattaché an der deutschen Botschaft in London gearbeitet. Der zweitälteste Bruder ist ein erfolgreicher Geschäftsmann. Seine jüngere Schwester ist verheiratet und hatte ein Kind, das aber 1966 an Leukämie starb. Die jüngste Schwester heiratete einen Schweizer Anwalt und lebt mit ihren vier Kindern in Zürich.

Obwohl sein Vater ein Held ist, traf Franz Ludwig auch auf negative Urteile über ihn. «Mehrere Male hat man sich schlecht über meinen Vater geäußert, aber stets anonym. Nie hat mir jemand etwas Negatives über meinen Vater offen ins Gesicht gesagt. Es gab Leute, die sich skeptisch oder ablehnend zeigten, es jedoch für sich behielten oder ihre Bemerkungen sehr vorsichtig vortrugen. Also bleibt für mich ziemlich interessant, dass es zahlreiche Leute gab und gibt, die meinen Vater nicht als Helden betrachten, die ihn oder seine Tat nicht positiv sehen. Aber bis heute haben sie entweder nicht den Mut oder halten es für unangebracht, es mir zu sagen.

Es hat ziemlich viele Briefe ohne Unterschrift gegeben. Und ziemlich gehässige. Darunter sind auch Briefe, in denen es heisst, ich sei genauso schlimm wie einst mein Vater. Wissen Sie, die Welt ist voller Dummköpfe. Übernimmt man ein öffentliches Amt, ist man automatisch die Zielscheibe solcherlei Briefe. Man sollte in dieser Hinsicht also wirklich nicht übertreiben. Seit mehreren Jahren gibt es solche anonymen Briefe nicht mehr. Es kommt darauf an, wie man diese Briefe liest, einige sind eher medizinische Fälle, andere sind einfach gehässig, weil der Briefschreiber gehässig sein will. Und alle bleiben sie anonym. Mehrere, bei denen ich dachte, dahinter könnte irgend eine kriminelle Absicht stehen, habe ich der Polizei übergeben.

Es ist interessant, dass man kein Nationalsozialist sein muss, um meinem Vater kritisch gegenüberzustehen. Nicht wenige kritisieren meinen Vater, indem sie sagen: ‚Warum hat er Hitler nicht einfach erschossen?‘ und stellen damit seinen Mut in Frage. Das ist eine ziemliche Vereinfachung, die, glaube ich, nicht besonders verwundern sollte. In Wirklichkeit zeigt das alles – derlei Herangehensweise, Fragen, Kritiken – eine recht ungenügende Kenntnis der Tatsachen. Zunächst wussten solche Leute offensichtlich nicht viel über die Rolle

meines Vaters bei der Verschwörung. Seine Hauptaufgabe bestand nicht im Legen der Bombe. Seine Hauptaufgabe bestand nicht darin, Hitler zu töten, sondern der entscheidende Mann in der Organisation zu sein. Es hat sich als eine der grössten Schwachstellen der Verschwörung erwiesen, dass derselbe Mann, der der entscheidende Organisator sein sollte, auch die Bombe legen musste. Zweitens wussten sie nichts von seiner Körperbehinderung, vom Verlust seiner Hand und von den Hindernissen, die zu überwinden waren, um überhaupt die Bombe zu legen.

Aus meiner Erfahrung nehme ich die Gewissheit, dass die übergrosse Mehrheit im Land auf den Namen Stauffenberg positiv reagiert.»

Franz Ludwig gibt zu, dass das Erbe seines Vaters für ihn keinen neutralen Faktor in seiner Erziehung darstellte. Er glaubt aber, nicht sagen zu können, ob es ein Vorzug oder ein Nachteil gewesen ist, der Sohn Claus von Stauffenbergs zu sein. «Es ist zu komplex», meint er. «Es lässt sich, denke ich, nicht wirklich beantworten, denn bei solch einer Frage muss man wissen, wie es gewesen wäre, wenn man als ein anderer aufgewachsen wäre oder einen anderen Namen getragen hätte. Ich weiss nicht, wie es ist, wenn man nicht der Sohn Stauffenbergs ist. Aber mein Vater hat mich gewiss nicht negativ belastet.»

Franz Ludwig Stauffenberg hat hart an einer distinguierten und unabhängigen Laufbahn für sich gearbeitet, und er hatte Erfolg. «Letztendlich muss man darauf vertrauen, dass die Leute, die mit einem in der beruflichen und erzieherischen Arbeit zu tun haben, genug anderes in einem sehen und nicht nur den Sohn von irgendjemandem, dass sie einen also als eigenständige Person ansehen», sagt er. «Aber das ist im Allgemeinen die Situation und die unausweichliche Erfahrung aller Kinder von bekannten Leuten. Sie haben mich nun stundenlang interviewt, nicht weil ich Mitglied des Europäischen Parlaments, sondern weil ich Stauffenbergs Sohn bin. So ist es tatsächlich immer noch.

Aber ich finde das ganz in Ordnung, denn ich bin stolz auf meinen Vater und liebe ihn sehr. Ich sehe meinen Vater nicht als einen vollkommenen Gott auf Erden an. Ich halte ihn für einen sehr klugen Mann mit grossem Mut, aber ich sehe ihn auch als einen Menschen, der, wie jeder andere auch, seine Schwächen besass. Er war ein bedeutender und gleichzeitig sehr menschlicher Mann. Er besass einige

aussergewöhnliche, grossartige Eigenschaften, an die zu erinnern sich nicht nur für seine Kinder lohnt.

Es ist doch begreiflich, dass ich viel lieber der Sohn Stauffenbergs als der Himmlers oder dergleichen bin.

Die Erinnerung an meinen Vater und das Wissen um seine Tat werden immer etwas sehr Wichtiges für mich sein. Er bedeutet mir sehr viel.»

KAPITEL 9

Der Treuergebene

Über zehn Millionen Deutsche und Österreicher traten der Nazipartei im Laufe ihres zwanzigjährigen Bestehens bei. Die Zahl wäre zweifelloser höher, hätte Hitler nicht zwischen 1933 und 1937 eine Aufnahmesperre verfügt, weil er befürchtete, die Leute würden nicht aus weltanschaulichen Gründen in die Partei eintreten, sondern wegen ihres überragenden Erfolgs. Doch war ein erheblicher Teil derer, die vor der Sperre Mitglied wurden, in gleicher Masse von Ehrgeiz wie von reinem nationalsozialistischen Eifer angetrieben.

Als die dem Geist nach wahren Nazis konnten gewöhnlich diejenigen gelten, die in den Anfangsjahren in die Partei eintraten, als die Nationalsozialisten noch eine politische Randgruppe darstellten. Diese Anhänger riskierten seinerzeit die Entfremdung von der übrigen Gesellschaft und sogar die Möglichkeit einer Inhaftierung. Frauen und Männer, die solche Risiken auf sich nahmen, besaßen die fanatische Hingabebereitschaft, die Hitler verlangte. Selbst nach der verheerenden Niederlage im zweiten Weltkrieg wahrten viele dieser Eiferer ihren unerschütterlichen Glauben an den Nationalsozialismus.

Zu ihnen gehört Ernst Mochar, ein Österreicher, der der NSDAP 1927 beitrug, als es erst mehrere tausend Nazis gab. Im Krieg tat er an der Front Dienst, machte sich jedoch keiner Kriegsverbrechen schuldig. Noch heute aber ist er ein engagierter Nazi und davon überzeugt, dass die Philosophie der Partei gut und richtig war. Sein Festhalten an der Sache Hitlers hat ihm Probleme mit seiner Tochter Ingeborg, dem jüngsten von drei Kindern, beschert. Ingeborg arbeitet heute als Psychotherapeutin in Wien. Nicht nur ihre Lebensweise veranlasste sie, sich ihrem Vater und seinen politischen Überzeugungen zu widersetzen; der Konflikt kam, als sie ihrer Familie mitteilte, sie wolle einen jüdischen Mann heiraten. Der Tochter eines unbeugsamen Nazis brachte diese Ankündigung Vorwürfe und Verbitterung. Aber Ingeborg wollte mit ihrer Ehe die Familie nicht spalten. Seither besteht eine unsichere Waffenruhe. Ingeborg ist eins von zwei für dieses Buch befragten Kindern, deren Väter noch am Leben sind.

Ernst Mochar wurde am 30. Oktober 1909 als drittes von vier Kindern

in Kärnten, einer ländlichen Region in Südösterreich, geboren. Die Familie war katholisch und sehr arm. «Sie lebten alle in einem Raum in einem Haus ohne fliessendes Wasser», sagt Ingeborg. «Es war kalt und feucht, und sie hatten so gut wie nichts zu essen.»

Mochars ältester Bruder fiel im ersten Weltkrieg. Sein Vater, von Beruf Schmied, wurde aus einem sibirischen Kriegsgefangenenlager entlassen, um dann während eines ethnischen Zwists in Kärnten von Jugoslawen eingesperrt zu werden. Diesmal wurde er zu Tode geprügelt. Ernsts Mutter, eine Bauerntochter, die nun mit den Kindern auf sich allein gestellt war, schaffte es kaum zu überleben. «Mein Vater wuchs in dem Bewusstsein auf, Deutscher zu sein, und er wollte Deutscher sein. In dieser Gegend lag das nicht so nahe, denn es gab viele Slowenen. Als Kind entmutigte es ihn sehr zu sehen, wie Katholiken in dieser Minute zu Gott beteten und im nächsten Moment Leuten schlimme Dinge sagten oder antaten. Deshalb ging er 1927 in die NSDAP und trat aus der Kirche aus.» Auch seine Brüder wurden Mitglieder der Nazipartei.

Mit achtzehn wurde Mochar Elektriker, brachte jedoch die meiste Zeit damit zu, junge Nationalsozialisten in verschiedenen Sportarten zu unterweisen. Als die Nazipartei in Österreich verboten wurde, nahm man Mochar fest und steckte ihn von 1929 bis 1930 ins Gefängnis. Bei seiner Freilassung wurde er auf dem Höhepunkt der Weltwirtschaftskrise nach Deutschland abgeschoben. Doch die Deutschen, zumal die Parteimitglieder, hiessen ihn willkommen, und er meldete sich in Berlin zu einem Sportlehrer-Kurs an. Schon bald zog er nach Freiburg um, wo er Hitlerjugend-Gruppen die Naziphilosophie beibrachte. Seiner späteren Frau begegnete der Achtundzwanzigjährige 1937. Auch sie arbeitete für die Partei als Ausbilderin in Körperertüchtigung, entstammte jedoch einem ganz anderen, gutbürgerlichen Milieu. Ihr im ersten Weltkrieg gefallener Vater war Arzt gewesen, und ihr Stiefvater hatte als General in der Wehrmacht gedient. «Und meine Mutter war das Ebenbild eines hübschen deutschen Mädels, blond und blauäugig», erzählt Ingeborg. «Sehr hübsch und nett. Auch heute noch. Sie gingen nach Kärnten, wo mein Vater eine Schule leitete und meine Mutter eine leitende Funktion in einem nahegelegenen BDM-Lager übernahm, und sie feierten eine grosse NSDAP-Hochzeit.»

Als 1939 der Krieg begann, meldete sich Mochar unverzüglich bei

der Wehrmacht. «Er dachte: ‚Ich bin erst gut, wenn ich in den Krieg ziehe,‘» sagt Ingeborg. «Er ging entgegen dem Rat fast all seiner Freunde.» Mochar wurde an die Ostfront geschickt, wo er tapfer kämpfte und allmählich zum Leutnant befördert wurde. Eine Kugel, die durch sein Sturmgepäck hindurch in seinen Rücken eindrang, verwundete ihn schwer. Nach seiner Genesung kehrte er an die Front zurück. Nie geriet er in Gefangenschaft, so dass er fast fünf Jahre der deutschen Kriegsmaschinerie diente; nur selten nahm er Heimaturlaub.

Inzwischen hatten die Mochars eine Familie gegründet. 1941 wurde eine Tochter, 1943 ein Sohn geboren, und Ingeborg kam am 6. September 1945 zur Welt. Als Mochar im Frühjahr 1945 nach Kärnten zurückkehrte, suchten die örtliche Polizei und die Briten bereits nach ihm. Seine frühzeitige Zugehörigkeit zur Partei und seine Begeisterung für sie waren wohlbekannt, und so gedachte man ihn zu verhören und zu entnazifizieren. Doch zu jener Zeit war seine Frau mit Ingeborg schwanger, und Mochar wollte sich nicht vor der Geburt seiner Töchter stellen. Von seinen Eskapaden, mit denen er den englischen Soldaten und der österreichischen Polizei immer wieder entkam, erzählte man sich in der ganzen Gegend. Mochar stahl sich ins Haus, um bei Ingeborgs Geburt anwesend zu sein, und dann ergab er sich den Briten. Diese steckten ihn für zweieinhalb Jahre in ein kleines Internierungslager in Südkärnten. Nie wurde eine Klage gegen ihn erhoben. Einmal unternahm er einen erfolglosen Fluchtversuch. «Er befand sich in einem sehr schlechten geistigen und körperlichen Zustand», erinnert sich Ingeborg. «Meine Mutter konnte ihn nur selten besuchen. Ich habe Briefe gesehen, die sie sich damals schrieben. In ihnen geht es nur ums Überleben. ‚Ich habe ein paar Kartoffeln gekriegt, ein bisschen Zucker‘, in diesem Stil. Sie besaßen nichts. Alles hatte man ihnen genommen.» Anfang 1948 war Mochar wieder daheim. Ingeborgs früheste Erinnerungen an die Familie reichen in das darauffolgende Jahr zurück. «Wir waren sehr arm. Er durfte nicht mehr unterrichten, man hatte ihm seine Papiere abgenommen. So begann er wieder als Elektriker. Sie besaßen null Komma nichts. Er arbeitete viel. Der Ausgang des Kriegs hatte ihn so sehr enttäuscht. Sein politisches Leben war zu Ende. Er war sehr verbittert. All seine Ideale hatte man ihm zerschlagen, und er sammelte Erfahrungen, die seine Gefühle noch verstärkten, zum Beispiel Geschichten von den

Verbrechen der Kommunisten. Er machte sich lustig über ehemalige Nationalsozialisten, die zu Sozialisten oder wieder Katholiken geworden waren. Er sagte immer: ‚Ich habe damals Ja gesagt, und ich sage heute Ja. Ich bleibe dabei!‘

Das Ergebnis war, dass er alle Informationen, die den Nationalsozialismus als schlecht hinstellten, zurückweisen oder ignorieren musste. So sagte er dann immer: ‚Nein, das stimmt nicht‘. Das ist ein Prozess, der damals einsetzte und noch nicht abgeschlossen ist. So sehr hatte er sich mit dem Nationalsozialismus identifiziert, dass er sich nicht eingestehen konnte, geirrt zu haben. Er bringt es nicht fertig zu sagen: ‚Hätte ich das gewusst, dann hätte ich es nicht getan‘. Er kann es nicht. Er kann nicht schwanken, kann keine Ausnahme zulassen. So ist sein Denken. Das ist das schwierigste in meinem Verhältnis zu ihm. Es ist immer dasselbe mit ihm.»

Gleich nach dem Krieg sah Ingeborg, wie der Vater die Beseitigung der Nazi-Partei durch Arbeiter verdrängte. «Das war seitdem sein ganzes Leben lang die Triebkraft für ihn», erinnert sie sich. Er arbeitete so schwer, um genug Geld für uns nach Hause zu bringen; er hielt es für wichtiger, als mit den Kindern zu spielen. Dennoch erinnere ich mich an ihn als an einen sehr redlichen Vater, der mir gegenüber auch Zuneigung zeigte. Ich sehe ihn noch heute als starken, gutaussehenden Mann vor mir. Ich liebte ihn sehr. Deutlich erinnere ich mich an die wenigen Male, die er mit uns spielte, denn das machte mir so grossen Spass.»

Während Ingeborg einerseits an «eine gute» Familie zurückdenken kann, erinnert sie sich andererseits auch an «viel Strenge». Beide Eltern besaßen einen starken Willen und erzogen ihre Kinder streng. Einwände und Ungehorsam wurden im Haus nicht geduldet. «In jenen Jahren machte ich mir die Gedanken meines Vaters über die Natur, über Gott, über fast alles zu eigen», entsinnt sich Ingeborg. «Zum Beispiel war ich mit ihm in der Frage der Euthanasie einer Meinung insofern, als es keinen Sinn hat, ein schwächliches oder schwachsinniges Kind am Leben zu erhalten. Ich dachte, wenn man so ist, dann macht es keinen grossen Spass zu leben. Heute gibt es viele Dinge wie die Euthanasie, über die ich inzwischen völlig anders denke.»

Die Juden gehörten zu den Themen, über die der Vater sie belehrte. Da es in der Gegend, in der Ingeborg aufwuchs, keine Juden gab, konnte sie sich ihre Meinung nicht selber bilden. «Ich wuchs mit ei-

nem gewissen Vorurteil ihnen gegenüber auf, aber gleichzeitig fühlte ich mich zu ihnen hingezogen, weil sie so gegensätzlich schienen. Antisemitisches hörte ich von beiden Elternteilen, aber der Antisemitismus meiner Mutter ist ein, würde ich sagen, ‚salonfähiger, zivilisierter‘ Antisemitismus. Damit will ich sie nicht entschuldigen, sondern nur eine Trennlinie zu dem radikaleren Hass ziehen. Ihre Familie in Deutschland kannte viele Juden, da auch viele Ärzte unter ihnen waren. Sie schätzte sie, aber hätte nie mit ihnen verkehrt oder einen von ihnen geheiratet. Sie sah die Synagogen brennen und hielt das für schrecklich, aber sie verdrängte es, vergass es sehr bald und dachte nie über die damit verbundenen Probleme nach.

Mein Vater glaubt absolut an die nationalsozialistischen Rassentheorien. Seinen einzigen Kontakt zu Juden hatte er als Kind, als er einmal Tennisbälle zum Tennisplatz brachte und die Spieler Juden waren. Sie schickten ihn wieder weg und gaben ihm keinen Schilling. Das machte auf ihn einen ungünstigen Eindruck. Seiner Meinung nach waren sie knauserig und aufdringlich. Er glaubt der Nazitheorie, derzufolge Juden, Zigeuner und so weiter minderwertig sind. Er hält die Deutschen für besser. Immer hat er befürchtet, Juden und andere Gruppen würden die deutsche Rasse unterwandern.»

Zwar gibt Ingeborg den Antisemitismus ihres Vaters zu, doch ist sie nicht davon überzeugt, dass er im Krieg dem Befehl, Juden umzubringen, gehorcht hätte. «Ich bin nicht so sicher, ob er der Ansicht gewesen wäre, man vertreibt sie am besten aus Deutschland, indem man sie tötet. Es ist durchaus möglich, dass er es nicht getan hätte.» Sie hält eine Minute lang inne und fährt dann fort: «Hätte mein Vater mit Verbrechen zu tun gehabt, wäre es, glaube ich, unmöglich gewesen, irgendwie richtigen Kontakt zu ihm zu haben. In meiner Phantasie ist er im Widerstand gewesen. Aber wenn er ein Mörder wäre, dann hätte es sehr, sehr schlimm ausgesehen. Als Tochter von Himmler oder Mengele, könnte ich, glaube ich, nicht mit Ihnen sprechen.»

Doch in ihrer Kindheit, als sie mit ihren Brüdern die Schule des Orts besuchte, hielt sie die Ansichten ihres Vater nie für ungewöhnlich. Viele Leute in Kärnten teilten seine Überzeugungen. Die meisten Freunde Mochars aus der Zeit des Kriegs hatten sich wieder in der Umgebung niedergelassen, und wenn sie einander begegneten und debattierten, dann verstärkte das ihre nazistischen Neigungen. «Das

ist keine Nostalgie», meint Ingeborg, «er gehört nicht zu den romanischen Typen. Das sind einfach seine Überzeugungen.»

Mit siebzehn, im Jahre 1962, nahm Ingeborg an einer Geschichtsstunde teil, die für sie wie eine Erleuchtung war. «Ich erfuhr, dass der Nationalsozialismus nicht so war, wie ihn mir mein Vater beschrieben hatte. Zum erstenmal vernahm ich einen anderen Standpunkt. Bis dahin hatte ich von der Ermordung der Juden überhaupt noch nichts gehört. Also kam ich heim und stellte ihn zur Rede, und er sagte: ‚Sieh dir deinen Lehrer an, er ist Slowene, es stimmt nicht, was er sagt‘. Und ich erwiderte: ‚Aber Hitler hat den Krieg begonnen‘, und er sagte: ‚Das ist nicht wahr, die anderen Länder haben angefangen.‘ Gegen jeden einzelnen Punkt hatte er etwas einzuwenden, er nahm die Wirklichkeit einfach nicht zur Kenntnis. Zum erstenmal wurde mir bewusst, welch eingefleischter Nationalsozialist er war.»

Ein Jahr später, mit achtzehn, verliess Ingeborg ihr Elternhaus, um hundert Kilometer entfernt eine Schule zu besuchen. Sie wollte Grundschullehrerin werden. Ein Jahr lang wohnte sie bei ihrem Onkel, dem Bruder ihres Vaters. Gerade hatte sie erfahren, dass ihr Vater ein getreuer Nazi war, da musste sie zu ihrer Überraschung feststellen, dass ihr Onkel noch viel unnachgiebiger war.

«Mein Onkel war ein ganz grosser Nazi und ist immer noch sehr aktiv. Er vertritt die gleiche Philosophie wie mein Vater, ist aber politisch aktiv, indem er die Slowenen bekämpft. Im ganzen Wohnzimmer hängen Nazisachen an den Wänden, während meine Familie sie alle weggetan hat. Man sieht sie nicht. Aber die Wohnung meines Onkels gleicht einem Nazischrein. Mein Vater war nach dem Krieg enttäuscht und wollte einfach allein gelassen werden. Es interessierte ihn nicht mehr, denn seiner Ansicht nach unterschieden sich die politischen Parteien nicht voneinander. Anders mein Onkel.

Meine Familie hielt mich für eine schwierige Tochter. Als ich bei meinem Onkel wohnte, stritt ich mich oft mit ihm, und er war viel radikaler. Er sagte: ‚Sie haben nicht alle Juden umgebracht, sie hätten mehr umbringen sollen.‘ Das sagte mein Vater nie. Wäre er mein Vater gewesen, hätte ich wohl nur gesagt: ‚Lass mich in Ruhe.‘ Es hätte ihn mir völlig fremd gemacht. Aber mein Onkel hat Kinder, und sie zweifeln nicht an ihm. Sie lieben ihn ohne Frage. Sie halten ihn für völlig harmlos, aber ich nicht. Schrecklich, wenn er mein Vater wäre.»

Nach einem Jahr ständigen Streits mit dem Onkel zog Ingeborg nach Wien, um dort ihr Studium fortzusetzen. Zum erstenmal lebte sie in einer grossen, kosmopolitischen Stadt, und das gab dem Prozess ihres kritischen Umdenkens in Bezug auf den Nationalsozialismus und die Überzeugungen ihrer Familie neuen Aufschwung. Das Wiedersehen mit ihrem Vater geriet jedesmal zu einer hitzigen Auseinandersetzung. «Sooft ich heimkam», erinnert sich Ingeborg, «vergingen keine fünf Minuten, und wir stritten uns über die Juden. Sie können sich nicht vorstellen, wie schlimm das war. Ich freute mich auf ihn, und wenn ich zu Hause eintraf, gab es sofort Streit. Mein ganzes Denken unterschied sich von dem meiner Eltern, vor allem von dem meines Vaters. Meine Mutter bemühte sich, unverändert lieb zu uns beiden zu sein, und ich weiss wirklich nicht, wie es im Grunde ihrer Seele ausschaut. Aber von meinem Vater wusste ich es, und ich wollte ihn ändern, also nehme ich an, dass ich selber viele Streitigkeiten begonnen habe.»

Ingeborgs Brüder versuchten sie davon abzuhalten, mit ihm anzuecken. Sie redeten auf sie ein, er sei ein braver alter Mann, der seine Meinung nicht ändern würde, und baten sie inständig, «ihn in Frieden zu lassen». Sie fanden sich mit ihm ab, doch Ingeborg konnte das nicht. Seit sie in Wien lebte, hatte sie mehrere jüdische Kommilitonen kennengelernt, und sie fand sie interessant und lustig. Sie waren durchaus nicht so, wie der Vater es ihr eingeredet hatte.

«Wenn wir diskutierten, versuchte ich ihm immer begrifflich zu machen, dass es falsch war, was die Nazis im Krieg getan hatten. Er sagte dann, das sei nie geschehen. Aber ich entgegnete darauf: ‚Du kannst mir nicht sagen, das sei nicht geschehen, wenn meine Freunde mir erzählen, dass ihre Eltern, ihre Grosseltern, ihre Tanten und Onkel alle umgebracht wurden. Wie kannst du so etwas Furchtbares sagen?‘ Da sagte er: ‚Na ja, es waren nicht sechs Millionen Juden, vielleicht waren es sechstausend‘. Und ich darauf: ‚Selbst wenn es nicht sechs Millionen waren, ist das nicht trotzdem eine Tragödie?‘ Er antwortete: ‚Heute wird das überzogen, man übertreibt, alles das schreiben die jüdischen Zeitungen und die Presse – es ist nicht wahr.‘»

Auch Ingeborgs Mutter drang in sie, mit den Diskussionen aufzuhören. «Ihn ändert man nicht. Es hat keinen Sinn, mit ihm zu diskutieren, es ist vorbei, passé, vergiss es. Lass ihn in Ruhe. Du siehst ja, wie er ist.» Ingeborg indes gab sich zuversichtlich, sie könne ihren

Vater dazu bringen, alles von einem anderen Blickwinkel aus zu sehen, und stritt weiter mit ihm, vergebens.

Während sie an der Wiener Universität blieb und Psychologie studierte, arbeitete Mochar für ein bescheidenes Salär weiter als Elektriker. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre fegte eine Welle des Sozialismus über Europa hinweg, und Mochar hätte in seinem Beruf weiterkommen können, hätte er die neue linke Weltanschauung angenommen. Er weigerte sich, blieb dem Nationalsozialismus treu.

Mit achtundzwanzig Jahren, im Jahre 1973, schloss Ingeborg in Wien ihre Studien mit dem Dokortitel in Psychologie ab. Das Verhältnis zu ihrem vierundsechzigjährigen Vater blieb gespannt wie eh und je. «Einerseits liebten wir uns», erzählt sie, «aber wenn wir zu reden anfangen, vor allem über Politik, musste ich einfach wieder gegen seine Borniertheit und Dummheit angehen.» Heute glaubt Ingeborg, sie wollte einfach ein in jeder Hinsicht anderes Leben führen, und die Politik war nur der Katalysator. Der Vater versuchte, seinen Kindern stets einzureden, wenn sie so lebten wie er, ginge alles in Ordnung. «Diese Philosophie hat meinen Bruder beinahe kaputt gemacht», sagt Ingeborg. «Nie hat er die Schule abgeschlossen, nie einen Beruf erlernt, und mein Vater hat ihn immer gedrängt, etwas aus sich zu machen. Nie hat er meinen Bruder akzeptiert, weil er nicht wie er war. Ich kam dem Vater im Wesen am nächsten, nicht aber gedanklich. Deshalb haben wir uns vielleicht so oft gezankt.» Gegen Ende ihres Studiums hatte Ingeborg in Wien mit einem Mann zusammengelebt. Er war zwar kein Jude, aber sehr philosemitisch eingestellt, liebte jüdische Literatur, Musik und Kunst. Er unterstützte sie in ihren Auseinandersetzungen mit dem Vater. Obwohl diese Beziehung mit dem Abschluss ihres Studiums 1973 endete, hatte er sie ermutigt und ihr die Fakten vermittelt, mit deren Hilfe sie fortfahren konnte, gegen den Antisemitismus ihres Vaters anzukämpfen. Doch im selben Jahr erfuhr Ingeborgs Verhältnis zu ihren Eltern eine bedeutsame Veränderung. «Ich hatte damals in Linz meine eigene Praxis eingerichtet, und zwischen uns lief plötzlich alles sehr gut. Ich besuchte sie, liebte sie, wir zankten nicht und standen uns sehr nahe.»

Drei Jahre später lernte Ingeborg auf einem Symposium über Gruppendynamik Ronnie Scheer, ihren künftigen Gatten, kennen. Er war Kinderarzt – und Jude. Zwar praktizierten seine Eltern nicht den jüdi-

schen Glauben, doch hatten vorangegangene Generationen sehr religiös gelebt – unter ihnen hatte es sogar Rabbis gegeben –, und er hatte in den Todeslagern der Nazis Angehörige verloren. Seine Eltern hatten ein Geschäft besessen und waren nach Israel entkommen. In einem Interview mit einem britischen Journalisten, der über ihre ungewöhnliche Beziehung berichtete, äusserte sich Ronnie zu seinen anfänglichen Gefühlen gegenüber Ingeborgs Familie. «Ich wusste von Anfang an, dass Ingeborgs Eltern eine Nazivergangenheit hatten. Es war eine schwere Zeit. Wir kannten uns noch nicht lange, liebten uns aber sehr. Ich glaube, die Tatsache, dass beide Familien etwas dagegen hatten, brachte uns noch mehr zusammen.»

Nach sechs Monaten zogen Ingeborg und Ronnie in eine gemeinsame Wohnung. (Es vergingen noch sechs Jahre, bis sie heirateten, obwohl sie in dieser Zeit bereits zwei Kinder hatten.) Bevor Ingeborg zu Ronnie zog, teilte sie es ihren Eltern mit. «Meine Mutter war am Telefon. Ich sagte: ‚Ich habe einen netten Freund, er ist Jude, und ich möchte ihn euch vorstellen‘. Sie erwiderte: ‚Also, ist das wirklich nötig?‘ In einem zweiten Anruf sagte sie: ‚Bekommt bitte keine Kinder, das gibt solch schlechte Nachkommen‘. Das ist eins ihrer Vorurteile, dass die Kinder sehr neurotisch, schwächlich usw. sind. Mein Vater sagte: ‚Du musst meine Gefühle kennen; ich halte davon überhaupt nichts‘. Später erfuhr ich, dass Ronnies Mutter ihm gleich zu Anfang ans Herz legte: ‚Aber schafft euch kein Kind an‘. Als ich dann schwanger wurde, sagte sie: ‚O mein Gott, was nun!‘

Dann brachte ich ihn also mit nach Hause. Bei der ersten Begegnung gab sich meine Mutter sehr höflich. Mein Vater zeigte sich sehr reserviert, aber so ist er immer. Sie sagten nicht, dass sie ihn nicht hereinlassen würden, sondern luden ihn ein und waren nett zu ihm. Und mein Mann sagte: ‚Weisst du, im Krieg hätte jeder von uns auf der anderen Seite gestanden. Wir können also nicht hier herumsitzen und so tun, als sei alles in bester Ordnung‘. Meine Mutter meinte dazu: ‚O nein, mich interessiert das nicht‘, aber mein Vater warf ein: Ja, Sie haben recht.‘»

Ronnie und ihr Vater sprachen nie über Politik, liessen dem anderen aber auch keinen Raum für einen Kompromiss. Die wenigen Male, an denen Ingeborg und Ronnie zu Besuch kamen, blieben Mochars Freunde dem Hause fern. Keiner der Nachbarn klopfte, um sich Ingeborgs neuem Liebhaber vorzustellen. An die Abendessen erinnert sich Ronnie als an «eine ruhige, oberflächliche Angelegenheit. Es ist

unmöglich, sich mit meinem Schwiegervater zu streiten, denn er lässt sich auf keinen Streit mit mir ein. Nur einmal hatten wir eine Meinungsverschiedenheit. Da lag eine neonazistische Zeitung herum, und ich sagte: ‚Was lesen Sie denn da für dummes Zeug?‘, und er gab zurück: ‚Das ist kein dummes Zeug.‘ Aber das war auch alles.»

Wenn Ronnie bei den Mochars über Nacht blieb, hatte er Alpträume, die Nazis würden ihn abholen. «Das waren richtig schreckliche Träume», entsinnt sich Ingeborg. «Er hatte es schwer im Haus meiner Eltern, nicht nur wegen der Träume. Meine Mutter mochte ihn und versuchte, es ihm angenehm zu machen. Mein Mann bemühte sich um eine persönliche Beziehung zu meinem Vater, aber das erwies sich als unmöglich. Sie sind in jeder Hinsicht gegensätzlich. Ronnie ist ein Intellektueller, mein Vater das Gegenteil, er ist unsportlich, mein Vater sehr athletisch, er sehr kultiviert, mein Vater nicht. In ihrem Denken, ihrer Lebensweise, ihren Essgewohnheiten, in allem waren sie das absolute Gegenteil. Für mich hatte das eine grosse Bedeutung. Er stellte solch einen völligen Bruch mit meiner Vergangenheit und damit, wie ich mit meinem Vater gelebt hatte, dar – das mochte ich an ihm.»

Als Ronnie und Ingeborg ihre erste Tochter bekamen, wurde das Verhältnis zu ihren Eltern teils besser, teils schlechter. «Ich stritt mich wieder mehr», erinnert sich Ingeborg, «aber ich kam oft. Für Ronnie stand alles zum Besten, aber er kam selten.»

Nach Ingeborgs Meinung waren die Probleme mit ihrem Vater teilweise darauf zurückzuführen, dass ihr Nazi-Onkel ihn wegen ihres Verhältnisses mit einem jüdischen Mann aufstachelte. «Mein Onkel hätte seiner Tochter einfach befohlen: ‚In meine Familie kommt kein Jude.‘ Er hetzte meinen Vater die ganze Zeit auf. Also drängte ich darauf, dass mein Onkel und meine Tante Ronnie kennenlernten. Wir fuhren zu ihnen, und es war äusserst unangenehm. Überall lagen und hingen noch die Naziandenken. Rückblickend halte ich es für einen Fehler, dass ich ihn dorthin mitgenommen habe. Aber ich wollte wirklich, dass sie ihn akzeptierten. Fast verweigerten sie ihm ihre Hand; meine Mutter veranlasste sie, sich die Hand zu geben. Meine Tante und die jungen Leute gaben sich sehr nett, aber mein Onkel war furchtbar. Wir blieben zu lange. Ich war zu stur, um zu merken, was geschah, und hätte auf der Stelle kehrmachen sollen. Ronnie war eine Zeitlang ziemlich verbittert.»

Dagegen liebte Ingeborg die entspannte und sorgenfreie Atmosphäre

in Ronnies Familie. Seine Mutter kam ihr eher wie eine Freundin und nicht wie eine Schwiegermutter vor. Sie freute sich über die Wärme und das gemeinsame Lachen. Auch sein Vater war sehr kontaktfreudig und spielte gern mit den Enkeln. «Es war solch ein Unterschied zu der kontrollierten Atmosphäre bei mir zu Hause», erinnert sie sich. Bald nachdem sie zusammengezogen waren, begann Ronnie in der einzigen in Wien verbliebenen grossen Synagoge den Gottesdienst zu besuchen. Von Zweihunderttausendjuden, die es vor dem Krieg in Österreich gegeben hatte, waren 1945 nur noch achtzehnhundert übrig. In der Restgemeinde gibt es einen engen Zusammenhalt. Ingeborg begleitete ihn zum Gottesdienst, stand auf der Frauenempore und beobachtete ihren Mann beim Ritual. «Wenn ich beim Gottesdienst in der Synagoge zu ihr hinaufschaue, habe ich gemischte Gefühle, aber überwiegend bin ich stolz, dass sie dabei ist», sagt Ronnie. «In dieser Mischehe, in der eine Generation die Opfer, die andere die Mörder repräsentiert, können wir unseren Kindern vielleicht helfen, über die Schuld hinweg zu kommen.»

Das sagte Ronnie 1987 in einem Interview. Seitdem hat sich das Eheleben verändert. Ronnie lernte eine andere Frau kennen. Ingeborg berichtet sehr aufrichtig darüber, was ihrer Beziehung widerfahren ist. «Es ist so schwer jetzt. Nicht nur, dass er in Graz, wo er arbeitet, eine andere Frau hat, sondern sie bekamen vor etwa einem halben Jahr auch ein Kind. Sie schenkte ihm einen Jungen; er wollte so gern einen, und ich gebar ihm nur Töchter. Ich wusste alles über dieses Verhältnis, vermochte es aber nicht aufzuhalten. Ich bat ihn immer: ‚Bitte, lass das sein‘, aber er entgegnete: ‚Ich bin es nicht, sie ist es.‘ Sie ist Jüdin und hat ein sehr besitzergreifendes Wesen. Im Gegensatz zu mir. Jetzt lebe ich also in Wien und er dort, mehr oder weniger bei ihr. Sie ist Ärztin, und sie arbeiten zusammen. An den Wochenenden kommt er nach Wien, um die Kinder zu sehen und um bei mir zu sein, aber es ist nicht gut für mich. Sie haben schon drei Jahre lang ein Verhältnis miteinander, und ich habe mich nie gegen sie gewehrt, also kann ich ihm nicht die Schuld dafür geben, dass sie gewonnen hat.» Ronnies Verhältnis zu einer anderen Frau hat Ingeborgs Eltern entrüstet. «Sie sind sehr wütend darüber. Mein Vater sagte: ‚Ich verstehe ihn nicht, ich würde das einer Frau nicht antun, das ist nicht richtig. Das sollte er dir nicht antun.‘ Doch nie hat er gesagt, dass das ein jüdischer Charakterzug sei. Wahrscheinlich hat das aber seine Vorur-

teile gegenüber Juden vermehrt. Er weiss, es gibt heute viele gestörte Beziehungen, ohne dass ein jüdischer Partner dabei ist, aber im Innern spürt er vielleicht doch, dass das ein Teil unseres Problems ist, er spricht nur nicht darüber. Ich glaube, ich würde ihn auch nicht lassen. Ich meine, ich rede schon vier Jahre nicht mit meinem Onkel, seitdem sie sich so fürchterlich gegenüber Ronnie verhalten haben.» Was Ingeborgs Vater nicht begreifen kann ist, dass sie immer noch etwas für ihren Mann empfindet. «Darin versteht er mich nicht. Ronnie sagt, er wisse nicht, was richtig sei, und er könne das Problem nicht lösen. Ich bin wütend, sehe aber, dass er sich nicht entscheiden kann. Also muss ich mich entscheiden. Wir werden immer einen gewissen Kontakt zueinander haben, wegen unserer Kinder. Wir müssen einander nicht bekämpfen oder hassen. Aber ich muss ihn nicht jedes Wochenende als meinen Mann sehen – ich glaube, das wäre nicht gut.»

Der Bruch in ihrer Ehe lässt Ingeborg eine gewisse seelische Stütze in ihren Eltern suchen, und so hat sich ihre Beziehung wieder verbessert. «Es ist viel besser geworden», sagt sie. «Sie versuchen mir wirklich zu helfen. Vor etwa einem halben Jahr habe ich meinem Vater einen Brief geschrieben. Ich dachte, er ist alt, und vielleicht stirbt er bald, und ich werde darunter leiden, dass ich mit ihm so oft gestritten habe. Zwar besteht dieser Konflikt zwischen uns immer noch, aber ich wollte ihm sagen, dass ich ihn liebhave. Mögen unsere Auffassungen, unser Leben und unsere Wege auch noch so verschieden sein, ich akzeptiere sein Leben. Ich akzeptiere nicht seine Standpunkte, aber ich akzeptiere, dass ich ihn liebhave. Er hat sich über diesen Brief sehr gefreut. Er schrieb mir einen langen Brief zurück, in dem er sagte, er denke genauso.»

Kürzlich hat Mochar seine Tochter nach mehreren Jahren das erste mal wieder in Wien besucht. Es war ein guter Besuch. «Vor einem Jahr sagte er schliesslich zu mir: ‚Vielleicht war es ein Fehler, was die Nazis mit den Juden machten. Vielleicht? Ich habe zwanzig Jahre gebraucht und ihm lediglich ein ‚Vielleicht‘ entlockt. Aber für ihn bedeutet das eine Veränderung. Er liebt mich so sehr, und wir hatten uns so oft über dieses Thema gestritten, dass unser Verhältnis darunter stark gelitten hat. So glaube ich, dass er diesen Schritt unternahm, um sein Verhältnis zu mir zu verbessern. Zum ersten mal hatte er meine Meinung nicht völlig abgelehnt.

Nach meiner Auffassung gibt es eine Verbindung zwischen seiner Person und seiner Politik. Er denkt, wenn er jene Zeit ablehnt, muss er auch sich selbst ablehnen. Und das kann ich nicht hinnehmen.»

Am Ende unserer Begegnung in Wien telefonierte ich mit dem Berlin Document Center, dem grössten NS-Archiv in der Welt. Alle zum Kriegsende unversehrt beschlagnahmten Akten über Parteimitglieder und SS-Angehörige lagern dort unter Kontrolle der USA.¹ Nach einigem Zögern gestattete mir Ingeborg, die Akte ihres Vaters einzusehen. Er hatte ihr immer erzählt, er sei ein einfacher Soldat an der Ostfront gewesen, habe nie mit der SS oder einer anderen kriminellen Organisation zu tun gehabt. Hatte er sie belogen, dann würde das Berlin Document Center den Beweis liefern. Ich hatte mehrere Wochen zuvor einen schriftlichen Antrag gestellt, und als ich anrief, hatte man Mochars Akte bereits herausgeholt. Während ich die Information entgegennahm, sass Ingeborg neben mir; sie war sichtlich angespannt bei dem Gedanken, sie könnte erfahren, dass ihr Vater ihr möglicherweise über seinen Militärdienst Lügen aufgetischt hatte. Mochar hatte seiner Tochter die Wahrheit erzählt. Obwohl er sehr frühzeitig der Partei beigetreten war, hatte er als einfacher Soldat gedient und keine Verbindung zur SS gehabt. Als ich ihr die Mitteilung machte, war sie den Tränen nahe und erleichtert, dass ihr einundachtzigjähriger Vater sie nicht am Ende doch noch getäuscht hatte.

Wenngleich Ingeborg die Überzeugungen des Vaters ablehnt, glaubt sie nicht, dass sie ihn den Behörden ausgeliefert hätte, falls er als Flüchtiger wegen Kriegsverbrechen angeklagt worden wäre. «Schwer zu sagen, aber wenn man ihn eines Verbrechens beschuldigt hätte ... Ich weiss nicht. Es ist sehr schwierig. Ich glaube nicht, dass ich ihn ausgeliefert hätte.»

Ihr Verhältnis zum Vater entwickelt sich noch. «Es ist besser geworden, aber es ist noch nicht einwandfrei. Ich erwarte nicht weiter von meinem Vater, dass er sich wandelt. Ich erwarte nur, dass er sagt: ‚Damals hielt ich alles für in Ordnung, aber heute denke ich, dass es nicht in Ordnung war‘. Diesen Satz will ich von ihm hören. Aber er wird ihn nicht sagen.»

¹ Das Archiv wurde im Juni 1994 im Rahmen des Truppenrückzugs an die Bundesregierung übergeben. [Anm. d. Übers.]

KAPITEL 10

Kleine Prinzessin

Als man Hermann Göring in der letzten Maiwoche des Jahres 1945 nach Schloss Fischhorn brachte, wurde er seinem Ruf als ausschweifender, genussüchtiger Naziführer gerecht. Der knapp ein Meter siebenzig grosse Göring wog zweihundertsiebenzig Pfund, und es bedurfte zweier Männer, um ihn aus dem Auto zu hieven. Er war kreidebleich, die Hände zitterten, und er keuchte. Begleitet wurde er von einer fünfköpfigen Küchenmannschaft, einem Kammerdiener, seiner Frau Emmy, seiner Tochter Edda und ihrem Haus- und Kindermädchen. Sein Gepäck umfasste sechzehn Lederkoffer mit Monogramm und eine rote Hutschachtel. Einer der Koffer war mit Bargeld vollgepropft, zwei weitere enthielten Gold, Silber und Edelsteine, darunter auch eine mit Diamanten besetzte Cartier-Uhr von Museumsqualität. Ein anderer Koffer war zum Bersten mit über zwanzigtausend Kodein-Tabletten gefüllt, von denen er täglich vierzig einnahm. Zurückgelassen hatte er einen unvollendeten Eisenbahntunnel in der Nähe von Berchtesgaden, vollgestopft mit Kunstgegenständen von unschätzbarem Wert, die er aus jedem Winkel Europas zusammengestohlen hatte, und mit bis an sein Lebensende reichendem Champagner und Kaviar. Bei seiner Ankunft bestand er darauf, mit niemandem als mit General Eisenhower zu sprechen. Edda Göring, bei der Festnahme ihres Vaters sieben Jahre alt, war sein einziges Kind. Die verwöhnte Edda hatte als Tochter des Reichsmarschalls ein privilegiertes Leben geführt und einen Teil des grossen Schlosses als ihren ganz privaten Spielbereich nutzen dürfen. Ich hatte sie um ein Treffen gebeten, aber sie hatte es sich mehrmals anders überlegt, ehe sie in ein dreistündiges Interview einwilligte, nur um später ihre Bereitschaft zu bedauern. In ihrem Besitz befindet sich die vollständige, in ihrer Gesamtheit unveröffentlichte Korrespondenz ihres Vaters mit seiner Frau und weiteren Familienangehörigen. Frühere Interviewwünsche hat sie ignoriert oder abgelehnt, mit Ausnahme eines Gesprächs für eine schwedische Fernsehdokumentation über ihren Vater, deren Produzenten nicht nur für ihre Mitarbeit bezahlten, sondern ihr auch die Endredaktion der Sendung überliessen. Ihr Bestehen auf eine ähnlich geartete

Kontrolle über mein Projekt bedeutete den vorzeitigen Abbruch unserer Gespräche. Dennoch ermöglichen ihre wenigen Bemerkungen einen interessanten Einblick in ihre Empfindungen gegenüber ihrem Vater.

Hermann Wilhelm Göring wurde am 12. Januar 1893 in Bayern in eine kleinbürgerliche Familie hineingeboren. In der Familie pflegte man sowohl den katholischen als auch den protestantischen Glauben. Das Familienleben war harmonisch, und er zählte in der Schule zu den Besten; schon frühzeitig liess er Anzeichen einer herausragenden Intelligenz erkennen. Im Jahr 1914, als er einundzwanzig wurde, meldete er sich zur Infanterie und zog in den ersten Weltkrieg. Bald wurde er Pilot und einer der höchstdekorierten Helden in Deutschland, der zweiundzwanzig Abschüsse bei Luftkämpfen nachweisen konnte. Den Krieg beendete er mit dem «Pour le Mérite», dem bedeutendsten preussischen Verdienstorden. «Er war ein echter Kriegsheld», meint Edda, «ein wahrer Patriot, und das ist einer der Gründe, warum ihn das deutsche Volk so liebte.»

Nach dem Krieg verdiente Göring seinen Unterhalt mit Flugshows in Skandinavien und Deutschland. In dieser Zeit begegnete er seiner ersten Frau, einer verheirateten schwedischen Gräfin, Carin von Kantzow. Sie war schwächling, fünf Jahre älter als er und litt an einer Herzkrankheit und an Tuberkulose. Dennoch verliess sie ihren Mann und ihren achtjährigen Sohn, um dem gutaussehenden, wagemutigen deutschen Piloten zu folgen; sie heirateten 1923. Göring stiess kurz nach der Hochzeit auf Hitler. Während des «Braukeller-Putsches» im November desselben Jahres führte Göring die Schlägertruppe der Partei an und wurde bei dem Münchner Scharmützel gefährlich verwundet.

Als Hitler und Hess aufgrund ihrer Rollen bei dem Putsch ins Gefängnis mussten, brachte Carin ihren Mann zunächst nach Österreich, dann nach Italien und schliesslich nach Schweden. Während des Genesungsprozesses erhielt er zur Schmerzlinderung Morphium, und 1925 galt er nachweislich als süchtig. Nachdem er in einem Opiat-rausch eine Schwester angegriffen hatte, wurde er am 1. September 1925 in eine schwedische Nervenklinik eingewiesen. Es folgten zwei lange Krankenhausaufenthalte, ehe er 1927 nach Deutschland zurückkehrte, wo er der Berliner BMW-Vertreter wurde. Vier Jahre war er fort gewesen.

Göring hatte sich in Deutschland seinen Ruf als Held des ersten Welt-

kriegs zu erhalten vermocht, und als gewandter Gesprächspartner nutzte er seine neue Position, um sich in der Berliner Gesellschaft nach oben zu arbeiten. Hitler wollte aus Görings Popularität Kapital schlagen und veranlasste ihn 1928, für den Reichstag zu kandidieren. Er gehörte zu den zwölf Nazis, die gewählt wurden. Bald hiess es, Göring sei begierig, sich kaufen zu lassen. Die Lufthansa ernannte ihn zu ihrem Reichstag-Lobbyisten, und Fritz Thyssen liess ihm hundertfünfzigtausend Reichsmark für den Kauf eines eleganten neuen Wohnsitzes zukommen. Die LG. Farben und Krupp bauten besondere Beziehungen zu ihm auf. Die Wahlen von 1930, in denen der Stimmenanteil der Nazis auf achtzehn Prozent hochschnellte, machten aus Göring unvermittelt einen mächtigen Politiker.

Göring war ein habgieriger Mensch, der grossen persönlichen Reichtum und eine unbegrenzte Machtfülle erstrebte. Oft kämpfte er um den beherrschenden Einfluss auf die «Lebensgüter» anderer Nazis. Sein Hang zu Komplotten und Intrigen erwies sich als seiner Karriere förderlich. Mit seiner Hilfe wurde Hjalmar Schacht vom Posten des Reichsbankpräsidenten entfernt, so dass er seine Zuständigkeit auf wirtschaftliche Fragen ausdehnen konnte. Als Rüstungsminister Fritz Todt 1942 bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam, war Göring bitter enttäuscht, dass Hitler das Ministerium an Speer und nicht an ihn gab. Er focht mit Himmler um die Macht über die Polizei und den Sicherheitsapparat. Er befahl nicht nur die Luftwaffe und die sehr lukrativen Hermann-Göring-Werke, sondern ging Hitler ständig um neue Titel und Positionen an. In der machiavellistischen Hierarchie wurde Görings unstillbarer Machthunger schliesslich belohnt. Nicht nur, dass er zu Hitlers offiziellem Nachfolger ernannt wurde, er war auch oberster SA-Führer und Oberbefehlshaber der deutschen Luftwaffe, preussischer Ministerpräsident, Reichspräsident, Reichsforst- und -jägermeister, Sonderbeauftragter des Führers für den Vierjahresplan, Präsident des preussischen Staatsrats, Vorsitzender des Reichsverteidigungsrats, Vorsitzender des Reichsforschungsrats und Reichsmarschall von Grossdeutschland. Darüber hinaus galt er als der Architekt der Gestapo und Planer der Konzentrationslager.

Doch seine Grossmannssucht hatte eine nicht genügend engagierte, mangelhafte Führung der Luftwaffe zur Folge. Im Jahre 1941 beherrschten die Deutschen schon nicht mehr den Luftraum – ein entscheidender Faktor für die Verschlechterung der Kriegssituation. Wie

andere Nazis von Rang wandte er sich, je mehr sich eine Niederlage abzeichnete, Hellsehern und Parapsychologen zu. Mehrere Millionen Reichsmark zahlte er einem Regenschirm, den er um Hilfe bei seinen Schlachtplänen anging. Dann wieder nahm er Hellseher in Anspruch für Vorhersagen in strategischen und Planungsfragen. Sein oberster Abwehroffizier sah, wie er ein Pendel über einem Messtischblatt schwingen liess, um herauszufinden, wo die Briten und Franzosen wohl Deutschland angreifen würden. Und dennoch, trotz seiner Exzesse und Überspanntheiten zählte er wegen seines wachen Verstands und seiner Persönlichkeit bis in die letzten Tage des Reichs hinein zu Hitlers Busenfreunden.

Göring, der sich stolz als «Kriegsherr» bezeichnete, war in Korruption und Grössenwahn unerreicht. Bereits 1940 hatten Kunstexperten der Nazis Westeuropa durchkämmt, um sowohl seinen herrschaftlichen Sitz Carinhall als auch seine Jagd- und Sommerhäuser mit den besten Kunstgegenständen der besiegten Völker vollzustopfen. Einige waren regelrecht gestohlen, während andere zu lächerlich niedrigen Preisen von jüdischen Familien, die man in die Emigration zwang oder denen das Konzentrationslager drohte, «gekauft» wurden. Am Ende fanden ganze Wagenladungen von Rembrandts, Rubens', da Vincis und die besten Impressionisten des 19. Jahrhunderts, alle Hunderte Millionen Dollar wert, ihren Weg zu Göring. Die Wände seiner riesigen Häuser zierten Alte Meister in drei und vier Reihen übereinander. Sein fast einhundertfünfzig Quadratmeter grosses Arbeitszimmer war wegen seiner jedes Museum in den Schatten stellenden Sammlung kostbarer Möbel und dekorativer Skulpturen weithin berühmt.

Off stolzierte er auf seinem teutonischen Schloss in knöchellanger Kleidung und Seidenblusen, mit einem Speer in der Hand, umher. An den Fingern trug er sechs bis acht Ringe, oft lupenreine vielkarätige Smaragde und Diamanten. Nach Hjalmar Schachts Worten war seine Gier grenzenlos, sein Verlangen nach Juwelen, Gold und Silber unvorstellbar. Eine zum Tee geladene Dame sah ihn eine Art Toga und mit Edelsteinen besetzte Sandalen tragen; Ringe bedeckten seine Hände, Gesicht und Lippen waren geschminkt. Als Freund von Coco Chanel in Paris veranstaltete er Fressorgien, die die schlimmsten Exzesse der Römer übertrafen. Er kreierte eine Reihe neuer Uniformen und Medaillen für öffentliche Auftritte, und seinen aus Gold und Sil-

ber gefertigten Marschallstab zierten Edelsteine. Regierungsgebäude, deren Bau in seine Zuständigkeit fiel, hatten Marmorpaläste zu sein, zu denen eine Höhle für seine afrikanischen Lieblingstiere, die Löwen, gehörte. Auf Görings Geheiss entwarf ihm Speer ein Berliner Palais. Es sollte etwas zwischen Versailles und Cäsarenpalast werden, zwölfhundert Zimmer haben und aus tausenden Tonnen importierten Marmors bestehen. Zu Görings Enttäuschung verhinderte der Krieg seinen Bau, doch gab es mehrere kleinere Modelle. An seinen Geburtstagen hielt Göring für Tausende seiner Untergebenen das Gehalt zurück, um auf ihre Kosten ein weiteres Kunstwerk zu erstehen. Die deutsche Industrie war gezwungen, ihm Geschenke von zunehmendem Wert zu machen. Im Jahre 1943, als Goebbels zum «totalen Krieg» aufrief, forderte er, alle Luxusrestaurants im belagerten Berlin zu schliessen, doch Göring entsandte Soldaten, die ihm sein Lieblingsrestaurant als Privatclub offenhalten sollten, und nahm weiter üppige Mahlzeiten ein, obwohl Nahrungsmittel in ganz Deutschland knapp waren.

Edda Göring versucht nicht, die persönlichen Exzesse ihres Vaters zu verteidigen. Vielmehr bemüht sie sich, dem Gespräch eine andere Richtung zu geben, und so beklagt sie sich bitterlich über die deutsche Regierung. «Das deutsche Volk verhielt sich nach dem Krieg gut zu meiner Mutter und zu mir, aber die Regierung war schrecklich. Sie hat uns alles genommen, nicht nur, was wir im zweiten Weltkrieg erworben, sondern auch alles, was meine Eltern vor dem Krieg besessen hatten, mit Ausnahme eines Hauses am Strand auf Sylt. Selbst den Schmuck, den Vater vor dem Krieg Mutter geschenkt hatte, haben sie genommen. Nicht einmal seine Kriegsorden hat man mir gelassen. Die Amerikaner stahlen seinen Spezialstab; er wird in West Point ausgestellt. Stimmt doch, nicht? Ein Japaner sagte, er würde eine Million Dollar dafür geben. Die Amerikaner haben viel gestohlen, und sie haben auch den deutschen Behörden eine Menge übergeben. 1972 hat die deutsche Regierung auf einer Auktion in München persönliche Gegenstände im Wert von sechshundertfünfzigtausend Mark versteigert. Alles Gewinn für die Regierung, und ich habe natürlich nichts bekommen. Ich habe daran gedacht, sie zu verklagen, aber es war zu teuer, und niemand wollte den Fall auf Verdacht übernehmen. Noch heute gibt es in ganz München Bilder von meinem Vater und mir, die für etliche Dollar verkauft werden. Alle machen Geld damit, nur ich nicht.»

Je mehr Macht und Geld Göring während des Nationalsozialismus an sich riss, umso mehr veränderte sich sein Familienleben. Die kränklische Carin starb 1931 im Alter von dreiundvierzig Jahren. Im Jahre 1935 heiratete er Emmy Sonnemann, eine gleichaltrige Provinzschauspielersfrau. Die Feier stach jede königliche Hochzeit aus. Dreissigtausend Soldaten säumten die Strassen, und Tausende Berliner jubelten dem populären Göring und seiner Frau zu, die in einem mit Tulpen und Narzissen bedeckten Wagen vorüberzogen. Göring wünschte sich eine kaiserliche Zeremonie und bekam sie. Während sich Hitler still im Hintergrund hielt, flogen zweihundert Flugzeuge im Salut über die Köpfe hinweg. «Sie hatten eine wundervolle Hochzeit», sagt Edda. Zwar war Carinhall voller Fotos und Gemälde seiner ersten Frau, doch, meint Edda, «meine Mutter war nie eifersüchtig. Sie hatte nichts dagegen, dass man überall Bilder von Carin sah. Sie hatte das Gefühl, wenn er eine Frau so sehr lieben konnte, musste er auch sie so lieben können. Sein Tod bedeutete einen schrecklichen Verlust für meine Mutter.»

Drei Jahre später, im Frühjahr 1938, wurde Edda geboren. Göring geriet in Ekstase. Mehrere Historiker behaupten, er habe sie nach Mussolinis Tochter benannt, die denselben Namen trägt. «Das ist lächerlich», meint Edda. «Mein Vater mochte Mussolini nicht einmal. Mein Name geht auf eine alte deutsche Heldensage zurück, auf die Vater und Mutter sehr stolz waren.» Viel mehr ärgerte sich Göring bei Eddas Geburt über die Anschuldigung des führenden Judenhetzers der Partei, Julius Streicher, Edda sei durch künstliche Befruchtung empfangen worden. Göring entbrannte vor Wut, und obwohl Streicher die Unterstellung zurücknahm, verzieh der Reichsmarschall ihm nie. Er setzte eine Kommission ein, die Streichers persönliches Leben und seine Geschäfte ausforschen sollte, und als Ergebnis dieser Untersuchung wurde Streicher all seiner Parteiposten enthoben.

Nachdem die Kontroverse mit Streicher beigelegt war, liessen Emmy und Hermann Göring die kleine Edda am 4. November 1938 taufen. Reichsbischof Ludwig Müller leitete die Zeremonie, und Hitler spielte den Taufpaten. Die Anwesenheit führender Industrieller und hochrangiger Parteifunktionäre gewährleistete, dass das Kind eine phantastische Sammlung von Geschenken erhielt. Dass man eine religiöse Zeremonie gewählt hatte, irritierte einige Leute in der Nazi-führung; Rudolf Hess entschied sich sechs Tage später, als Wolf «getauft» werden sollte, für die heidnische Namensgebungsfeier der Par-

tei. Auch hierbei trat Hitler als Pate auf. Göring ignorierte jedoch die Kritik und begann Edda zu verhätscheln, als sei sie eine Prinzessin, die Infantin. Eine halbe Million Luftwaffenangehörige spendete sogar Geld, um dem Kind eine getreue Miniaturnachbildung von Sanssouci mit allen Sälen, Küchen und Figuren anfertigen zu lassen. Eddas Geburtstage wurden als grosse Feste gefeiert; am 2. Juni 1944 nahm sich Hitler sogar die Zeit, ungeachtet des verlorengehenden Kriegs mit ihr den sechsten Geburtstag zu feiern. Göring, der die Familie oft allein lassen musste, versuchte, Frau und Tochter täglich anzurufen. Edda erinnert sich, dass der Vater sie zu Hause oft auf den Schoss nahm, sie küsste, stundenlang mit ihr spielte und sie zum Ballettunterricht begleitete, den sie mit fünf Jahren aufnahm.

Görings grandioser Lebensstil und sein seichter Charme liessen ihn bei den deutschen Massen beliebt bleiben. Später sagte er: «Die Leute wollen lieben, und der Führer war oft zu weit von den Massen entfernt. Da haben sie sich an mich gehängt.» Im engsten Führungskreis der Nazis indes gereichte ihm sein dekadentes Verhalten zum Nachteil; dort wurde er am Ende als ein korrupter Mann verurteilt, dessen Drogenproblem ihn entkräftete. Zum Kriegsende hin war Göring zum Symbol der schlimmsten Exzesse der Nazis geworden. Nach Eddas Auffassung hat Hitlers Sekretär Martin Bormann, den sie die «graue Eminenz» nennt, in der Parteispitze den Stimmungsumschwung zuungunsten ihres Vaters beschleunigt. «Er war der wahre Feind meines Vaters», sagt sie. «Er flösste Hitler und anderen das Gift gegen meinen Vater ein.» Als ich erwähne, Bormanns älteste Tochter denke mit grossem Wohlwollen an ihren eigenen Vater, zuckt Edda mit den Schultern: «Das ist mir egal. Wir waren nie befreundet.»

Edda hat auch ihre eigene Version über das Wirken ihres Vaters im Zusammenhang mit der ‚Judenfrage‘. Sie gibt zu, dass er Hitler zu Gefallen sein wollte, weist jedoch die erdrückende Zahl von Anhaltspunkten dafür zurück, dass er die Verfolgung der Juden geduldet und sein Bestes getan habe, sie aus dem deutschen Wirtschaftsleben hinauszudrängen. «Ich kann nicht begreifen, dass jüdische Schriftsteller so schlecht über meinen Vater schreiben», empört sich Edda. «Es ist wirklich Schlimmes mit ihnen geschehen, und es darf unmöglich vergessen werden. Aber mein Vater war nie fanatisch. Man konnte sogar sehen, dass seine Augen stets friedlich blickten. Hitler war dagegen

fanatisch, besonders was die Juden anging. Meine Mutter erzählte mir immer, wenn jemand Hitler gegenüber die Juden erwähnte, dann bekam er unweigerlich einen Wutanfall. Diesen gewalttätigen Antisemitismus hatte er sich in seinen Wiener Jahren angeeignet. Das Problem meines Vaters war seine Loyalität gegenüber Hitler. Er hatte ihm persönliche Treue geschworen und hat sie nie gebrochen, selbst als Hitler zu weit gegangen war. Was mit den Juden geschah, ist schrecklich, hat aber überhaupt nichts mit meinem Vater zu tun.»

In den letzten Kriegstagen erholte sich Göring gemeinsam mit seiner Frau und Edda in seiner grosszügigen Gebirgsvilla am Obersalzberg. Hitler war in Berlin eingeschlossen, doch Göring unternahm nichts, um seinem belagerten Führer zu helfen. Am 23. April, als er eine Nachricht erhielt, die nahelegte, Hitler könnte tot sein, sandte er ein Telegramm mit dem Angebot an den Führerbunker, die Regierungsgeschäfte zu übernehmen, sofern er bis zweiundzwanzig Uhr nichts Gegenteiliges höre. Hitler und Bormann gerieten in Wut und befahlen der SS, Göring zu verhaften. Am folgenden Tag umzingelte eine SS-Einheit Görings Zufluchtsort und zwang ihn und seine Familie in die unter der Villa verlaufenden Kalksteintunnel. Emmy und Edda brachten, nur mit ihren Nachthemden bekleidet und ohne Essen und Trinken, zwei Tage in den Tunneln zu. Schliesslich erhielten sie am dritten Tag etwas zu essen, aber der süchtige Göring war in eine tiefe Depression verfallen. Am 28. April hatte sich der charismatische Feldmarschall allerdings so weit erholt, dass er die SS-Wachen überredete, ihm und seiner Familie zu gestatten, den stark bombardierten Obersalzberg zu verlassen. In seiner gepanzerten Maybach-Limousine fuhr er mit seiner Frau und Edda auf sein Schloss in Mautendorf, während ihm ein SS-Zug auf Lastwagen folgte. Dort nahm er sein paschagleiches Leben wieder auf, bis er sich am 7. Mai zu einem Treffen mit einem amerikanischen General begab. Er brachte seine Frau und Tochter gleich mit und hoffte auf eine persönliche Begegnung mit General Eisenhower. Es war sein letzter Tag in Freiheit: Die Amerikaner verhafteten ihn und trennten ihn von der weinenden Emmy und von Edda. Im Gewahrsam der Alliierten machte Göring eine gewaltige Metamorphose durch. Unter dem Zwang, seine Tablettensucht abzustellen, nahm er über achtzig Pfund ab und schien ein anderer Mensch zu sein. Die Kraft für die Überwindung seiner Sucht schöpfte er in seiner Zelle aus einem Foto, das Edda zeigte. Auf

der Rückseite stand gekritzelt: «Lieber Papa, komme bald wieder zurück zu mir. Ich habe solche Sehnsucht nach Dir. Viele tausend Küsse von Deiner Edda! ! ! !» Albert Speer bemerkte den Wandel in Göring binnen weniger Wochen: «Seit seiner Entziehungskur habe ich ihn nie in besserer Form gesehen. Er zeigte eine bemerkenswerte Energie und entwickelte sich zur beeindruckendsten Persönlichkeit unter den Angeklagten. Ich bedauerte sehr, dass er sich nicht in den Monaten vor Kriegsausbruch und in kritischen Situationen während des Kriegs auf dieser Höhe befunden hatte.»

Im Oktober 1945, als Göring im Nürnberger Gefängnis schmachtete, wurde Emmy von amerikanischen Soldaten festgenommen und ins Zuchthaus Straubing eingeliefert. Edda kam in ein Kinderheim. Am 24. November liess man die siebenjährige Edda zu ihrer Mutter ins Gefängnis. Im Februar 1946 fürchteten die Alliierten, die Inhaftierung der Familien der Angeklagten könnte während des Prozesses von der Verteidigung ausgenutzt werden, um Sympathien in der Öffentlichkeit zu gewinnen. Also wurden Emmy und Edda am letzten Februartag aus dem Zuchthaus entlassen und durften eine im Veldensteiner Forst gelegene einsame Jagdhütte bei Sackdillingen beziehen, in der es weder Wasser noch Strom gab. Edda hasste ihr neues Zuhause, das eine ziemliche Veränderung gegenüber den Villen ihrer wohlbehüteten Kindheit bedeutete. «Ich war ein Einzelkind», erzählt sie. «Das machte es mir schwerer. Ich kannte keinen Gleichaltrigen, auf den ich mich stützen konnte.»

Ein aufgeblühter Göring wurde indessen in Nürnberg inoffiziell zum Anführer der übrigen Angeklagten; er koordinierte ihre Verteidigung und machte ihnen neuen Mut. Während des Prozesses murrte er, widersprach lautstark den Zeugen oder aber beglückwünschte sie, wenn sie eine positive Aussage gemacht hatten. Er zeigte grosses Interesse daran, seine eigene Verteidigung zu übernehmen, in der er sich als gleichbedeutend mit Hitler bei der Erneuerung Deutschlands hinstellte, von den Grausamkeiten jedoch absolut nichts gewusst haben wollte. Er trug seine Erklärung kraftvoll vor und verfehlte nicht seinen Eindruck auf viele Prozessbeteiligte. Er hoffte, Emmy und Edda würden am Radio zuhören, doch ohne Strom in der Hütte blieb ihnen das versagt. Speer durchschaute das grosstönende Theater: «Seine ganze Taktik war auf Täuschung gerichtet. Einmal sprach man auf dem Gefängnishof von jüdischen Überlebenden in Ungarn. Göring

bemerkte kühl: ‚So, gibt es dort noch immer welche? Ich dachte, wir hätten mit allen Schluss gemacht. Da hat wieder mal jemand Murks gemacht’.»

Dem Gefängnispsychologen gegenüber äusserte Göring: «Wenn ich sterben muss, dann doch lieber als Märtyrer denn als Verräter ... Vergessen Sie nicht, dass die grossen Eroberer der Geschichte nicht als Mörder angesehen werden: Dshingis Khan, Peter der Grosse, Friedrich der Grosse.» Er prophezeite, Hitler würde in fünf Jahren wieder ein Idol von ganz Deutschland sein, die Nürnberger Prozesse würde man als Schande ansehen, und in fünfzig oder Sechzig Jahren würden in ganz Deutschland Standbilder von Hermann Göring zu sehen sein, kleine Standbilder, aber eines in jedem deutschen Haus.

Während Göring seine Hässcher von seiner historischen Grösse zu überzeugen trachtete, verbrachte er in seiner Einsamkeit viel Zeit mit der abgöttischen Verehrung von Frau und Kind. Im Juni 1946 sandte er Edda zu ihrem achten Geburtstag einen Brief, der erhalten blieb und der einzigen Tochter eine Quelle des Stolzes ist. Er versinnbildlicht Eddas Erinnerung an den Vater. «Ich habe ihn sehr geliebt», sagt sie, «und es war offenkundig, wie sehr er mich liebte. Meine einzige Erinnerung an ihn ist von solcher Herzlichkeit, dass ich ihn nicht anders sehen kann.»

Edda antwortete dem Vater voller Erregung, dass sie ihn möglicherweise zusammen mit der Mutter besuchen würde: «Ich habe Dich soooooo gern, und es ist so schrecklich lange her, seit ich Dich gesehen habe. O Papa, wenn ich nur mitkommen dürfte!» Edda durfte; sie sah ihren Vater zum erstenmal nach sechzehn Monaten am 17. September 1946 wieder. «Ich war erst acht Jahre alt», entsinnt sie sich, «aber ich erinnere mich ganz deutlich an den Tag. Vielleicht habe ich es damals einfach nicht begriffen. Es war sehr ungewöhnlich, denn ich hatte solch eine wunderbare Beziehung zu meinem Vater. Es war komisch, ihn in Nürnberg durch eine Glasscheibe zu sehen und neben ihm einen amerikanischen Soldaten mit weissem Helm. Ich erinnere mich, zwei der Frank-Kinder gesehen zu haben.» (Bei der Erwähnung des Namens Frank schüttelt sie den Kopf. «Dieser Niklas Frank, ich kann ihn nicht begreifen. Ich habe kein Problem damit, dass er sich von dem, was sein Vater tat, distanziert, aber ich kann die gemeine Art, in der er darüber schreibt, nicht akzeptieren.») Auf ihren einzigen Gefängnisbesuch zurückkommend, erinnert sie sich, wie sie auf einem Stuhl stand, um ihn besser sehen zu können, und wie sie

dann Balladen und Gedichte vortrug, die sie für diesen Anlass auswendig gelernt hatte. Hermann Göring weinte hemmungslos auf der anderen Seite der Scheibe; die Anwesenheit weiterer Angeklagter liess ihn gleichgültig.

Fünfzehn Tage nach ihrer Begegnung sprach das Militärgericht sein Urteil. Der Einsatz von Zwangsarbeitern durch Göring, seine Kavaliersattitüde gegenüber den Konzentrationslagern und der Endlösung wirkten sich zu seinem Nachteil aus. Die zu Görings Verteidigung vorgetragene Argumente wurden zurückgewiesen, auch das, dass sich Deutschlands Einverleibung besetzter Gebiete in nichts von der Inbesitznahme Texas' durch die Amerikaner unterscheiden habe. Trotz seines bravourösen Auftritts wurde er in allen vier Anklagepunkten schuldig gesprochen und zum Tode durch den Strang verurteilt. Emmy und Edda hatten mittlerweile ein funktionstüchtiges Radio erstanden und hörten die Direktübertragung der Urteilsverkündung. Göring zeigte keine Gefühlsregung, als er den Urteilspruch vernahm, doch als man Schacht freisprach, schleuderte er angewidert die Kopfhörer von sich.

Am 4. Oktober beantragte Görings Anwalt, den Verurteilten durch ein Erschiessungskommando und nicht durch einen Henker hinzurichten. Der Antrag wurde abgewiesen. Doch Göring überlistete den Henker um ein paar Stunden. Am 15. Oktober 1945 schrie der für Görings Zelle verantwortliche Wachposten: «Kaplan, Göring hat einen Anfall!» Innerhalb von Sekunden wand sich Göring in Todeszuckungen, und sein Atem rasselte aus tiefster Kehle. Er hatte eine Glaskapsel im Mund zerbissen, und eine Minute später war er tot. Woher die Kapsel kam, ist Forschern seit dem Krieg ein Rätsel. Die offizielle amerikanische Ermittlungskommission gelangte zu dem Schluss, dass Göring die Kapsel bei sich trug und sie entweder in seiner Meerschampfeife versteckt war oder er sie immer wieder verschluckt, mit dem Stuhl ausgeschieden und so bis zum entscheidenden Augenblick aufbewahrt hat. Die 1989 veröffentlichten Göringschen Gefängnisbriefe deuten jedoch darauf hin, dass ihm die letzte Giftkapsel (zwei hatte man bereits in seinem Gepäck gefunden) von einem Angehörigen der Gefängnisverwaltung zugespielt wurde. Hauptverdächtiger ist ein amerikanischer Offizier, Leutnant Jack G. Wheelis, ein trunksüchtiger Texaner von über einem Meter achtzig, der eine enge Beziehung zu Göring entwickelte. Die beiden waren passionierte Jäger, und Wheelis nahm nicht nur Erinnerungsgeschen-

ke von Göring entgegen, sondern half ihm auch, Briefe an Emmy und Edda hinauszuschmuggeln. Wheelis starb 1954 und nahm die mögliche Erklärung für Görings Tod mit ins Grab. Aber in unserem Gespräch entschlüpfte Edda Göring, als es um den Tod ihres Vaters ging, ein wichtiges Faktum. Wir sprachen über den Selbstmord. Da lachte sie zunächst, und dann sagte sie: «Die Amerikaner waren so vorsichtig. Aber so war es viel besser. Wäre es anstelle des Hängens ein Erschießungskommando gewesen, dann hätte mein Vater wahrscheinlich das gewählt. Das wäre ein,es Soldaten würdig gewesen. Aber Hängen war wie bei einem Kriminellen. Es kostete viel Kraft, sich selbst zu töten.» Den Tränen nahe, fuhr sie fort: «Ich werde dem Menschen, der das für uns tat, immer dankbar sein.»

Sie konnte erkennen, dass mich das Eingeständnis überraschte, denn das bedeutete, jemand hatte ihrem Vater das Gift zugeschmuggelt. Es bedeutete, dass der offizielle Bericht der Alliierten über seinen Tod falsch war. Rasch fand sie ihre Fassung wieder, und geschickt wich sie jedem weiteren Versuch aus, sich mehr Informationen entlocken zu lassen. Sie wusste, sie hatte bereits zuviel gesagt, und schien beinahe zornig darüber zu sein, dass ihre Gefühle, wenn auch nur für einen kurzen Moment, die Oberhand gewinnen konnten.

An dieser Stelle bemühte sich Edda, unsere Unterhaltung zu Ende zu führen. Es war, als habe sich ein zeitweiliger Zauber gelöst. Als wir die letzte Tasse Kaffee geleert hatten, tat sie mir ihre Meinung zu einigen meiner Fragen kund, aber mit mehr Bedacht. Sie verstand nicht, warum es nötig sei, in einem Buch positive Gefühle über ihren Vater zu formulieren, denn sie geht davon aus, «dass so gut wie jeder eine gute Meinung von meinem Vater hat, ausser vielleicht in Amerika.»

Ogleich das Schicksal ihres Vaters sie ziemlich verbittert, hält sie Hess' sechsendvierzig Jahre Gefängnis für unerträglich. «All die Jahre dahinzuschmachten», sagt sie, «das wäre für mich viel schlimmer gewesen.» Sie teilt die Auffassung von Wolf Hess, die Alliierten hätten am Ende den dreiundneunzigjährigen Gefangenen getötet.

Edda hob hervor, ihr Fall würde sich von dem einiger anderer Kinder, die ich für dieses Buch zu befragen gedachte, stark unterscheiden. «Was Mengele betrifft, da gibt es überhaupt keinen Vergleich. Das ist ganz klar. Es fällt mir leichter zu sprechen, als wenn ich die Toch-

ter von Himmler wäre. Für sie ist es sehr schwierig. Sie hat ein paar echte Probleme, wenn es um die Rolle ihres Vaters geht.»

Inzwischen hatte Edda das mit Bildern und unverlangt eingesandten Lobesbriefen über ihren Vater angefüllte Familienalbum geschlossen. Die einundfünfzigjährige Tochter des einstigen Feldmarschalls begann mich zu belehren. Einen Augenblick klang sie überraschend wie Wolf Hess. «Die Amerikaner wollten diesen Prozess und dieses Ergebnis. Sie nahmen meiner Mutter das Recht, ihren Lebensunterhalt als Schauspielerin zu bestreiten, bis sie für eine Karriere zu alt war. Wir wurden von den Amerikanern nach dem Krieg erbärmlich behandelt. Und lange Zeit haben sie der Welt unter dem Deckmantel der Menschenrechte vorgeschrieben, wie man die Dinge handhaben müsse. Die USA geben so viel für das Militär und so wenig für den sozialen Fortschritt aus. Jetzt, da die USA mit Drogen gesättigt sind, kommen sie nach Europa. Ein weiteres Problem, das die USA uns beschert haben. Ich sehe Ihr Land zunehmend als ein Land von Reich und Arm. Nicht wie Deutschland, wo es eine aktive Mittelschicht gibt. Nur in Frankfurt ist es richtig schlimm, mit Verbrechen, Drogen und so weiter, wie in Chicago – richtig schrecklich.» Noch immer hegt sie Vorurteile gegen das Land, dem sie die Schuld für die Verurteilung ihres Vaters als Kriegsverbrecher und für seinen Tod gibt. Die Vereinigten Staaten hat sie nie besucht, «hatte nie den Wunsch, hatte nie ein Interesse an einer solchen Gesellschaft.»

Am Ende unseres nachmittäglichen Treffens betonte sie den Unterschied zwischen ihrem heutigen Leben und dem Reichtum, in dem sie als Kind sieben Jahre lang aufwuchs. «Ich arbeite jetzt für einen Augenchirurgen. Ich muss mich selbst ernähren. Ein Buch über meinen Vater zu schreiben, dazu habe ich keine Zeit, denn ich kann es mir nicht leisten, so lange von der Arbeit fernzubleiben.»

Ich schaute mich ein letztesmal um in der kleinen, im skandinavischen Stil der sechziger Jahre eingerichteten Wohnung im fünften Stock. Das Wohnzimmer beherrscht ein prächtiges, ihre Mutter darstellendes Ölgemälde aus dem Jahre 1937. Ein einfacher Rahmen umgibt es, denn, so berichtet mir Edda, «die deutsche Regierung hat uns den kostbaren Rahmen nach dem Krieg genommen.» Weitere Porträts füllen die Wohnung: Pastellzeichnungen von ihr und ihrer

Mutter, ein Porträt beider Eltern, ein grosses, gerahmtes Foto, das sie alle drei zeigt, Göring in einer auffälligen weissen Uniform, ein in Wasserfarben gemaltes Bild, auf dem ihr Vater mit seinem stolz um den Hals gehängten Orden aus dem ersten Weltkrieg zu sehen ist, ein Edda abbildendes Gemälde aus dem Krieg und ein grosses Göringsches Familienwappen. An der Tür blickte ich ein letztesmal Edda Göring an, die eine bemerkenswerte Ähnlichkeit mit ihrem Vater hat. «Ich lasse Sie wissen, ob wir uns wiedersehen», sagt sie. «Aber Sie wissen, wie ich fühle. Ich liebe ihn sehr, und man kann von mir nicht erwarten, dass ich ihn anders beurteile. Er war mir ein guter Vater, und ich habe ihn immer vermisst. Mehr brauchen Sie nicht zu wissen.»

KAPITEL 11

Verrat

Einige der Söhne und Töchter, die in den vorangegangenen Kapiteln zu Wort kamen, wurden nur schwer mit den von ihren Vätern während des Kriegs verübten Verbrechen fertig. Zwar wurde in den Familien selber nur selten in aller Aufrichtigkeit über die Rolle des Vaters im Dritten Reich gesprochen, doch hatten die meisten so berühmte Eltern, dass sie bald in der Schule oder aus Büchern von ihnen erfuhren. Mit Ausnahme der Angehörigen von Rolf Mengele, die den Jungen sechzehn Jahre lang über die Identität des Vaters getäuscht hatten, vermochte man in den Familien die Nazivergangenheit eines Vaters nur schwer zu verbergen. Und im Mengele-Fall hatte Rolf eine so geringe gefühlsmässige Beziehung zu seinem leiblichen Vater, dass sich die Wahrheit etwas leichter ertragen liess.

Dieses Kapitel unterscheidet sich von den anderen. Es ist die einzige Geschichte, in der es um eine Tochter geht, die ein enges, liebevolles Verhältnis zu ihrem Vater hatte, bis sie viel später die Wahrheit über seine Kriegstaten erfuhr. Dass sie sie selber herausfand, macht es wahrlich nicht leichter. Der Verrat wirkte sich verhängnisvoll aus. Marion Lesser ist das jüngste der für dieses Buch befragten Kinder. Als einzige wurde sie fast ein Jahrzehnt nach Kriegsende geboren. Ihr Vater lebt noch, und sie haben sich völlig entfremdet. Nur nach langem Zögern sprach sie mit mir und nur unter der Bedingung, dass ihre Geschichte zu Lebzeiten ihres Vaters in Deutschland nicht gedruckt würde.¹

Hans Lesser wurde als ältester von drei Brüdern am 2. Mai 1914 in B. geboren; die lutheranische Familie zählte zum Mittelstand. Der Vater war Polizeioffizier, der einem autoritären und politisch konservativen Haushalt vorstand. «Aber den wirklich strengen Einfluss auf das Leben meines Vaters übte dessen Mutter aus», sagt Marion, das jüngere der beiden Lesser-Kinder. «Seine Mutter war äusserst streng, und zu Beginn der Ehe meiner Eltern hat sie sogar meiner Mutter Vorschriften gemacht.»

Die rechtskonservative Atmosphäre in der Familie veranlasste Lesser im Alter von neunzehn Jahren, also 1933, in die Naziartei einzutreten. Er war ein ehrgeiziges, von der Ideologie überzeugtes Mitglied. Zur Wehrmacht meldete er sich als Freiwilliger, doch wurde er wegen

einer Knieverletzung zurückgestellt. Stattdessen tat er seinen Dienst als Jungvolkführer. Ende 1936, nach der rituellen Durchforstung von vier Generationen seines Stammbaums zur Feststellung einer makellosen arischen Herkunft, trat Lesser der elitärsten Gruppierung innerhalb der Partei bei, der SS. Der Einundzwanzigjährige wurde für die Totenkopfverbände ausgewählt und nach Stuttgart versetzt, wo er in Heydrichs Sicherheitshauptamt tätig wurde.

In dieser Zeit durfte Lesser seinen Vorgesetzten auch beweisen, wie sehr er sich der Sache der Nazis verbunden fühlte. Die SS-Vorschriften sahen vor, dass der Lebensgefährtin eines Mitglieds die Rassenreinheit bestätigt werden musste, ehe die Heirat ihre Billigung fand. Während Lessers künftige Frau die Rassenprüfung bestand, fanden die Untersuchungsbehörden der Nazis heraus, dass sein künftiger Schwiegervater Alkoholiker war. Zunächst lautete die Empfehlung: keine Eheschliessung. Lesser bombardierte die Behörden mit Schreiben, in denen er seiner Verlobten Häuslichkeit, Kinderliebe und andere gut-arische Werte bescheinigte. Ausserdem drängte er seinen künftigen Schwiegervater, eine Entziehungskur zu machen. Schliesslich erklärte Lesser, dass er, wenn sich die Trunksucht des Mannes nicht bessern sollte oder die SS eine genetisch bedingte Neigung zum Alkoholismus für wahrscheinlich hielt, von seinen Heiratsplänen Abstand nehmen wolle. Jeder Soldat, der willens war, die nationalsozialistische Lehre über die wahre Liebe zu stellen, galt als der Typ Fanatiker, den sich Himmlers SS wünschte.

Diese Hingabe an die Sache belohnte man mit einer Versetzung nach Berlin, wo Lesser ein Jurastudium begann. Doch seine Ausbildung wurde im Jahre 1941 unterbrochen, als man ihn an die Ostfront zur «Einsatzgruppe D», einer dem Sicherheitsdienst (SD) unterstellten mobilen Sondereinheit abkommandierte. Den Einsatzgruppen oblag Massenliquidationen der Zivilbevölkerung, vor allem von Juden, kommunistischen Funktionären und Partisanen. Unter Anwendung brutaler Methoden bei Massenverhaftungen töteten diese Mordkommandos in nur anderthalb Jahren durch Einzellerschiessungen und den Einsatz einiger weniger Gaswagen schätzungsweise zwei Millionen Zivilisten. In Schreiben an das Hauptamt in Berlin beklagten die Kommandeure der Einsatzgruppen den verschwenderischen Umgang mit scharfer Munition bei den Hinrichtungen sowie die Opfer unter den Soldaten, die die persönliche Beteiligung am Massenmord for-

derte. Solche Beschwerden führten schliesslich zu unpersönlicheren Mitteln des Mordens: zu den grossen Gaskammern der Vernichtungslager in Polen.

Als Lesser in den Osten versetzt wurde, war er Obersturmführer. Er bewarb sich um die Führung einer eigenen Kommandoeinheit und war vom Frühjahr bis zum Herbst 1941 in der Nähe von Simferopol, in der Ukraine, stationiert. Eines der schlimmsten bekanntgewordenen Blutbäder fand dort statt; Tausende Juden und Slawen wurden kurzerhand erschossen. Die meisten Opfer hatten am Rand von Massengräbern Aufstellung zu nehmen und wurden durch Genickschuss getötet. Lesser, der seine Soldaten ständig antrieb, die Erschiessungen zu beschleunigen, beobachtete das Abschlachten von einem nahegelegenen Hügel aus. Ganze Familien wurden ausgelöscht. Um Munition zu sparen, befahl er den Müttern, ihre Babys so zu halten, dass beide mit einem einzigen Schuss getötet werden konnten. Neben diesen Massenerschiessungen liess Lesser auch viele seiner Opfer erhängen. Das geschah aus eigenem Antrieb und entgegen den Praktiken der meisten anderen Einsatzgruppen.

Die SS wertete Lessers Dienst als beispielhaft, und so wurde er zum Hauptsturmführer befördert. Nach Erfüllung seiner Pflichten bei den mobilen Mordkommandos kehrte er nach Berlin zurück, wo er sein Jurastudium beendete. Nachdem er sich auch kurze Zeit in Frankreich aufgehalten hatte, belohnte die SS seinen Dienst an der Ostfront schliesslich mit einem Ehrenauftrag: Man schickte ihn nach Bayreuth und teilte ihn der Leibwache Winifred Wagners zu, der Schwiegertochter des von den Nazis verehrten Komponisten Richard Wagner. Lesser hatte dem Dritten Reich in den mordenden Einsatzgruppen gedient, und so durfte er nun den Krieg im vornehmen Umfeld der jährlich abgehaltenen Bayreuther Festspiele mit der kulturellen Elite des nationalsozialistischen Deutschlands beenden.

«Mein Vater kam im Krieg auch öfter nach Hause», erzählt Marion, «und die Familie berichtet, er habe so stolz und angeberisch in seiner Uniform ausgesehen. Aus der Familie war sonst niemand in die Partei eingetreten, von der man nicht viel hielt, aber mein Vater war ungeweinlich stolz. Keiner wollte glauben, dass dieser lammfromme Lehrer plötzlich einen solch hohen Rang innehatte und zu den Ausrottern der Völker des Ostens zählte. Ich glaube, fast alle hielten seine Prahlereien für Lügen.

Niemand wusste eigentlich, was er tat, aber keiner traute ihm allzu schreckliche Dinge zu. Man dachte einfach, er wolle sich durch seine Geschichten wichtig machen.»

Bei Kriegsende war sich Lesser dessen bewusst, dass sein Dienst in den Einsatzgruppen den Alliierten Anlass sein würde, ihn wegen Kriegsverbrechen anzuklagen. Der Verhaftung und der Entnazifizierung entging er, indem er bei seiner Festnahme den Namen eines gewöhnlichen Soldaten angab. Inmitten von Hunderttausenden Internierten und laufenden Fahndungen nach unauffindbaren prominenten Nazifunktionären fiel es Lesser nicht schwer, die Alliierten zu überlisten, und so wurde er freigelassen. Seine wahre Identität und seine Rolle im Krieg blieben verborgen. Nichtsdestotrotz floh er, da er sich auf der Fahndungsliste der Kriegsverbrecher wusste, in die Schwäbische Alp, eine spärlich besiedelte ländliche Region in Süddeutschland. Unter falschem Namen arbeitete er dort fünf Jahre lang als Landwirt. Der Verwalter auf dem Gehöft war sein Schwager. Während seiner Illegalität liess er seine Frau und seinen einzigen, 1944 geborenen Sohn in der Nähe von Stuttgart zurück. Gelegentliche Besuche bildeten seinen einzigen Kontakt zur Familie.

Im Jahre 1950 fühlte sich Lesser schliesslich sicher genug, zum normalen Leben in Deutschland zurückzukehren. Die meisten Kriegsverbrecherprozesse waren vorüber, und der Hochkommissar der Alliierten, John J. McCloy, hatte erst kürzlich die Urteile gegen alle Industriellen und die meisten Angehörigen des medizinischen Personals umgewandelt. Das Kriegsverbrechen-Fieber war, zu Lessers grosser Erleichterung, abgeebbt. Er zog zu seiner Familie und unterrichtete wieder in der Grundschule. Niemand fragte, wo er sich fünf Jahre lang aufgehalten hatte, und natürlich sprach niemand über den Krieg. Das Thema war vergessen. Bald zog er nach H., eine Kleinstadt von fünftausend Einwohnern, und verdiente sich seinen Lebensunterhalt wieder mit dem Unterrichten.

Marion wurde am 5. Februar 1953 geboren. Ihre Eltern hatten sich zu einem zweiten Kind entschlossen; ihr Sohn war zu jener Zeit zehn Jahre alt. Die Kinder wuchsen in einer gutsituierten deutschen Familie auf, die Aussenstehenden als sehr normal vorkam.

«Meine frühesten Erinnerungen an meine Familie, vor allem an meinen Vater, sind eher positiv. Ich entsinne mich, dass er mich zum Sportplatz mitnahm und wir Fahrrad fuhren, und ich durfte in seinem

Bett schlafen und sogar mit ihm baden. Im Unterschied zu meinem Bruder war mein Vater zu mir immer sehr nett. Auch meine Mutter kümmerte sich sehr um mich, aber es hat sich mir eingeprägt, dass sie damals sehr deprimiert war und oft vom Sterben sprach. Mein Vater nahm das nicht zur Kenntnis. Er tat auch nichts dagegen. Ihn störte, dass sie sich nicht gesund fühlte. Sie entsprach nicht seinem Ideal von einer Ehefrau, und das liess er sie ohne Skrupel spüren. Er gab sich da sehr offen ihr gegenüber.»

Marion bekam mit, dass ihre Eltern kein gutes Verhältnis zueinander hatten, auch wenn keiner der beiden seine Enttäuschung vor den Kindern zeigte. Einmal, 1959, nahm die Mutter Marion zu einer Freundin mit. Marion erinnert sich, dass die Mutter «sich von der Freundin auf sehr seltsame Weise verabschiedete.» Dann wollte sie sich einen Strick borgen. Als sie nach mehreren Stunden nicht zurück war, rief die Freundin Lesser an, der mit mehreren Kollegen die Suche nach seiner Frau aufnahm. Man fand sie erhängt im Wald.

«Ich glaube, es gab einen Abschiedsbrief, aber ich habe ihn nie gesehen», sagt Marion. «Das schlechte Verhältnis zwischen ihnen war einer der Gründe für ihren Selbstmord. Wir durchlebten eine schlimme Zeit, aber ich war erst fünfzehn Jahre alt und erkannte nicht die wahre Bedeutung aller Geschehnisse. Aber in den ersten Monaten nach dem Tod meiner Mutter kümmerte sich mein Vater wirklich sehr um mich. Ich hatte ihn damals richtig lieb.

Wenn ich heute an den Selbstmord meiner Mutter zurückdenke, scheint es mir unheimlich, dass sie sich gerade erhängte, wo doch mein Vater so viele seiner Opfer erhängen liess.»

Fast ein Jahr nach Frau Lessers Tod zog das Hausmädchen zu ihnen und lebte bei ihnen als Lessers Geliebte. «In der Familie ging man einfach davon aus, dass sie schon vor dem Tod meiner Mutter eine Affäre miteinander hatten», sagt Marion. «Wir wohnten in solch einer kleinen Stadt, und die Leute redeten so viel, dass sie rasch heiraten mussten.» Marions sechzehnjähriger Bruder wurde auf eine Internatsschule geschickt.

Lesser und seine Geliebte heirateten 1961. Das Verhältnis der neuen Frau zur achtjährigen Marion war «sehr schlecht. Ich hatte mich nach einer neuen Mutter gesehnt, aber meine Stiefmutter war von sehr zweifelhafter Herkunft und konnte überhaupt nicht mit Kindern um-

gehen. Sie betete meinen Vater sklavisch an und war ihm zu Diensten, ohne je eine Frage zu stellen. Das reichte ihm aus.»

Während Marion sich bemühte, den Selbstmord ihrer Mutter zu begreifen und mit ihrer Stiefmutter auszukommen, geschah im folgenden Jahr etwas, das alles andere als unbedeutend erscheinen liess. Im Jahre 1962 fuhr ihr Vater nach Stuttgart, um seinen Bruder zu beerdigen, der im Alter von zweiundvierzig Jahren an Krebs gestorben war.² Ohne jede Vorwarnung wurde der achtundvierzigjährige Lesser von der deutschen Polizei verhaftet und in ein Gefängnis im nahegelegenen Schwäbisch-Gmünd gebracht. «Noch am selben Tag kamen zwei Polizeibeamte zu meiner Stiefmutter und durchsuchten das ganze Haus», erinnert sich Marion. «Ich fand das sehr unangenehm. Als Kind machte es mir sehr zu schaffen, diese beiden Männer das gesamte Haus durchsuchen zu sehen. Meine Stiefmutter und Verwandte, die in der Nähe wohnten, waren ausser sich.»

Die Verhaftung und die damit verbundenen Geschehnisse verwirrten Marion. «Zumindest mir wurde die Bedeutung seiner Verhaftung damals überhaupt nicht klar, und man erzählte mir auch nichts. Als ich ihn im Zuchthaus besuchte, sagte er, er habe sich nichts zuschulden kommen lassen, habe nichts getan, und ich würde sowieso nicht verstehen, warum man ihn anklagte. Er sagte nur, er würde bald zu uns nach Hause kommen, und alles würde wieder, wie es war. Mehr nicht.»

Das Leben mit ihrer Stiefmutter fand die neunjährige Marion bei Weitem nicht ideal. Ihre zwei Tanten entschlossen sich, sie zu sich zu nehmen, solange sich Lesser im Gefängnis befand. Marion erinnert sich an den Tag, an dem sie Lesser den Vorschlag machten. «Als ich ihn zum erstenmal im Landsberger Gefängnis besuchte, begleiteten mich meine Stiefmutter und die beiden Tanten. Er war sehr niedergeschlagen und weinte und war ganz aufgelöst. Dann sagte eine meiner Tanten, er solle sich keine so grossen Sorgen machen, sie würden sich um meinen Bruder und mich kümmern. ‚Keine Sorge, den Kindern wird es gutgehen‘, sagten sie. Darauf entgegnete mein Vater: ‚Ich mache mir keine Sorgen um meine Kinder, das ist nicht die Frage – ich Sorge mich um meine Frau, wir sind erst ein gutes Jahr verheiratet!‘ Worauf meine beiden Tanten mich packten und wirklich aufgebracht aus dem Besucherraum stürzten. Damals konnte ich das Ausmass des Geschehenen nicht wirklich begreifen.»

Bevor Marion zu ihren Tanten ziehen konnte, wurde der Vater gegen Kautionsfreilassung freigelassen. Er hatte fast fünf Monate im Gefängnis zugebracht. In seine kleine Stadt zurückgekehrt, stellte er fest, dass sich durch seine Verhaftung nur wenig verändert hatte.

«All unsere Freunde und Nachbarn wussten von seiner Verhaftung», erinnert sich Marion. «Aber niemand sprach mit mir darüber. Von den Anschuldigungen wusste ich absolut nichts. Mit Ausnahme der Familie wusste eigentlich niemand in der Stadt, was er getan hatte. Es war bekannt, dass es etwas mit dem Krieg zu tun hatte, was sie aber für nicht so schlimm hielten. Viele wollten es nicht glauben. Niemand verstand das Ausmass seiner Taten, oder man wollte nichts davon wissen. In der Oberschicht gab es einige, die nichts mehr mit ihm zu tun haben wollten. Aber das war wegen seiner zweiten Ehe. Seine zweite Frau entsprach nicht ihrem Niveau. Es hatte also überhaupt nichts mit seiner Nazivergangenheit zu tun.

Die Verhaftung bedeutete aber, dass Lesser seinen Lehrerberuf nicht länger ausüben durfte. Ein Freund stellte ihn in einer Fabrik des Orts an. Lesser war weiterhin aktiv in seinen Clubs, und einen Monat nach seiner Freilassung schien alles wieder normal zu sein. Aber auf Marion, der die Gründe für die Verhaftung ihres Vaters unbekannt blieben und die zu Hause nicht darüber sprechen konnte, sollte sich der Druck auf andere Weise auswirken: Ihre schulischen Leistungen sanken ab. Anstatt seiner Tochter zu helfen, ihre Schwierigkeiten beim Lernen zu überwinden, beschloss der Vater, sie zu kaschieren. Das war einer der Gründe, warum er sie 1965 schliesslich doch zu ihren beiden Tanten schickte. «So konnte er», sagt Marion, «den Nachbarn erzählen, dass ich in der Schule gut vorankam. Da ich nicht mehr in der Stadt war, wusste es niemand besser.»

Die folgenden sieben Jahre wohnte Marion bei ihren Tanten und hatte nur besuchsweise Kontakt zu ihrem Vater. Er blieb für sie ein liebevoller, doch ferner Mensch. Sie wusste nicht, dass die ersten gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen in aller Stille wieder fallengelassen wurden, als es der Anklage nicht gelungen war, einen «wasserdichten» Fall daraus zu machen. Inzwischen hatte Marion erstmals in der Schule einiges über den Krieg und dessen Grausamkeiten gehört. «Das war kurz nachdem ich bei meinen Tanten eintraf», erinnert sie sich. «Ich war so etwa dreizehn Jahre alt und erfuhr von den echten

Horrorgeschichten der Nazizeit. Ich hatte diese Geschichten nie mit meinem Vater in Verbindung gebracht. Und ich konnte auch nie mit meinem Vater oder meinen Tanten darüber reden. Beide waren sie während des Kriegs Nationalsozialistinnen gewesen; sie waren wie die ganze Familie. Über den Krieg oder über Sex zu sprechen, galt als tabu. Einmal fragte ich eine meiner Tanten, aber sie gab eine sehr einseitige Darstellung. Sie stellte den Krieg als heroisch dar und sagte, alles, was man uns in der Schule darüber erzählte, sei gelogen. Sie sei dabei gewesen und wüsste besser Bescheid; ihrer Meinung nach könne die Jugend das nicht beurteilen oder kritisieren. In meiner Familie hatten sie immer gestöhnt: ‚Oh, nur nicht wieder die verdammten Juden. So viele können gar nicht umgebracht worden sein, sie sind ja immer noch überall – in der Presse, in der Industrie, in ganz Amerika.‘

Also behielt ich diese Dinge einfach für mich. Meine Tanten sprachen schlecht über meinen Vater. Sie machten ihn für den Tod ihrer Schwester verantwortlich. Aber niemals richtete sich ihre Kritik auf seine Nazivergangenheit oder darauf, was er im Krieg getan hatte.»

Inmitten der dramatischen linksgerichteten politischen Ereignisse und der Studentenrevolte, die sich 1968 in ganz Europa ausbreitete, wurde die fünfzehnjährige Marion politisch aktiv. Sie trat den Jungsozialisten bei, wurde Sprecherin an ihrer Schule und nahm an zahlreichen Schülerdemonstrationen teil. «Ich engagierte mich für alles, was mit Fragen der Unterdrückung zu tun hatte», sagt sie. Aber zu Hause in ihrer Familie mied sie jede Diskussion oder Auseinandersetzung und weigerte sich auch künftig, ihren Vater wegen seiner Kriegstaten zur Rede zu stellen. Marion akzeptierte weiterhin seine Autorität und konnte mit ihrem neugefundenen politischen Aktivismus noch nichts anfangen. «Ich war dazu erzogen worden, zu schweigen und der Autorität absolut zu gehorchen», sagt sie.

Die einzigen politischen Diskussionen mit ihrem Vater waren «hoch abstrakt». Aber Marion fand auch bald heraus, dass der Vater sie gern provozierte. Da er von ihren linken Neigungen wusste, hänselte er sie oft mit den Worten: «Oh, ihr seid alle Feiglinge, ihr macht keine Revolution, wir haben eine Revolution gemacht.» Mitunter, wenn sie ihn zu Hause besuchte, schalt er sie wegen der Krisen oder Probleme der sozialistischen Regierung und forderte ihren Widerspruch heraus. «So war er immer», erinnert sich Marion.

Im Juli 1970 wurde Lesser unerwartet ein zweites Mal verhaftet. Diesmal hatte die Anklage einen viel stichhaltigeren Fall vorbereitet. Die Anklageschrift, in der auch der den Einsatzgruppen zugeteilte Dolmetscher Lessers belastet wurde, belief sich auf über zweihundert Seiten. Lesser wurde beschuldigt, Dutzende organisierter Hinrichtungen geleitet zu haben, die im Einzelfall zwanzig bis siebenhundert Opfer forderten. Lesser wurde die persönliche Verantwortung für die Ermordung von über zweitausendsechshundert Menschen, darunter ganze Familien, zugeschrieben. Die Anklageschrift liess keinen Zweifel an der Art seines Kriegsdienstes, indem es hiess, er sei im Zusammenhang mit der Hinrichtung von Juden mit ausserordentlicher Grausamkeit vorgegangen. «In keiner Weise, Art oder Form verhielt er sich menschlich. Im Gegenteil, er zeichnete sich durch seine Präzision, seinen Eifer aus.» Erneut wurde Lesser nach einem kurzen Gefängnisaufenthalt gegen Kautionsfreilassung freigelassen. Und wieder wurde Marion nicht über die Einzelheiten seiner Verhaftung oder die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen informiert. Obwohl siebzehn Jahre alt und in der Schule politisch rebellisch, vermochte sie sich nicht zu überwinden, sich mit ihrem Vater auseinanderzusetzen. Der Rest der Familie verhielt sich still.

Um diese Zeit verliess Marion die Schule, ohne ihr Abitur gemacht zu haben. Im Jahr 1972 heiratete sie im Alter von neunzehn Jahren, doch ihre Ehe dauerte nicht einmal drei Jahre.

Während Marion bemüht war, ihr eigenes Leben unabhängig von der Familie einzurichten, bereitete sich ihr Vater auf seinen Prozess vor. Eine Gruppe ehemaliger Nazioffiziere, die sich *Stille Hilfe* nannte, bot Lesser Geld für seine Verteidigung, und er nahm sich einen rechtsgerichteten Anwalt. Einer von dessen ersten Schachzügen bestand darin, den bevorstehenden Prozess wegen des schlechten Gesundheitszustands seines Mandanten hinauszuzögern. Mit dieser Taktik hatte er fast fünf Jahre lang Erfolg. Im Jahre 1974 begleitete Marion ihren Vater auf einer seiner Reisen zu einem Münchner Arzt. An diesem Tag änderte sie für immer ihre Meinung über ihn.

«Ich musste lange auf ihn warten, und seine Akten steckten in der offenen Tasche; ich hatte gerade begonnen, einen Blick auf sie zu werfen. Und zum erstenmal fand ich heraus, was er genau getan hatte, worum es in dem Prozess ging, welche Verbrechen er begangen hatte. Ich sah die Anklageschrift und wollte nur einen kurzen Blick darauf werfen. Doch dann waren da ein paar Bemerkungen in der Hand-

schrift meines Vaters an den Rand geschrieben, die meine Aufmerksamkeit erregten. Ich konnte sofort sehen, dass diese Bemerkungen für seinen Anwalt bestimmt waren. In einigen beschuldigte er seinen Dolmetscher und ging sehr in Einzelheiten, was die Anzahl der Bewacher betraf und dass weniger Juden hingerichtet worden seien. Wenn es zum Beispiel hiess, vier Menschen seien zur Grube geführt worden, dann hatte er es durchgestrichen und hingeschrieben, dass es an jenem Tag nur zwei gewesen seien oder acht oder wie auch immer. In diesem Stil hatte er die gesamte Anklageschrift korrigiert. Ich war schockiert. Mir wurde nicht nur klar, wessen man ihn beschuldigte, sondern dass sein Gedächtnis sehr präzise und in allen Einzelheiten arbeitete. Er hatte immer gesagt, er könne sich nicht erinnern, niemand könne das nach all der Zeit. Ich war wie gelähmt, ausserstande, darüber zu reden. Selbst später nicht, denn der Schock war zu gross. Ich erzählte ihm nicht, was ich gesehen hatte. Lange Zeit redete ich mit niemandem darüber.

Trotzdem kümmerte ich mich weiter um ihn. Damals war ich der Überzeugung, dass zwei falsche Dinge kein richtiges ergeben – ich konnte ihn nicht einfach bestrafen, weil er etwas Schlechtes getan hatte. Schliesslich war er mein Vater und hatte mir persönlich nichts Böses getan. Zu jener Zeit durchlebte ich wegen der Scheidung von meinem Mann private Sorgen, und das lenkte mich von den vielen Problemen ab, die ich mit meinem Vater hatte. Erst später begriff ich das ganze Ausmass – eigentlich, würde ich sagen, erst in den letzten Jahren.»

Marion glaubt, als erste in der Familie die Anklageschrift gesehen und den ganzen Umfang der gegen Lesser erhobenen Beschuldigungen begriffen zu haben. Ganz für sich versuchte sie, das gerade entdeckte Bild eines Verbrechers mit dem ihres liebenden Vaters in Einklang zu bringen.

Der Prozess gegen den Vater begann 1975. Er bat sie, nicht dabeizusein. Nur einmal schlich sie sich in den Gerichtssaal, sonst befolgte sie sein Gebot. Von den Zeugen, die gegen ihn aussagten, hörte sie niemanden. «Aber ich weiss sehr gut», sagt Marion, «dass viele seiner Freunde kamen, um zu bezeugen, welch braver Mann er sei. Darauf war er sehr stolz.» Lesser beeindruckte den Richter auch dadurch, dass er bestimmte Verbrechen eingestand und seinen Dienst in der SS bereute. ‚Jetzt weiss ich, dass er nur zugab, was bereits hundertprozentig erwiesen war‘, sagt Marion. «Was die Reuebekundungen

anging, so war er stets ein guter Schauspieler gewesen. Ich weiss, dass er nicht bereut, dass er nicht bedauert, was er tat. Er glaubt, er habe seine Pflicht getan, es sei alles rechtens gewesen, und er ist stolz darauf, nicht beschämt. Für keines seiner Opfer hat er je Mitleid empfunden. Aber er wusste, dass er das dem Gericht nicht sagen durfte.» Am Tag der Urteilsverkündung befand sich Marion im Gerichtssaal. Lesser wurde für schuldig befunden, an zwanzig Hinrichtungen mit insgesamt siebenhundertsechsvierzig Morden beteiligt gewesen zu sein oder sie geleitet zu haben. Das Urteil lautete zwanzig Jahre Gefängnis. Der von der scheinbaren Reue beeindruckte Richter milderte die Strafe jedoch beinahe umgehend auf fünf Jahre Freiheitsentzug mit erleichterten Haftbedingungen. Erst im Juni 1977, nachdem alle Berufungsmöglichkeiten erschöpft waren, trat Lesser seine Haftstrafe an.

«Als das Urteil verkündet wurde, überraschte mich das Strafmass nicht», sagt Marion. «Ich will nicht darüber richten, was angemessen ist und was nicht. Man kann Verbrechen wie diese nicht an der Länge einer Gefängnisstrafe messen. Wäre er kurz nach Kriegsende angeklagt worden, hätte er wahrscheinlich lebenslänglich bekommen. Doch selbst wenn man ihn für den Rest des Lebens hinter Gitter gesetzt hätte, wäre das Leiden der von ihm getöteten Menschen und ihrer Angehörigen unmöglich gesühnt worden. Nicht einmal mit lebenslänglich.

Ich besuchte ihn oft im Gefängnis. Aber ich möchte entschieden klarstellen, dass ich nie, nie hinnahm, was mein Vater tat. Im Gegenteil, er trägt eine schwere Last, und seine Taten lassen sich niemals ungeschehen machen.»

Lesser wurde schliesslich die Zeit, die er bei vorangegangenen Verhaftungen im Gefängnis verbracht hatte, auf seine Haftstrafe angerechnet, und so blieb er nur zweieinhalb Jahre im Gefängnis. Der wegen Mordes Verurteilte wurde zu Weihnachten 1979 wieder freigelassen.

«Nach seiner Heimkehr gab es niemanden unter seinen Freunden, der ihn mied», sagt Marion. «Im Gegenteil, sie nahmen ihn vorbehaltlos wieder in ihren Kreis auf. Sie sind der Meinung, mit seiner Verurteilung und seiner Haftstrafe sei grosses Unrecht geschehen. Auch er denkt so und meint, die Regierung habe ihm Schaden zugefügt und ihn unfair behandelt. Es ist interessant, dass kein einziger in der Stadt ihn je kritisierte. Er stieg sogar in höhere gesellschaftliche Kreise auf!»

Kurz nach der Freilassung des Vaters traten für Marion zwei wichtige Ereignisse ein. Sie heiratete zum zweitenmal und bekam bald ihr erstes Kind, einen Sohn. Zögernd begann sie mit ihrem Mann über den Vater zu sprechen. Von Anfang an half er ihr, die Verbrechen des Vaters aus der richtigen Perspektive zu sehen und bestärkte sie in ihrer Unabhängigkeit.

Nach der Geburt von Marions Sohn im Jahre 1980 kam Lesser häufiger zu Besuch; ihn drängte es, seinen ersten Enkel zu sehen. Noch immer fühlte sich Marion ausserstande, mit ihrem Vater über dessen Vergangenheit zu reden. Noch immer wusste er nicht, dass sie die Anklageschrift gesehen hatte und die volle Wahrheit über seinen Dienst bei den Einsatzgruppen kannte. Sie hatten ein gespanntes Verhältnis zueinander, doch er wusste nie, warum. Aus Angst vor seinem Einfluss bemühte sie sich, seinen Kontakt zu den Kindern (1982 wurde eine Tochter geboren) einzuschränken.

Im Jahre 1985 begegnete Marion einer Frau, die ebenfalls die Tochter eines Nazis war, Dörte von Westernhagen. Sie recherchierte im Zusammenhang mit einem Buch über Kinder nichtprominenter Nazi-funktionäre. Das Buch, *Die Kinder der Täter*, erschien 1987 in Deutschland, und die Autorin nahm ein Kapitel über Marion und ihren Vater darin auf. Das war kurz nach der Veröffentlichung von *Schuldig geboren*, einer Sammlung anonymer Gespräche mit Kindern von Nazis.

«Eines Tages sah mein Vater bei mir zu Hause ein Exemplar von *Schuldig geboren*, und im Scherz fragte er: ‚Was hast du da? Bist du da auch drin?‘ Und darauf fragte ich ihn: ‚Was würdest du tun, wenn?‘ Er tat diese Andeutung rundheraus ab: ‚Unsinn! Unsinn!‘»

Zwei Jahre nach dem Erscheinen von Marions Interview im Buch von Dörte von Westernhagens Buch erzählte ein Cousin Lesser darüber. Er geriet ausser sich. «Er hätte es wahrscheinlich nie selber herausgefunden», sagt Marion. «Er liest so etwas nicht, nichts über jene Zeit. Er war aufgebracht. Fast alle in der Familie waren aufgebracht. Sie sahen es als öffentliche Nestbeschmutzung an. Die meisten nahmen das zum Anlass, mit mir zu brechen.

Mein Vater konnte einfach nicht damit fertig werden. Er sprach nicht mit mir darüber, aber seine Aggressionen wurden immer heftiger. Das wirkte sich auch auf meine Kander aus.

Einige Zeit später erhielt ich von ihm einen langen Brief, in dem er

versuchte, alles, was ich gesagt hatte, richtigzustellen. Er griff mich darin an. Zum Beispiel sagte er, als Entschuldigung für mich könne dienen, dass ich eine Psychopathin sei, wie ich selber bewiesen hätte, indem ich mich in diesem bertichtigten Interview wie wild gebärdet habe. Er schrieb auch, er würde sein Verhalten gern seinen Enkeln gegenüber rechtfertigen. Nach diesem Brief entschloss ich mich, jeden weiteren Kontakt mit ihm zu meiden. Es folgte ein zweiter Brief, aber ich verweigerte seine Annahme, um mich zu schützen.»

Wenngleich sie nur etwa sechzig Kilometer voneinander entfernt leben, hat Marion ihren Vater zwei Jahre lang weder gesprochen noch gesehen. «Ich weiss, wie sehr es ihn schmerzt, dass seine Enkel von ihm ferngehalten werden. Er leidet darunter! Aber er hat sich selbst in diese Lage gebracht.»

Marion verspürt keinen Hass auf ihren Vater. «Ich lebte und lebe in einem Konflikt. Ich habe nie das Bild eines guten und liebevollen Vaters und zugleich eines Verbrechers zu begreifen vermocht. In den letzten Jahren ist es besser geworden, da ich keinen Kontakt zu ihm habe. So ist das Bild des liebenden Vaters verblasst. Ich sehe ihn jetzt eher als einen Menschen, der seine Seele mit den Morden an vielen anderen Menschen belastet hat. Wenn ich etwas für ihn empfinde, dann ist es Mitgefühl. Mitleid.» Wegen der Verbrechen ihres Vaters hat sich Marion ganz besonders bemüht, ihre Kinder in einer offenen, liberalen Atmosphäre zu erziehen. Sie besuchen die Steiner-Schule und haben sich für geisteswissenschaftliche Fächer entschieden; die Nazibehörde ihres Vaters hatte die Schule während des Kriegs geschlossen. «Ich hoffe sehr oft, dass in mir oder meinen Kindern keiner der Charakterzüge meines Vaters durchbricht», sagt sie. «Ich glaube, vieles wird durch die Umwelt, in der man aufwächst, gesteuert, und mein Mann und ich versuchen bewusst, unsere Kinder anders zu erziehen. Wir lehren sie, menschlich und allen gegenüber tolerant zu sein und dass alle gleich geboren werden. Wir erklären ihnen, dass man die Rechte eines jeden Menschen achten muss. Ich möchte nicht, dass mein Sohn zum Militär geht, und versuche, ihm diesen Pazifismus einzugeben.

Noch habe ich meinen Kindern nichts über die Rolle ihres Grossvaters im Krieg erzählt. Sie sind zu jung [acht und zehn]. Aber wenn ich sie für alt genug halte, zu begreifen, werde ich ihnen die Prozessprotokolle und Bücher und alles über ihn geben, damit sie die Wahrheit erfahren.»

Marion engagiert sich auch sozial. «Ich helfe ausländischen Familien hier in Deutschland. Es beginnt mit der Sprache und reicht bis zur sozialen Integration. Auf meine bescheidene Weise versuche ich, diesen vom Glück weniger begünstigten Familien bei ihren sozialen Problemen behilflich zu sein. Ich denke, dass ich mit dieser Art Arbeit versuche, seine Untaten wiedergutzumachen.» Jüngst hat sie Israel besucht, «eine wundervolle Erfahrung», und plant, noch einmal dorthin zu reisen. Marion hält ihre Kinder auch dazu an, mit griechischen und türkischen Kindern zu spielen, die von den anderen im Dorf oft gemieden werden. So bemüht sie sich, eine Identität aufzubauen, die sich von der ihres Vaters grundlegend unterscheidet. «Er wird sich überhaupt nicht ändern. Er denkt immer noch, dass es Rassen gibt, die nicht so lebenswert sind wie die arische. Auch andere Leute denken so. Wäre ich so brutal wie er, würde sich nie etwas ändern – weder in unserer Familie noch überhaupt. Ich muss anders sein als er. Er hätte etwas tun können für die Allgemeinheit, hätte Spenden geben, karitativ arbeiten können. Irgendeinen Versuch der Wiedergutmachung hätte er unternehmen können. Es gibt Dinge im Leben, die man nie wieder geraderücken kann, aber man kann sein Bestes tun, und das hat er nie auch nur versucht.»

Als ich mich mit Marion bei ihr zu Hause unterhielt, zeigte sie mir ein Fotoalbum, das ihr Vater 1983 zusammengestellt und ihr geschenkt hatte. Es ist ein nostalgischer Blick auf seine Familie und seinen Dienst als Nazi. Die Fotos zeigen junge Männer in Naziuniformen, Sportveranstaltungen der Nationalsozialisten, ihren Vater in seiner prächtigen SS-Uniform – sogar das Original seiner Heiratsanzeige mit den SS-Insignien darauf. Auf eine Seite hatte er über die Fotos von Heydrich und Göring die Überschrift «Meine Chefs» gesetzt, an anderen Stellen des Albums die SS-Runen sorgfältig nachgezeichnet.

«Das waren seine Andenken», sagt Marion. Als er mir das Album überreichte, war es für ihn irgendwie eine Last geworden, all die Fotos von meiner Mutter und das alles. Es ist typisch für ihn, dass er, wenn etwas zu schwierig für ihn wird, es beiseite schiebt. So hat er es auch mit diesem Album gemacht. Aber es zeigt, wie er noch immer fühlt.» Sie schüttelt leicht den Kopf, als sie die Bilder betrachtet. «Wir haben es alle so satt zu hören, ‚ich habe nur meine Pflicht getan‘», sagt sie mit leiser Stimme, als spräche sie zu sich selber und nicht zu mir.

Bei unseren Gesprächen war auch Marions Cousine Ute zugegen. Sie versuchte, mir den Konflikt begreiflich zu machen, in dem sich Marion noch heute befindet. «Marion wartet auf irgendjemanden, auf etwas wie einen Zauber, der ihr die grosse Last abnimmt. Als sie das erste Mal darüber sprach, hoffte sie auf eine Katharsis, darauf, dass alles ein für allemal aus dem Bewusstsein getilgt würde. Aber je öfter sie darüber sprach, desto schlimmer wurde es. Es ist die Uneinsichtigkeit ihres Vaters, seine fehlende Bereitschaft, sich zu ändern, die es ihr so unerträglich macht. Es ist seine Weigerung, wenigstens für einen Moment das Barbarische seiner Kriegstaten zuzugeben.» Marion unterbricht: «Er ist so sehr davon überzeugt, dass er recht hat. Niemals auch nur ein bisschen Reue oder Schuldbewusstsein. Ich kann nicht begreifen, dass er mein Vater und gleichzeitig so ist.»

Als ich sie ansprach und sagte, dass ich sie gern in dieses Buch aufnehmen würde, wusste sie nicht, was sie tun sollte. Anfangs zögerte sie auch deshalb, weil in dem Buch eine Reihe von Kindern prominenter Nazis zu Wort kommen sollten. Sie bezweifelte, dass ihr Vater in eine Reihe mit so hochrangigen oder berüchtigten Nazis gehörte. «Am Ende gelangte ich zu dem Schluss, dass es nicht eigentlich auf den Rang ankomme», sagt sie. «Was zählt, ist die Vernichtung jedes Einzelnen. Jeder Tod eines Menschen war Mord. Was mein Vater tat, reicht aus.

Lange Zeit habe ich mich gefragt, ob ich mit meiner persönlichen Geschichte noch einmal an die Öffentlichkeit gehen sollte. Ich tue das nur, weil ich lange mit Ihnen gesprochen habe. Inzwischen habe ich keine Angst mehr. Ich fürchte mich nicht vor den Repressionen oder Drohungen meiner Familie. Aber ich denke an meine Kinder, und sie sollen darunter nicht leiden. Ich bin dahin gelangt, nachdem ich lange darüber nachgedacht habe, dass man Geschehenes nicht wiedergutmachen kann. Aber wenn Leute von meiner Geschichte hören, wird ihnen hoffentlich bewusst, dass sie mit wachen Sinnen auf politische Veränderungen reagieren sollten und dass jeder Einzelne dafür verantwortlich ist, dass ähnliches nie wieder geschieht. Die Menschen müssen sich für Freiheit und Frieden und vor allem für Menschlichkeit einsetzen.»

¹ Für die deutsche Ausgabe wurden deshalb die Namen der Interviewten und ihrer Angehörigen geändert [Anm. d. Übers.].

² Sein verstorbener Bruder hatte ebenfalls der SS angehört.

KAPITEL 12

Das Nazierbe

Der Justizpalast in Nürnberg steht noch. Der stattliche Bau nimmt eine riesige Fläche ein, das Hauptgebäude ist prachtvoll wie eh und je mit seinen endlosen steinernen Korridoren und mehr als sechshundertfünfzig Räumen. Vorbei an geheimnisvollen Ecken und Winkeln, die von den Treppen abgehen, gelangt man zu dem gewaltigen zwei-stöckigen Gerichtssaal, dem Ort des Prozesses gegen die Hauptkriegsverbrecher im Jahre 1945. Anstelle der prunkvollen Kronleuchter strahlt heute Neonlicht, und die zweihundertfünfzig Reporter fassende Pressetribüne wurde abgerissen, dennoch sieht der ganze Raum bemerkenswerterweise noch immer so aus, wie er uns von den Fotos der auf der zweireihigen Anklagebank sitzenden Naziangeklagten bekannt ist. In diesem Raum wurde über das Schicksal der Väter von Wolf Hess, Edda Göring, Ursula Dönitz, Cordula Schacht sowie Niklas und Norman Frank entschieden. Von diesem Raum aus erfuhr alle Welt von den Einzelheiten der Endlösung und den Massakern unter Millionen von Zivilpersonen.

Das verlassene Nürnberger Gerichtsgebäude war gleichwohl das Ziel einer unangenehmen Pilgerfahrt, die Niklas Frank 1987 dorthin unternahm. Ganz im Gegensatz zu der beinahe zirkusartigen Atmosphäre, in die der Saal 1945 getaucht war, betonten die hohe Decke und die strengen Flächen das Schweigen von Niklas Frank, der da einsam seine Wacht hielt. In dieser spartanischen Umgebung konzentrierte er sich auf den Höhepunkt im Plädoyer des britischen Anklägers. «Vielleicht wird diese Schuld Deutschlands nie getilgt, denn das deutsche Volk hat an ihr in hohem Masse Anteil. Doch es waren diese Männer, die mit einer Handvoll Gefolgsleuten diese Schuld über Deutschland brachten und das deutsche Volk ins Verderben stürzten. Dass diese Angeklagten daran beteiligt waren und die moralische Schuld an Verbrechen tragen, die so schrecklich waren, dass sie jedes Vorstellungsvermögen übersteigen und man beim blossen Gedanken daran zutiefst erschüttert ist, steht ausser Frage. Erinnern wir uns stets der Worte des Angeklagten Frank: ‚Tausend Jahre werden dahingehen, und noch immer wird diese Schuld Deutschlands nicht getilgt sein‘.»

Niklas starrte auf die Wand, wo die grosse Anklagebank gestanden und vor einer Generation sein Vater gesessen hatte. «Ich stelle mir in meiner Phantasie vor», sagt Niklas, «dass ich hier jedes Jahr sitze und darauf warte, dass mein Vater erscheint. Und er sagt dann: ‚Ich bin schuldig, ich bin wirklich schuldig!‘ Dann erzählt er, warum er schuldig ist und in welchem Jahr er zum Verbrecher wurde. Ich warte darauf. Das ist mein Traum, aber er hat sich nie erfüllt.»

Die Sünden des Vaters: Ihre Wirkung auf eine zweite Generation Deutscher wurde kaum verstanden oder wahrgenommen. Die Kinder derer, die dem Dritten Reich dienten, mussten sich viel stärker mit ihrem dunklen Erbe auseinandersetzen als die übrigen Angehörigen der deutschen Nation.

Wer mit der Politik und den Verbrechen des Vaters brach, wird oft von Scham und Schuld geplagt. Die Brüder Frank zum Beispiel werden von Bildern heimgesucht, in denen Berge verrenkter Leichen oder in ein Getto gepferchte jüdische Familien zu sehen sind. Doch auch ohne diese haarsträubenden Erinnerungen verwirrt viele ihr Erbe; fast teilen sie mit ihren Vätern die Schuld an den Verbrechen. «Ich habe Angst», sagt Marion Lesser, dass Leute nichts mit mir zu tun haben wollen, wenn sie erfahren, was mein Vater getan hat.» «Ich würde gern nach Israel fahren», bemerkt Niklas Frank, «aber wie kann ich das? Ich schäme mich vor diesen Menschen.» «Ich bitte alle Opfer aufrichtig um Entschuldigung dafür, was mein Vater tat», sagt Rolf Mengele. Das extremste Beispiel ist Norman Frank, der sich entschloss, kinderlos zu bleiben, denn «nach allem, was mein Vater getan hat, denke ich, dass der Name Frank nicht fortbestehen sollte.» Der Konflikt zwischen dem Bild von einem guten, liebenden Vater und dem in Dokumenten und Zeugenaussagen beschriebenen Verbrecher wird selten gelöst. Die in diesem Buch geschilderten Männer zeigten ihren Familien gegenüber keine offenen Anzeichen psychopathischen Verhaltens, nach denen die Analytiker oft suchen. Wer den Krieg überlebte, fand nie wieder zu seinem verbrecherischen Verhalten als Nazi zurück. Mörder wie Mengele und Lesser führten ein ruhiges, bescheidenes Leben, von Schuld nicht belastet. Die Unfähigkeit zu bereuen finden einige Kinder am beunruhigendsten. Die zweite Generation empfindet oft grössere moralische Empörung über die Greuelthaten als ihre Eltern, die eigentlichen Täter.

Für den, der seine Eltern verurteilt, ist der Versuch, ihre Motivation zu begreifen, beschwerlich und verwirrend zugleich. Ehrgeiz und Schwäche, die oft als motivierende Faktoren herangezogen werden, erklären die Taten ihrer Väter nur zum Teil. Nicht jeder ehrgeizige Mensch ist zum Mord fähig, und Schwäche allein gibt keinen Aufschluss über hasserfüllte und barbarische Äusserungen. Mengele schiebt dem Ehrgeiz seines Vaters die Schuld zu, doch betrachtet er ihn noch immer als «einen Fremden». Norman Frank beunruhigt weiterhin, dass er keine rationale Grundlage für das extreme Verhalten seines Vaters entdecken kann. Marion Lesser hat es aufgegeben: «Ich werde meinen Vater nie verstehen.»

Auf der anderen Seite des Spektrums stehen diejenigen Kinder, die stolz darauf sind, ihre Väter zu verteidigen. Oft brennen sie darauf, jede Missetat zu leugnen, und sie machen den gleichen anachronistischen Eindruck wie die hassenswerten Theorien des Nationalsozialismus. Wolf Hess belastet die Verteidigung seines Vaters genauso wie andere Kinder die Konfrontation mit ihren Eltern. Ursula Dönitz und Edda Göring, deren Häuser voller Andenken an ihre Väter und an den zweiten Weltkrieg sind, beweisen, dass sie innerlich teilweise noch am Ruhm ihrer Väter aus den Kriegszeit hängen. Insofern sie die Handlungen ihrer Eltern rechtfertigen, haben sie sich nicht von der ungestümen Gefühlswelt der Nazizeit befreien können. Sie leugnen die Mittäterschaft ihrer Väter an monströsen Verbrechen und versuchen so, das Fortbestehenden ihrer Liebe zu rechtfertigen. Da sie sich weigern, auch nur die geringste Spur eines Verbrechens anzuerkennen, sehen sie sich nicht gezwungen, ihre Gefühle zu erläutern oder zu entschuldigen. Niemand von ihnen wird wie Niklas Frank heimgesucht von den widersprüchlichen Bildern eines nachsichtigen, gebildeten Vaters, durchdrungen von deutscher Musik und Dichtkunst, und eines Verbrechers, der über zwei Millionen polnische Juden in den Tod schickte. Sie ziehen die Scheidelinie bei den «Exzessen im Osten», und wenn sie schon den Holocaust zugeben, dann schieben sie die Verantwortung anderen zu.

Ob die Kinder ihre Eltern verteidigen oder verurteilen, in jedem Fall gilt: Je berühmter der Name der Familie, desto stärker der Druck der Öffentlichkeit. Diese «prominenten» Kinder sieht man oft im Licht ihrer Eltern, man beurteilt sie eher an deren Laufbahn als an ihrer eigenen. Franz Ludwig Stauffenberg und Cordula Schacht haben sich

energisch bemüht, sich von dem überragenden Ruf ihrer Väter unabhängig zu machen und ein eigenes Leben zu führen, während Rolf Mengele klagt, er müsse immer noch vorsichtig sein mit einer politischen Meinung, «denn die Leute sagen, das ist der Sohn von Mengele, wollen wir mal hören, wie er sich hierüber oder darüber äussert.» All diese Kinder sind von der Öffentlichkeit bis ins kleinste ausgeforscht worden. Doch solch eine Nachkommenschaft hat auch einen Vorteil. Sie brauchten sich nie auf ihre Väter zu verlassen, wenn es um Informationen über ihre Nazivergangenheit ging. Infolge ihrer hohen Positionen oder ihres Bekanntheitsgrads sind die Geschichtsbücher mit Informationen angefüllt. Rolf Mengele und Cordula Schacht nutzten die ihnen verfügbaren Quellen, um objektiv etwas über die Handlungen ihrer Eltern zu erfahren. Andere indes, vor allem Wolf Hess und Edda Göring, haben die Aufzeichnungen ignoriert und sie zum grössten Teil als «Lügen und Propaganda» abgestempelt. Sie haben damit die seltene Gelegenheit verschenkt, der Wahrheit ins Auge zu blicken und symbolisch mit der Vergangenheit zu brechen. Leugnen ist ein machtvolles Werkzeug der Gefühle. Im Falle von Nazieltern, die selber leugnen, Böses getan zu haben, überrascht es nicht, dass sich einige Kinder der nachdrücklichen Wahrheitssuche zugunsten einer eher wohlwollenden, nicht so gefährlichen Beurteilung verschliessen.

Die Kinder weniger bekannter Nazis mögen öffentlichen Nachforschungen entgangen sein. Doch blieb ihnen die Qual des Umgangs mit dem Erbe nicht erspart. Die turbulenten Beziehungen Marion Lessers und Ingeborg Mochars zu ihren noch lebenden Eltern schliessen jede Vermutung aus, dass sie ein leichteres Leben hatten. Einerseits ist ihre Aufgabe schwieriger: Da es keine öffentlichen Informationen über ihre Väter gibt, müssen sie darauf vertrauen, dass in ihren Familien die Wahrheit gesagt wird. Es handelt sich nicht um einen Gesprächsgegenstand, den viele deutsche Eltern ungehemmt diskutieren. Marion Lesser erfuhr von der Vergangenheit ihres Vaters nur, weil sie zufällig über die Anklageschrift stolperte. Ingeborg Mochars Vater erzählte ihr zwar, was er im Krieg tat, aber sie hatte nie Gelegenheit, die Tatsachen zu überprüfen, bis ich seine Akte im Berlin Document Center einsehen durfte. Sie hatte befürchtet, ihr Vater habe gelogen, und sie würde eine verbrecherische Vergangenheit feststellen.

Die für die Untaten verantwortliche Generation hat jegliche Diskussion abgebrochen. Sie verweigerte sich der Aufrichtigkeit und der Ehrlichkeit. Dieses Schweigen hat Reibungen in der Familie nicht beseitigt, sondern nur unterdrückt, oft auf Kosten der Psyche des Kinds. Jahre nach dem Tod ihrer Eltern drängen Kinder auf die öffentliche Diskussion ihrer Gefühlswelt, die ihnen ihre Väter verwehrt haben.

Da die Täter schwiegen, wurde die Last der Wahrheitssuche und der Übernahme der Verantwortung an eine andere Generation weitergereicht. Nur Rolf Mengele und Ingeborg Mochar nahmen die in dieser Last liegende Herausforderung an und stellten ihre Väter zur Rede. Rolf Mengele kam im Streit mit seinem Vater nicht weiter und gab es schliesslich auf, ihm ein Reue- oder Schuldgefühl zu entlocken. Ingeborg Mochar hat zwanzig Jahre lang mit ihrem Vater debattiert und ihn erst kürzlich zu dem Zugeständnis veranlassen können, «vielleicht» sei die Vernichtung der Juden ein Fehler gewesen.

Einige hatten nie Gelegenheit zur Auseinandersetzung, da sie noch Kinder waren, als man ihre Väter hinrichtete. Niklas Frank hätte bestimmt seinen Vater zur Rede gestellt, doch jetzt umgibt ihn Leere. In anderen Fällen, selbst wenn die Väter noch leben oder Jahrzehnte nach dem Krieg gelebt haben, vermochten sich die Kinder nicht zu überwinden, vom Vater Rechenschaft über seine Kriegstaten zu verlangen. Während es viele einerseits gern gesehen hätten, dass ihre Eltern die Nazifolgschaft als einen Fehler zugeben, oder gern ein Wort des Bedauerns vernommen hätten, weigerten sie sich andererseits, dieses Eingeständnis zu erzwingen.

«Meine Generation», reflektiert Niklas Frank niedergeschlagen, «hat den Kampf gegen ihre Eltern verloren. Wir haben sie nie gefragt, was passiert ist, vor allem nicht: ‚Du, mein lieber Vater oder du, meine liebe Mutter, warum wart ihr schwach in jener Zeit? Warum warst du ein Feigling? Was habt ihr wirklich gewusst über die Juden in eurem Dorf, in eurer Stadt, in eurer Nachbarschaft? Was geschah mit ihnen?‘ Wenn all die alten Nazis tot sind, dann erst werden unsere Kinder zu einem echten Neubeginn imstande sein.»

«Es ist genug jetzt», sagt Rolf Mengele. «Ich weiss, dass ich nichts ausrichten kann. Ich nehme an, es ist mein Schicksal, sein Sohn zu sein. Aber ich weiss, wenn man mit anderen Deutschen meines Alters spricht, dann denken nur sehr wenige wie ich an den Krieg, die Nazis,

die Verbrechen. Mein Vater hat diese Dinge getan, und nun muss ich für ihn antworten. Aber das kann nicht auf meine Kinder übergehen. Dieses Erbe muss mit mir sein Ende haben.»

«Und ich halte es für die Opfer und ihre Familien für wichtig», sagt Marion Lesser. «Sie sollten wissen, dass wir, die Kinder dieser Männer, die sich dieser Verbrechen schuldig gemacht haben, den Holocaust nicht einfach vergessen. Wir versuchen stattdessen, uns mit ihm auseinanderzusetzen. Die Morde an Millionen von Menschen, vor allem an den Juden, lassen sich nicht wiedergutmachen. Wir bemühen uns, unseren bescheidenen Beitrag zu leisten, damit das nie wieder geschieht. Das ist unsere besondere Verpflichtung.»

Bibliographie

Bücher und Aufsätze

- Benton, Wilbourn und Grimm, George (Hrsg.), *German Jews of the War Trials*, Dallas 1955.
- Bewley, Charles, *Hermann Goering and the Third Reich*, New York 1962.
- Conot, Robert E., *Justice at Nuremberg*, New York 1983.
- Davidson, Eugene, *The Trial of the Germans: An Account of the Twenty-Two Defendants Before the International Military Tribunal*, New York 1966.
- Dawidowitz, Lucy, *The War Against the Jews*, New York 1970.
- Dönitz, Karl, *Zehn Jahre und Zwanzig Tage*, Bonn 1958.
- Dönitz, Karl, *Mein wechselvolles Leben*, Göttingen u.a. 1968.
- Dönitz, Karl, *Deutsche Strategie zur See im Zweiten Weltkrieg, Die Antworten des Grossadmirals auf 40 Fragen*, Frankfurt am Main 1970.
- Dulles, Allen, *Germany's Underground*, New York 1947.
(Dt. *Verschwörung in Deutschland*, Kassel 1949).
- Ferencz, Benjamin B., *Less Than Slaves*, Cambridge, Mass., 1979.
(Dt. *Lohn des Grauens*, Frankfurt am Main 1981).
- Fishman, Jack, *The Seven Men of Spandau*, New York 1954.
- Frank, Hans, *Das Diensttagebuch des Deutschen Generalgouverneurs in Polen, 1939-45*, Stuttgart 1975.
- Frank, Hans, *Im Angesicht des Galgens*, München 1953.
- Frank, Niklas, *Der Vater: Eine Abrechnung*, München 1987.
- Frischauer, Willi, *The Rise and Fall of Hermann Goering*, New York 1951.
- Gilbert, Dr. Gustave M., *Nuremberg Diary*, New York 1947.
- Gilbert, Dr. Gustave M., «*Hermann Goering, Amiable Psychopath*»,
in: *Journal of Abnormal and Social Psychology*, Vol. 43, No. 2
(April 1948).
- Gilbert, Martin, *The Holocaust: A History of the Jews of Europe During the Second World War*, New York 1985.
- Göring, Emmy, *An der Seite meines Mannes*, Göttingen 1967.

- Hess, Wolf Rüdiger, *Mein Vater Rudolf Hess. Englandflug und Gefangenschaft*, München/Wien 1984.
- Hess, Wolf Rüdiger, *Mord an Rudolf Hess? Der geheimnisvolle Tod meines Vaters in Spandau*, Leoni am Starnberger See 1989.
- Hess, Wolf Rüdiger (Hrsg.), *Hess – Weder Recht noch Menschlichkeit, Das Urteil von Nürnberg – Die Rache in Spandau. Eine Dokumentation*, Leoni am Starnberger See 1974.
- Hilberg, Raul, *The Destruction of the European Jews*, Chicago 1961.
- Irving, David, *Göring*, München 1987.
- Kelley, Douglas, *22 Cells in Nuremberg*, London 1947.
- Kempner, Robert M. W., «*Blueprint of the Nazi Underground*», in: Research Studies of the State College of Washington (June 1945).
- Kersten, Felix, *The Kersten Memoirs, 1940-1945*, New York 1957.
- Knieriem, August von, *Nürnberg. Rechtliche und menschliche Probleme*, Stuttgart 1953.
- Kranzbühler, Otto, «*Nuremberg, Eighteen Years Afterwards*», in: De Paul Law Review, Vol. 14 (1964).
- Manchester, William, *The Arms of Krupp, 1587-1968*, New York 1968. (Dt. *Krupp. 12 Generationen*, München 1968).
- Manveil, Roger und Heinrich Fraenkel, *Göring*, New York 1962.
- Manveil, Roger und Heinrich Fraenkel, *Hess*, London 1971.
- Padfield, Peter, *Dönitz. Des Teufels Admiral*. Frankfurt am Main 1984.
- Parker, John J., «*The Nuremberg Trial*», in: Journal of the American Judicature Society 30 (December 1964).
- Rees, John R. (Hrsg.), *The Mind of Rudolf Hess*, New York 1984.
- Reitlinger, Gerald, *The SS, Alibi of a Nation*, London 1956. (Dt. *Die SS, Tragödie einer deutschen Epoche*, Wien/München/Basel 1957).
- Rowe, Harvey T., «*Im Schatten der Väter*», in: Quick, 6. Nov. 1986.
- Schacht, Hjalmar, *Abrechnung mit Hitler*, Hamburg/Stuttgart 1948.
- Schacht, Hjalmar, *76 Jahre meines Lebens*, Bad Wörishofen 1953.

Schlabrendorff, Fabian von, *Offiziere gegen Hitler* (nach einem Erlebnisbericht bearb. und hrsg. v. Gero von Gaevernitz), Berlin 1984.

Shirer, William L., *The Rise and Fall of the Third Reich*, New York 1960. (Dt. *Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, Frankfurt am Main/Wien/Zürich 1962).

Speer, Albert, *Spandauer Tagebücher*, Frankfurt am Main u.a. 1978.
Speer, Albert, *Erinnerungen*, Berlin 1969.

Swearing, Ben E., *The Mystery of Hermann Goering's Suicide*, New York 1985.

Veröffentlichte Regierungsberichte und Studien

Nazi Conspiracy and Aggression, 10 Bde., Washington D.C. 1947.
Trials of War Criminals Before the Nuremberg Military Tribunals, 15 Bde., Washington D.C. 1951-1952.

Unveröffentlichte Regierungsberichte

National Archives, *Report of Board of Proceedings in Case of Hermann Göring (Suicide)*, Abteilung: Captured German Records, Washington D.C., Oktober 1946.

Archivquellen

Berlin Document Center; British Library, London; Bundesarchiv, Koblenz; Department of the Army, Military Intelligence Files, Fort Meade, Maryland; Hoover Institution of War, Revolution and Peace, Stanford, Kalifornien; National Archives and Records Services, Modern Military Branch, Washington, D.C.; Wiener Library, London; Zentralstelle der Landesjustizverwaltungen, Ludwigsburg.

Personenregister

Arendt, Hannah 66, 97
Barbie, Klaus 21, 24, 99
Barbie jun., Klaus (Sohn von Klaus Barbie) 24
Bartscherer, Dr. 127
Biddle, Francis 129, 199f
Bormann, Irmgard (Tochter von Martin Bormann) 21
Bormann, Martin 18, 44, 104, 124, 136, 179, 195, 255f
Brandt, Karl Adolf 21
Braun, Wernher von 111, 127
Bucher, Ewald 87
Cameron, James M. 94
Chanel, Coco 252
Churchill, Winston 67, 70f, 73
Diamond, Mary 107
Dönitz, Ingeborg, geb. Weber (Ehefrau von Karl Dönitz) 181, 194, 201, 204
Dönitz, Karl 23, 81, 113, 129, 176, 179-207
Dönitz, Klaus (Sohn von Karl Dönitz) 180, 182, 193
Dönitz, Peter (Sohn von Karl Dönitz) 180, 192
Dönitz, Ursula (Tochter von Karl Dönitz) 179-207, 279, 281
Dorsch, Xaver 103ff, 125ff
Eichmann, Adolf 66, 97, 99, 121, 158, 162, 176
Fichtner, Oberst 106
Frank, Brigitta (Tochter von Hans Frank) 26, 53
Frank, Brigitte (Frau von Hans Frank) 28ff, 42, 54ff
Frank, Elisabeth (Frau von Norman Frank) 54, 58
Frank, Hans 23, 25-61, 97, 129, 279
Frank, Michael (Sohn von Hans Frank) 26, 42, 53ff
Frank, Niklas (Sohn von Hans Frank) 25-61, 148, 176, 258, 279ff, 283
Frank, Norman (Sohn von Hans Frank) 25-61, 97, 279ff
Frank, Sigrid (Tochter von Hans Frank) 26, 29
Fritzsche, Hans 74
Fromm, Friedrich 219
Funk, Walther 8lf, 91, 138
Genoud, François 123f
George, Lloyd 70
George, Stefan 212
Gerhard, Wolfgang 172

Gilbert, Gustave 69
 Gneisenau, Neithardt von 211
 Goebbels, Josef 31, 40, 58, 107f, 124, 135, 179, 192, 194, 253
 Göring, Carin, geb. von Kantzow (erste Frau von Hermann
 Göring) 250, 254
 Göring, Edda (Tochter von Hermann Göring) 22, 51, 143f, 199,
 249-262, 279ff
 Göring, Emmy, geb. Sonnemann (Frau von Hermann Göring) 249,
 254, 256f, 259f
 Göring, Hermann 23, 31, 37, 58, 65, 68, 72, 75, 77, 105, 129f, 132,
 134, 136, 139, 179, 195f, 210, 217, 224, 249-262, 276
 Greeley, Horace 130
 Hackenjös, Alfons 15 7 ff
 Hamilton, Duke of 70f
 Hanke, Karl 105
 Haspel, Wilhelm 107, 116
 Haushofer, Albrecht 66, 70, 97
 Haushofer, Karl 67, 75
 Heidemann, Gerd 18
 Hess, Ilse (Frau von Rudolf Hess) 68, 71f, 75, 79f, 82f, 85f
 Hess, Rudolf 23, 60, 63-98, 139, 176, 250, 254, 260
 Hess, Wolf Rüdiger (Sohn von Rudolf Hess) 22, 63-98, 206, 254,
 260f, 279f, 281f
 Hessler, Günther 186f, 189f, 198
 Heydrich, Reinhard 125, 209, 264, 276
 Himmler, Heinrich 31, 37, 42, 44f, 49, 51, 68, 112, 121, 179, 192f,
 210, 217, 220, 222, 224, 233, 239, 251, 261, 264
 Hitler, Adolf 29f, 33, 42, 44f, 51, 58, 63ff, 67ff, 76f, 79, 89, 97ff,
 102ff, 111ff, 121f, 126f, 132ff, 137, 139, 141, 150f, 158, 164,
 176, 179f, 186, 188ff, 193ff, 202f, 205, 209f, 213f, 216ff, 224,
 231f, 235, 240, 250ff, 254ff
 Irving, David 121, 124
 Jackson, Robert 140
 Javits, Jacob 88
 Jodl, Alfred 180
 Kaltenbrunner, Ernst 25, 125, 139
 Keane, Darold W. 92
 Keitel, Wilhelm 72, 139, 217
 Kelley, Douglas 69
 Kersten, Felix 68f

Koch, Ilse 55, 61
 Kranzbühler, Otto 113 f, 197 ff
 Krüger, Friedrich 37
 Krupp, Alfred II Of, 113f, 251
 Lammers, Hans 44
 Lang, Jochen von 18
 Lasch, Karl 42, 60
 Lawrence, Geoffrey 84
 Lesser, Marion (Tochter von Hans Lesser)¹ 263-277, 280ff, 284
 Lesser, Hans¹ 23, 263-277, 280
 Levin, Bernard 84
 Ley, Robert 121
 Löhde, Wolfgang 18
 Mann, Thomas 67
 Matchoss, Dr. 107
 McCloy, John J. 114, 266
 Mengele, Almuth (zweite Frau von Rolf Mengele) 171
 Mengele, Dieter (Neffe von Josef Mengele) 173 ff
 Mengele, Irene, geb. Schoenbein (erste Frau von Josef Mengele) 151,
 154, 156ff, 169
 Mengele, Irmi (erste Frau von Rolf Mengele) 166
 Mengele, Josef 15, 23, 99, 121, 149-178, 239, 260, 280, 282
 Mengele, Karl-Heinz (Stiefsohn von Josef Mengele) 159ff, 173, 175
 Mengele, Martha (zweite Frau von Josef Mengele) 159ff, 175
 Mengele Rolf (Sohn von Josef Mengele) 15ff, 149-178, 263, 280,
 282ff
 Messerschmitt, Willy 72
 Meyer, Otto 107
 Milch, Erhard 77
 Mochar, Ernst 23, 235-248
 Mochar, Ingeborg (Tochter von Ernst Mochar) 23 5-248, 282f
 Mollinson, T. 150
 Müller, Ludwig 254
 Mussolini, Benito 32, 254
 Neurath, Konstantin von 81 f, 91, 202, 229
 Nimitz, Chester 198f
 O'Connor, Sixtus 28
 Olbricht, Friedrich 215
 Papen, Franz von 74, 141

Peron, Juan 158
Raeder, Erich 81f, 92, 187, 189, 191, 196
Ribbentrop, Joachim von 67, 139
Ridley, Nicholas 95ff
Röhm, Ernst 29f
Rommel, Erwin 216
Roosevelt, Franklin D. 67
Rosenberg, Alfred 25, 40
Rudel, Hans-Ulrich 158
Rüdin, Ernst 150
Saur jun., Karl Otto (Sohn von Karl Saur) 99-127
Saur, Karl Otto 23,99-127
Saur, Klaus (Sohn von Karl Saur) 99-127
Saur, Veronica (Frau von Karl Saur) 102f, 118
Schacht, Cordula (Tochter von Hjalmar Schacht) 129-148, 282
Schacht, Hjalmar Horace Greeley 23, 74, 81, 129-148, 251f, 259
Schacht, Konstanze (Tochter von Hjalmar Schacht) 137, 143
Schacht, Luise, geb. Sowa (erste Frau von Hjalmar Schacht) 131
Schacht, Manci (zweite Frau von Hjalmar Schacht) 136
Scheer, Ronnie (Schwiegersohn von Ernst Mochar) 242ff
Schirach, Baldur von 82, 129
Schneider, General 106
Schönhuber, Franz 124
Sedlmeier, Hans 168f, 174
Seidl, Alfred 60, 76, 80, 84, 87, 90, 92
Seyss-Inquart, Arthur 20
Shawcross, Hartley William 83
Spann, Wolfgang 93
Speer, Albert 68f, 82, 99, 104ff, 108, 110, 112f, 121f, 127, 129,
138, 194, 200, 202ff, 251, 253,257
Stauffenberg, Alexander von (Bruder von Claus von Stauffenberg)
224, 228
Stauffenberg, Berthold von (Bruder von Claus von Stauffenberg)
220, 228
Stauffenberg, Claus von 23, 106, 137, 209-233
Stauffenberg, Franz Ludwig von 209-233, 281
Stauffenberg, Melitta von (Schwägerin von Claus von Stauffen-
berg) 224ff

Stauffenberg, Nina von, geb. von Lerchenfeld (Frau von Claus von
Stauffenberg) 212, 226
Streicher, Julius 121, 139, 254
Thomale, Wolfgang 108
Thomas, Hugh 94
Thyssen, Fritz 101, 127, 251
Todt, Fritz 102ff, 251
Tuma, Romeu 15
Uxküll-Gyllenband, Gräfin von (Mutter von Claus von Stauffenberg)
211
Verschuer, Otmar Freiherr von 150ff
Wagner, Eduard 106
Wagner, Winifred 265
Wartenburg, Yorck von 211
Westernhagen, Dörte von 274
Wheelis, Jack 259f
Wiesenthal, Simon 17, 84
Woods, John 25

¹ Name geändert

Bildnachweis

Niklas Frank (1-4), National Archives, Washington (5, 9, 11, 17, 18), AP / Wide World Photos (6, 7, 10, 25, 27, 29), Bild-Zeitung (8), Paul Potter Ltd. (12), Gerald Posner (13), Rolf Mengele (14- 16), Ullstein (19-21), Karl Saur jr. (22-24), Voak Collection, Hoffmann-Archiv, Wien (26), The Keith Wilson Collection (28)